

Das Werk



Sichtbild: Debus.

Siegerländer Feinblechwalzer.

Vgl. den Aufsatz „Ein Besuch im größten Weißblechwerk Europas“.

Monatsschrift der „Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft“

XVII. Jahrg.

Düsseldorf



Juli/August 1937

Heft 7/8

thyssenkrupp Corporate Archives

Das Werk

XVII. Jahrg.

Düsseldorf, Juli/August 1937

Heft 7/8

Je mehr das Volk für den einzelnen,
der einzelne für das Volk bedeutet,
je mehr Möglichkeit sich bietet, in einem
Volke groß zu sein,
je mehr das Volk für die Welt, für die
anderen Nationen bedeutet,
um so näher steht es dem Höchsten, was
zu leisten ihm überhaupt beschieden sein
kann.

Eugen Diesel, 1929.

Vom Kritischen.

Von Moeller van den Bruck (1912).

Kritik ist Gerechtigkeit. Wenn man sie groß auffaßt, dann kann sie gar nichts anderes sein als die Offenbarmachung des Wertes, den die Werke der Menschen vor dem Ewigen haben. Und jedes Werk hat einen ewigen Wert: Wie wir uns ein Ding immer nur mit einem einzigen Wesen begabt denken können, nachdem es alles abgestreift hat, was ihm von anderen Dingen und Wesen vielleicht noch anhaftet, so kann dieses eine Wesen auch immer nur eine einzige Bedeutung haben. Man braucht dabei nicht gleich an ein mysteriöses Absolutum zu denken, das da irgendwo über dem Weltraum thronet. Es genügt vollkommen und wäre schon ein ungeheures metaphysisches Weltgesetz auf durchaus naturalistischer Grundlage, wenn man annimmt, daß jeder Wert in der Welt schließlich zum Durchbruch seines innersten Wesens gelangt und sich im großen Zusammenhange des Weltgeschehens den Platz einer bestimmten Bedeutung erringt. Auch der ewige Wert ist noch ein Wert des Raumes und der Wirklichkeit. Er übersteigt bloß sein zeitliches Sein und setzt sich in einem gleichsam überzeitlichen fest. An das stoffliche Gesetz, das diesem Vorgang im Groben, Unbewußten, Seelenlosen entspricht, glauben wir alle: es ist das von der Erhaltung der Kraft. An das entsprechende sittliche Gesetz sollten wir alle glauben: es wäre das von der Erhaltung der Wirkung und des Wertes. Nicht aufgebaut ist die Welt auf dem Grundriß gleichsam eines großen Gerechtigkeitsplanes: das würde eine kalte, steinerne, unbewegliche Welt sein, in der kein Lebender atmen könnte. Wohl aber ist der Trieb zu dieser Gerechtigkeit in sie gelegt: und es ist die Freiheit der in ihr Lebenden, daß sie sich dieses Triebes bewußt werden und nach ihm handeln. Denn nur dann, wenn es ein solches Gesetz in der Welt gibt, wenn der im Weltraum gegebene Stoff nicht aus Zufall, sondern intelligent und in einem Oranzen sich anordnet, in dem Zweck, Sinn und Ziel liegt: nur dann gibt es überhaupt eine Sittlichkeit in der Welt, und mit ihr zugleich ihre Erfüllung in einer Gerechtigkeit. Nur dann kann es also auch eine Berechtigung haben, wenn einzelne Menschen und Männer unter uns das Amt derjenigen Macht übernehmen, die den Drang zu dieser Gerechtigkeit einstmals in die Welt gelegt hat, und nun von ihrem Menschlichen aus den Dingen schon denjenigen Wert zu geben suchen, der denselben vom Göttlichen aus auf der Erde und im Weltraum gebührt. Wir aber sollten nach dem Beispiel solcher Menschen und Männer unser Verhältnis zu den Dingen grundsätzlich umkehren und einmal davon ausgehen, daß es in der Welt nichts als Gerechtigkeit gibt, und daß das, was uns als Ungerechtigkeit erscheint, und wär's der Stein, der sinnlos grausam unser Haupt trifft, nichts als verhüllte Gerechtigkeiten sind, deren Gerechtigkeitsgrund unseren Blicken bloß entzogen ist, weil uns ihr Weltgrund entzogen ist. Der Gerechtigkeit, so lehrt uns dies Beispiel, ergeht es wie der Wahrheit: es dauert oft lange, bis sie durchbricht, aber einmal bricht sie doch durch, und in den Dingen vorhanden ist sie stets.

Aber man wird sagen, daß es doch ersichtlich und zweifellos vernichtete Werte in der Welt gibt. Man wird auf ganze zerstörte Kulturen weisen, auf Statuen, die armlos und schändlich verstümmelt zum Himmel zu klagen scheinen, und auf Fresken, die von zerbröckelnden oder verwaschenen Mauern blaß und unkenntlich zu uns herübersehen. Doch gerade so, wie für uns heute — die wir die Dinge entwicklungsmäßig betrachten und das ewige Sein unter der Form eines ewigen Werdens erblicken — jenes zweckvolle Ungeordnetsein, das wir vom Weltstoff annehmen, in Wahrheit ein zweckvolles Sich-selber-Anordnen ist, und wie jener Plan, der der Schöpfung zugrunde

liegen muß, kein vorhergefaßter, sondern nur ein sich ständig selber verwirklichender sein kann: gerade so ist die Natur auch in allem dem, was sie wertschöpferisch tut, eine große Einheit, die ihre Werte selber veranlaßt, eine große Notwendigkeit, die alle Werte in sich umschließt, die nur überhaupt in ihr möglich sind.

Können wir uns die Natur auch nur um eine einzige Form anders denken, als sie in Wirklichkeit ist? Nein. Können wir annehmen, daß es der Natur möglich gewesen wäre, auch nur einen einzigen Wert mehr oder weniger zu entwickeln, als sie wirklich entwickelt hat? Nein. Und da sollten wir uns denn doch sagen, daß es ebenso ein Notwendiges sein muß, wenn die Natur zuläßt, daß tatsächlich Werte in ihr wieder vernichtet werden. Wir sollten davon ausgehen, daß die Natur alle ihre Werte grundsätzlich nur so lange behält, wie sie sie braucht, und daß sie sie von sich stößt und verfallen läßt immer erst dann, wenn diese Werte ihren Zwecken nicht mehr dienen können. Wir sollten hier den Grund sehen, warum die Vernichtung nicht plötzlich geschieht, sondern langsam, rückweise, wie eine Zurücknahme des früher Gespendeten, genau in dem Maße und Verhältnis, in dem die betreffenden Werte überflüssig werden und andere Werte, sie ersetzend, an ihre Stelle treten. Und vor allem sollten wir in dieser langsamen Zurücknahme die große Liebe der Natur zu ihren Geschöpfen ahnen: es ist ja, als suche sie diese ihre besten Werke, die sie nicht unmittelbar selbst schaffen gekonnt, sondern zu denen sie die Hände der Menschen gebraucht hat, noch im Sterben zu behüten, als bewahre sie sie mit Wissen und Willen davor, so jäh zu verfallen, wie sich sonst in der Natur wohl Leben mit Tod vertauscht. Wäre es überhaupt möglich für uns, uns selbst unsere eigene Kultur zu schaffen, wenn wir in einer unwandelbar sich erhaltenden, ewig geltenden Kultur leben müßten? Gibt uns nicht die Tatsache, daß Werke, die Menschenhände schon einmal geschaffen hatten, wieder von uns genommen werden, zugleich den Mut und den Ehrgeiz, unsere eigenen an ihre Stelle zu setzen?

Sind nicht auch die verwitternden Fresken, die unvollendeten Dome, die dunkelnden Bilder, die leerstehenden Paläste noch viel großartiger geworden für uns, die wir die ganze Tragik ihrer und unserer Geschichte in ihnen zu erblicken fähig sind? Was wären sie uns wohl, wenn wir sie frisch, wie aus dem Baukasten gekommen, vor uns hätten? Und wenn dereinst nichts mehr von all dem erhalten sein wird, dann wird doch immer das Größte noch leben: die große Erinnerung. Und diese Erinnerung, immer größer noch werdend, ins Fabelhafte sich dehnend, ins Riesige wachsend, wird mit ihren gewaltigen Vorstellungen immer noch weiter durch die Geschichte der Menschheit wirken, auch dann noch, wenn sie in der Form bereits wieder vollständig verschmolzen ist mit der reinen Natur, von der das Urbild ursprünglich entnommen war, und wird schließlich, als Besonderes in der Welt sich vermischend mit ihrem Allgemeinen und in der rein seelischen Auswirkung sich unserem Menschenbegreifen entziehend, nach jenem Gesetz von der Erhaltung der Kraft und des Wertes hinübereilen ins große Ganze der Schöpfung. Denn nicht das bedeutet der Begriff des Ewigen für uns, daß sich nun alles einmal Bewesene als ein Seiendes unverändert erhalten sollte, sondern daß es in ein neues Werden ständig sich umsetzt. Was wäre die Welt ohne Beweglichkeit und Veränderung, was wäre sie als ein starres und ein für allemal festgesetztes Gehäuse, was wäre sie ohne ein Werden! Dieses Werden aber ist grenzenlos und unendlich — wie das Sein.

Aus „Das ewige Reich“. Wlth. Gottl. Korn, Verlag, Breslau.



Kunsthalle zu Hamburg.

Wir Drei.

Lichtbild: Rompel.

Selbstbildnis von Ph. O. Runge mit seiner Frau und seinem Bruder.

Philipp Otto Runge, ein Romantiker des Lichts.

Von Erika Günther.

Es ist eine tragische Eigentümlichkeit der Deutschen, oft nicht zu wissen, was sie für Schätze ihr eigen nennen, an denen sie achtlos vorbei- und vorübergehen wie an etwas Alltäglichem und Gewöhnlichem. Bis eines Tages das große Wunder geschieht und ihnen die Augen aufgehen über der Schönheit der Form und dem Geheimnis des Lebens, das da verborgen ruht und sich nun aufstut und zu strömen beginnt wie ein Quell, der aus ungeahnten Tiefen zum Licht emporsteigt.

Auch Philipp Otto Runges Werk blieb lange vom Staub der Zeit verdunkelt. Erst das 20. Jahrhundert mußte kommen und mit ihm das Jahr 1906, wo die Berliner Ausstellung Runges Werk aus der Vergessenheit zurückrief zu neuer Tagesbewußtheit. Aber trotzdem blieb sein Bild damals noch unklar, unklar und unverstanden, weil man die Geistesrichtung nicht begriff, die sich in ihm und seinem Werk als Gipfel- und Krönungspunkt darstellt.

Die zahlreichen philologischen und kunsthistorischen „Essays“ haben sein Werk durch wesensfremde Maßstäbe nicht lebensnäher gemacht. Nur so konnte es geschehen, daß es aufbewahrt wurde als ein Museumsstück unter anderen.

Die Welt und das Leben zu poetisieren, die Welt zum Traum zu machen und den Traum zur Welt, das war die Auf-

gabe, die romantische Dichter und Denker sich stellten. Die innere Unendlichkeit, dieser „geheimnisvolle Weg nach innen“, das Durchwandern von Stufe zu Stufe, von einem Licht zum anderen in einem Zusammenklingen von Bewußtheiten, Träumen und Spiegelungen zwischen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, dies ist das Geisterreich der Romantik in fruchtbar gestaltendem Wirken und Weben. „Das höchst vollendete Kunstwerk ist immer das Bild von der tiefsten Ahnung Gottes in dem Mann, der es hervorgebracht hat“, aber „wir sollen über die Kunst hinaus. Die Religion ist nicht die Kunst. Die Religion ist die höchste Gabe Gottes; sie kann nur von der Kunst herrlicher und verständlicher ausgesprochen werden. Die Kunst ist ja nur ein Instrument. Wie kann denn ein Instrument der Zweck sein? Diese Kunst, die vollendet ist, ist doch wohl nur der Bote von etwas Besserem.“ Diese uns in den „Hinterlassenen Schriften“ erhaltenen Aufzeichnungen Philipp Otto Runges sind gleichzeitig Schlüsselworte zu seinem Wesen und Werk. Ihm war die romantische Gabe in hohem Maße eigen, die liebende Einheit von Gott und Welt, die All-einheit im Tiefsten zu begreifen und in sinnlich faßbaren Symbolen darzustellen. Aber für diese Versinnlichung der großen romantischen Ideen durch die Malerei waren die Menschen

nicht reif. Sie dorthin zu führen, war Runge's Lebensziel. Der Maler Philipp Otto Runge wollte das Licht und durch das Licht die Farbe zur Deutung göttlicher Geheimnisse gewinnen. Er hat als erster die psychische Wirkung der Farben erkannt, die Farbe als Ausdrucksmittel zur Darstellung des Geistigen! Darum begründete er seine Farbentheorie in enger Fühlungnahme mit Goethes Studien, darum malte er seine Bilder und Bildnisse, in die hinein er das innigste Sehnen der Zeit verströmte, den Traum Gestalt werden zu lassen, den Novalis und Tieck, Arnim und Jean Paul in Worten kündeten.

Im nahezu gleichen Jugendalter Raffaels ist Runge 1810 gestorben. Auch darin erfüllt sich in ihm das in hohem Grade romantische Schicksal, dieses Fragmentsfeinwollen und Fragmentsfeinmüssen, was der inneren Unendlichkeit entspricht: das Sich-nie-Vollendende, Stets-Beginnende, dies „Laß fahren dahin!“ des alten Lutherchorals, das damit in bewußtem Gegensatz zum Klassischen steht. „Der echte romantische Künstler darf keine vollendeten Werke hinterlassen“, schreibt Fr. Schlegel, und vor ihm hat es Schiller zum erstenmal gültig ausgesprochen: „Die Poesie der Alten war die des Besizes, die unsrige ist die der Sehnsucht; jene steht fest auf dem Boden der Gegenwart, diese wiegt sich zwischen Erneuerung und Ahnung.“

Vielleicht ist es mehr als ein Zufall, daß Runge 1804 in Altona mit der „Mutter an der Quelle“ seine Kompositionen begann, dem Ideentreich Jakob Böhmes aufs innigste zugewandt. Es ist das große Verdienst Ludwig Tiecks, ihn mit den Schriften dieses Görlitzer Schusters bekannt gemacht zu haben, worin Runge in von barocker Fülle und musiktgetragener Sprache die tiefsten Gedanken von Gott, Natur und Kosmos ausgesprochen fand. Runge hat das kühne Wagnis unternommen, dieses Mysterium in den farbigen Sinnbildern seiner Werke darzustellen. Das doppelstimmige Spiel des Kindes mit seinem Spiegelbild im Wasser als Deutung des geistig-sinnlichen Zwiespalts in der Natur und dazu entsprechend die sich von rechts entgegenneigende Blume, die sich im Wasser beschaut. Hier schon hat Runge den geheimnisvollen Reiz des Dämmernden zauberhaft eingefangen, in aller Unmittelbarkeit sinnlicher Erscheinung. Das schlicht und naturhaft Seiende, Mutter und Kind und Wasser, hat sich bei aller romantischen Symbolik die nahe Vordergrundlichkeit des Dargestellten errungen in einem fast monumentalen Realismus. Hier steht Runge am Anfang seiner Kunst. In ihm treffen sich die drei großen Richtungen der Zeit: der Klassizismus, wie ihn Carstens und David verkörpern, die malerische Porträtkultur des 18. Jahrhunderts (Graff und Tischbein, die Runge in Dresden und Hamburg kennenlernte) und die Eroberung der Wirklichkeit für die deutsche Landschaftsdarstellung in der allmählichen Loslösung aus der holländischen Überlieferung. Und in der Absage an die zeitgenössische Malerei ist Runge der Bahnbrecher für die Landschaftsdarstellung geworden, sich selber Schüler und Meister, Schauender und Schaffender zugleich.

Zu seiner realistischen Periode gehören „Die Ruhe auf der Flucht“, „Christus auf dem Meere“, das Bildnis seiner Frau in Halbfigur (olivgrünem Kleid) und die drei Gruppenbildnisse: die Hülsenbeck'schen Kinder, sein Selbstbildnis mit seiner Frau und seinem Bruder Daniel „Wir Drei“ und das der „Eltern“.

Selten sind Kinder so kindlich und gleichzeitig in so monumentaler Auffassung gemalt worden. Das ist uralte, deutsche Form: Linie, die den Charakter und das geistige Wesen umgrenzt, und kolorierende Farbe voll sinnlicher Leuchtkraft: Olivgrün im Anzug des Knaben, kleine Flecken Rot im Kleid des Jüngsten und ein in silbriges Grau gewandeltes Weiß im Kleid des Mädchens, Rot und Gelb in den Schuhen und Gelb auch und Grün in Landschaft und Sonnenblume. Stärker noch als hier ist der plastische Ausdruck der Figuren auf dem Bilde „Wir Drei“, vor allem sind die Köpfe in herrlicher Formklar-

heit gegeben. Von dem grün gehaltenen Hintergrund hebt sich die Farbgebung der Kleidung wundervoll geschlossen ab: Preussischblau, dunkelstes Grün und Gelbrot — ein Bild von tiefster Seeleninnigkeit, ein Verbundensein von Menschen, die Geburt und Liebe in den Bogen eines Schicksals fügten. Zuletzt die schwierigste Komposition von vier Ganzfiguren im „Elternbildnis“ stellt die monumentalste Lösung dar. Auch hier ist durch die Macht der Form der Mensch zu seiner Allgemeingültigkeit erhöht: das schlicht Heroische der Bürgerleute, in deren Gesichtern ein Leben voll Mühe und Arbeit seine unauslöschlichen Runen grub; ein heiliger Ernst von Menschenwürde und Pflichterfüllung verklärt sich hier zu einem Adel beispielloser Größe.

Es liegt nicht im Rahmen des Themas, diese Bilder eingehender zu besprechen. In seiner künstlerischen Entwicklung bedeuten sie die Eroberung der Wirklichkeit nicht um ihrer selbst willen: das sichere Erfassen menschlicher Persönlichkeit ist getragen von romantischer Empfindung, „denn die Wahrheit der Empfindung ergreift alle, alle fühlen sich mit in diesem Zusammenhang“.

In der „Ruhe auf der Flucht“ (1805 bis 1806) nähert sich Runge zum erstenmal dem romantischen Ziel seiner Sehnsucht (das Bild ist uns leider nur in fragmentarischem Zustand überlassen), denn hier kommt zum erstenmal die Mystik des Lichtes zu voller Geltung. Seine theoretischen Farbenstudien, die er 1806 begann (und das ist das Tragische in seinem Schaffen), konnte er nicht so in die Praxis übertragen, wie er es wohl wünschte. Geschäftliche Katastrophen im väterlichen Hause zwangen ihn, seine Kunst als Nebentätigkeit in freien Stunden auszuüben. Die Märchenstimmung dieses Bildes, die auch ein Schongauer und Altdorfer über dieses Thema ausgegossen haben, hat Runge durch die besondere Beleuchtung erreicht. Es ist eine großartige Komposition: die hochragende und in scharfem Umriss sich gegen das Morgenlicht abhebende Schatten-Gruppe mit Joseph und dem Esel im Gegensatz zu der hellbelegten Gruppe von Mutter und Kind, der sich Blumen und Laub in lieblicher Rundung aufschmiegen; es ist die Bewegung des Kreises, dem sich Gestalten und Landschaft rhythmisch einfügen. Runge schreibt darüber: „Zu dem Morgen konzentriert sich das Bild auf den Mittelpunkt, auch würde (da, wie sich von selbst versteht, die Gestalten noch nicht ihren inneren geistigen Zusammenhang haben) sich alles mehr in diesen Punkt hineinwinden, so wie das Kind aus dem Schatten heraus mit der Hand in den ersten Sonnenstrahlen spielt. Das Kind soll der lebendigste, bewegteste Moment des Bildes werden, so daß dieses Leben hier gleichsam wie ein Anfang anzusehen, der sich über das gebildete Land vor ihm erhebt.“ Und wie das Morgenlicht das Kind umspielt, darin liegt der geheimnisvolle Zauber des Bildes, das hier (ohne die Deutlichkeit der Körperformen zu zerstreuen) einer tieferen Mystik des Göttlichen dienstbar gemacht ist; denn das Licht und das Erwachen der Natur und das nahe Leben der Landschaft stehen in Parallele zu dem jungen Leben des heiligen Kindes, das als das Licht der Welt prophetisch mit den kleinen Händen nach der Sonne langt. „Ja“, schreibt Runge, „auch eine solche Kunst arbeitet wohl, ohne es zu wollen und zu wissen, mit Symbolen. Man kann die Symbolik die Sprache der Sprache und der Künste nennen.“

Die Größe von Runge's Bildern liegt darin, daß er mit der Beherrschung realistischer Mittel mit nachtwandlerischer Sicherheit den Geist der Romantik auszudrücken vermochte: Naturbeseelung und symbolik und religiöse Mystik sind vereinigt mit dem Unendlichkeitsgefühl der Persönlichkeit. Die eigentliche Kunst, zu der Runge nun langsam emporsteigt, „die neue Kunst — die Landschaft — soll den Menschen, das heißt seine Seele, in welcher sein Zusammenhang mit Gott gegeben ist, sein seelisches Leben, durch die Natur darstellen“. Die neue Landschaftskunst, die er bringen will, ist Landschaft nicht als



Kunsthalle zu Hamburg.

Die Eltern des Künstlers.

Lichtbild: Rompel.

Staffage, sondern als Weite und kosmische Unendlichkeit, deren tiefste Offenbarung das Licht und durch das Licht die Farbe ist!

„Wir empfinden das Licht nicht als bloße Helligkeit, sondern auch als Farbe. Die ganze Pracht und Schönheit der Welt kommt vom Licht. Die Blumen, Bäume und Gestalten werden uns dann aufgehen, und wir haben einen Schritt näher zur Farbe getan. Die Farbe ist die letzte Kunst und die uns noch immer mystisch ist und bleiben muß, die wir auf eine wunderbar ahnende Weise wieder nur in den Blumen verstehen.“ Die Blumen sollen also als Träger der Farben mitwirken und uns den Weg in die Landschaft weisen, und so sollen sie uns hinführen zu Runge's Gipfelwerk, den „Tageszeiten“, die zu vollenden ihm nicht vergönnt war. Von diesem Werk, so viel umschrieben und umdeutet, weht uns ein Schatten tragischen Verhängnisses an, ähnlich demjenigen Hans von Marées': es ist das schicksalhafte Los des Einsamen, den seine ungeheure Aufgabe wie ein Feuer verzehrt. „Das Bild“, so schreibt er an seinen Bruder Daniel, „soll eine Quelle werden in weitestem Sinne des Wortes, auch eine Quelle aller Bilder, die ich je machen werde, die Quelle der neuen Kunst, die ich meine, auch eine Quelle an und für sich.“ Über die tiefere Symbolik der Blätter und die religiös-kristlichen Sinnbilder der Rahmen hat sich Runge nicht näher geäußert, aber in einer fast mythischen Feierlichkeit zeichnet er in die „Rubriken zu den vier Zeiten“ auf:

„Der Morgen ist die gränzenlose Erleuchtung des Universums.

Der Tag ist die gränzenlose Gestaltung der Creatur, die das Universum erfüllt.

Der Abend ist die gränzenlose Vernichtung der Existenz in den Ursprung des Universums.

Die Nacht ist die gränzenlose Tiefe der Erkenntnis von der unverfügbaren Existenz in Gott.“

Und so entwarf und zeichnete uns Runge seine vier Radierungen, eine schwere, mühevollere Leistung, zugleich ein hohes Zeugnis seines Könnens, denn diese Blätter sind als Umrisskunst wahrhaft vollendet! Er selbst aber hat sie farbig empfunden, und in wie hohem Maße farbig, das zeigt uns der „Morgen“, den er umgestaltend in Öl malte. Die Musik der Linien und Formen wirkt bezaubernd, Symbolik und Traumtiefe verbinden sich in wechselnder Gestalt: das freudig aufspritzende Allegro des Morgens, das klingende, schwingende, sinkende Adagio sanfter Beruhigung im Abend, das Andante des unbedingt Gegenwärtigen (die Zeit steht still, zum Kreise gerundet) im Mittag, das schwere, lastende, abwartende Dunkel des Nottornos; wundervoll ist dies alles gedeutet in musizierenden Genien und leuchtenden Blumen, dem Beschauer

sich leicht offenbarend aus unmittelbarer Anschauung. Jakob Böhmes tiefe Gedanken sind in diese Kompositionen hinein verschmolzen: der ewige Kreislauf von Geburt und Tod, Werden und Vergehen, Licht und Dunkel, die Trennung der Geschlechter und die ewige Sehnsucht des Wiederfindens, dies alles ist hier Gestalt geworden, verbunden mit der Farbensymbolik, in der das Wunder der Dreieinigkeit erscheint, auf Rot, Blau und Gelb als den drei Grundfarben sich aufbauend. Nie verliert sich Runge's Romantik ins Vage oder Nebelhafte, stets ist

er gebunden an die künstlerische Form des Geschauten. Aber daß das Licht allein Ausgang und Zielseines Schaffens und die Aufgabe seines Lebens bedeutet, das hat er theoretisch bewiesen von Anfang an, das hat er praktisch vollendet, als er den „Morgen“ in Öl malte. Hier ist alles auf der farbigen Wirkung des Lichtes aufgebaut, durch Einbeziehung des Rahmens in die Komposition, der aus dem Dunkel der verfinsterten Sonne durch den roten Kelch der Amaryllis zum strahlenden Weiß der Lilie und endlich dem Silberblau der himmlischen Ferne als dem überirdischen Leuchten emporführt. Das Innenbild ist mehr Ausdeutung und Darstellung des Schöpfergeheimnisses des ewigen Lichtes als des höchsten Geschenkes der Gottheit: „In der freien Natur ist alles mit der Seele verwandt. Der frische Morgen gibt dem Künstler Stärkung, und in den Strahlen des Frührots regnet Begeisterung auf ihn herab... das ist Gottes Erscheinung.“ — „Das große Licht der Welt bricht sich in tausend Farben und verschließt sie wieder in sich.“

Runge's früher Tod hat ihn sein Werk nicht vollenden lassen; aber es ist vom „Morgen“ her und den Fragmenten zur „Musik“ leicht zu erkennen, wie ihn sein Weg geführt hätte. Die romantische Idee von dem „Vier Zeiten“ wäre aus dem „bloßen Sein“ herausgetreten und Blut und Leben geworden

in der Gegenständlichkeit des großen und göttlichen Sinnbildes der Farbe: wie aus dem Dunkel der Finsternis das Licht durch Rot geboren ward, im unendlichen All aber das Blau leuchtet, darin wir leben und weben und sind, und wie endlich durch den Untergang das wiederkehrende Rot sich in der Tiefe der Nachtfarbe zu einem Violett verdichtet, das uns hinabsinken und ruhen läßt in der „Nacht der Liebe“, wo Gott ist. In hoher Einzigartigkeit wäre Runge's Werk dasjenige der Romantik geworden, ein farbiges Symbol der inneren Unendlichkeit, Gott, Welt und Menschheit „geheimnisvoll offenbar“.

So aber stehen wir vor den rosenstreuenden Genien und schauen das neugeborene Kind in der Morgenröte des glanzvollen Tages — und sind wie Moses: wir sehen das Gelobte Land und dürfen es nicht betreten.



Wallraf-Richartz-Museum, Köln.

Lichtbild: Meyerkamp.

Die Lichtlilie.

Studie (Radierung) zu dem Gemälde „Der Morgen“.



Kunsthalle zu Hamburg.

Der Morgen.

Lichtbild: Rompel.

Vom Verhängnis der Völker.

Von Eugen Diesel.

Als Junge wurde ich gelegentlich von der Erfahrung beunruhigt, daß man im politischen Leben vieles als Tugend pries, was man im bürgerlichen Leben als Verbrechen brandmarkte, oder auch umgekehrt.

In meinem siebenundzwanzigsten Jahre begann mich die Vorstellung leidenschaftlich zu bewegen, daß es nicht angehe, das Elend und die Wirnis Europas als ewig unabwendbares Schicksal hinzunehmen. Die Gedanken aus der Kindheit meldeten sich wieder und wühlten weiter. Es wurde mir klar, daß eine unüberbrückbare Spannung besteht zwischen dem Willen und Wünschen des einzelnen und demjenigen der Völker, und daß es gleich falsch ist, entweder nur den einzelnen oder nur das Volk zu sehen. Was so ein Volk unternimmt oder „will“, das wollen doch die einzelnen oft genug nicht. Der sogenannte Volkswille ist ein anderer als der Einzelwille. Aus diesen einzelnen indessen besteht das Volk. Wer von diesen Bauern, Handwerkern, Ingenieuren, Kaufleuten „will“ denn einen Krieg? Immer wieder tritt das von den allermeisten Ungevolkte ein, oder es muß getan werden, so daß in dieser Welt heroischer Opfermut, man könnte sagen, eine tätige Form des Fatalismus als der Weisheit letzter Schluß erscheint. Aber löst uns dieser Heroismus wirklich von der Pflicht, gegen das Verhängnis der Völker zu kämpfen, etwa, weil es die höhere Pflicht wäre, innerhalb des Verhängnisses der Völker nicht nachzudenken, zu kämpfen und keinerlei höhere Ordnung zwischen den Nationen anzustreben?

Immer wieder mußte ich mir sagen: So etwas wie den Weltkrieg oder wie die schrecklichen Folgen großer Kriege hat doch niemand „gewollt“. Ich stieß zwar auf einige brave Kriegs-, Staats- und Geschichtsphilosophien, welche auch das Gräßlichste würdig zu deuten vermochten, und in der politischen Sekundärliteratur warfen sich die Völker und Diplomaten gegenseitig vor, den Krieg gewollt oder entfesselt zu haben. Aber diese Art von „Wollen“ bewies mir keineswegs, daß die Besten eines Volkes, daß das Volk selbst wirklich den Krieg und das Unglück will. Die Völker und ihre Führer haben es fast immer weit von sich gewiesen, die Kriege zu wollen.

Um gewisser philosophischer Betrachtungen und Sinngebungen willen grauenvolle Zustände und Ereignisse wie um ihrer selbst willen zu verherrlichen, ist doch in der Tat, bei aller Anerkennung der heroischen Auffassung, eine wahnvolle Verirrung. Hierüber muß man sich als Deutscher und als Europäer empören. Man hat den Herenwahn aus der Welt geschafft. Man wird auch den Schänder der Nation und der wahren Vaterlandsliebe, den Imperialismus und Chauvinismus, aus der Welt schaffen. Freilich wird man ihn nicht mit Hilfe des sogenannten Pazifismus und Internationalismus aus der Welt schaffen. Zwei sich entgegengesetzte Leitbilder einer versinkenden Epoche müssen vernichtet werden, um einer neuen, der Wirklichkeit und Möglichkeit entsprechenden und doch idealen Vorstellungsreihe Platz zu machen.

Stets von neuem suchte ich mit dem Problem zu ringen, von dessen unbeschreiblicher Wichtigkeit mich die zunehmende europäische Wirnis immer mehr überzeugte. Utopist war ich nie, ich glaubte nie, daß die Welt grundsätzlich in Ordnung zu bringen sei, aber die europäische Unordnung überschritt jedes Maß, und es drohte völlige Anarchie. Ich erschraute und dachte nach. Bis zum Jahre 1925 indessen stand meine äußere Lage in solchem Gegensatz zu meinen inneren Zielen, daß mir nur während gelegentlicher Krankheiten eine tiefe und ruhige Überlegung möglich war. Aus ihr gewann ich, unbeirrt von dem flackernden Ideenreigen der Zeit nach dem Kriege, die Gewiß-

heit, daß Europa die große Aufgabe, die ungeheuerere, von Nietzsche angekündigte Vision unseres Zeitalters sei.

Der Weg zu Europa beginnt bei der Nation. Man ist als Deutscher mitverantwortlich für Europa, während die Europäer vorderhand nicht sichtbar sind, die für die Nation verantwortlich sein könnten.

Viele philosophische Versuche über Völker und Staaten sind deshalb utopisch gewesen, weil sie durch gedankliche Konstruktionen des gesellschaftlichen und politischen Lebens die Unordnung und das Elend zu verbannen hofften. Das Leben wird wohl für alle Zeiten von Beängstigung und Sorge, Not und Krankheit, Erniedrigung, Rache, Demütigung, Feindschaft, Enttäuschung erfüllt bleiben. Aus den ewigen Grundlagen dieses Daseins wächst immer wieder die Sorge und der Schmerz hervor, und glücklichere Epochen der Geschichte bergen schon die Keime künftigen Jammers in sich.

Indessen, der Kampf gegen das Ungemach ist der Inhalt des Lebens, es besteht aus nicht viel anderem und aus den guten Stunden in den Pausen des Kampfes. Es wäre aber lächerlich, zu leugnen, daß man eben um diese guten Stunden kämpft. So lebte seit vielen Jahren Deutschland nach dem verlorenen Kriege dahin, und es handelt sich darum, Deutschland aus diesem Zustand zu retten.

Als Völkerverhängnis bezeichnen wir einen Zustand, in dem Ruhe, klare Zielsetzung, Vernunft und Freude nicht mehr vorhanden oder in jedem Augenblick in Gefahr sind. Dieser Zustand aber droht zur chronischen Krankheit Europas zu werden. Auf ihn lenken wir hiermit die Aufmerksamkeit, ihn suchen wir zu bekämpfen. Wir streben nach der Wiederherstellung der Voraussetzungen für ein höheres und würdigeres Dasein der europäischen Völker. Wir beklagen nicht den Kampf und das Weh, wir bekämpfen die Würdelosigkeit und Hoffnungslosigkeit der europäischen Politik. Wir warnen vor den unausdenkbaren Gefahren, welche Europa bedrohen. Wir streiten gegen ein Unbehagen und Elend, das jedes erträgliche Maß übersteigt und den Weg zu höheren europäischen Zuständen verbaut. Das Völkerverhängnis stellt unser Dasein als Europäer und Söhne einer Nation in Frage. Hiergegen haben wir uns zu wehren, und zwar nicht auf eine Weise, die sich des Völkerverhängnisses für ihre Zwecke bedient, sondern so, daß wir das Verhängnis als solches bekämpfen. Das aber setzt eine vom Standpunkt der einzelnen europäischen Nation losgelöste Betrachtung des Verhängnisses voraus.

Das hindert mich nicht, mit Stolz zu sehen, daß den Anzeichen nach zunächst in Deutschland das neue nationale und zugleich europäische Denken ausreifen wird. Noch hängt ein dichter Nebel zwischen Deutschland und den anderen Völkern, denen es nicht leicht fällt, das, was in Deutschland vor sich geht, wirklich zu verstehen. Möchten sie folgendes bedenken: Imperialismus und Chauvinismus standen nach der früheren Auffassung dem Nationalismus sehr nahe. Auch heute noch wird unser Nationalismus nur nach diesem Bilde beurteilt. Was wir heute in Deutschland Nationalismus nennen, ist aber keineswegs die Folge oder das Erbe des vergangenen Imperialismus. Unser Nationalismus hat mit dem alten Imperialismus nichts zu tun. Wir Deutsche haben sehr viele Erfahrungen gesammelt, aus denen wir nach mannigfaltigen Irrungen und Enttäuschungen, die ja auf einem großen geschichtlichen Wege nicht ausbleiben können, Richtiges und für alle Nationen Wertvolles erringen werden.

Aus „Vom Verhängnis der Völker“. 1934.



Das
Rathaus
in
Stralsund.

Offenbarung in deutscher Landschaft.

Eine Sommerfahrt von Jakob Schaffner.

Sonderbildbericht für „Das Werk“: Ruth Hallensleben.

(9. Fortsetzung.)

Copyright: Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.

Backsteingotik.

Der Nordostraum kann ebensogut „nordische Gotik“ heißen wie „Ostelbien“ oder „Kant“ oder „südbaltische Seenplatte“. Von der Elbe ostwärts herrscht eine durchaus andere Lebensstimmung als westwärts. Dort ist der äußerste Punkt Königsberg, hier Köln, das sagt das Ganze, alle Spielarten und Grade von der Elbe nach beiden Richtungen hin vorausgesetzt. Mecklenburg ist mit Ostpreußen näher verwandt als schon mit dem benachbarten Hannover, und dieses weit enger mit Hessen als mit Pommern, das immer noch nicht Ostpreußen ist. Bei Schwerin beginnt ein einheitlicher

Eindruck: Landwirtschaft, Großbesitz, Ebene mit geringen Erhebungen wie in Pommern und dem flachen ural-baltischen Höhenzug, wenig Dörfer, einsam liegende Güter mit Herrenhäusern, Seen, Seen von Schwerin bis Löben, Dünenzüge unter dem Pflug, also Meeres-Hinterlassenschaft, und bebaute Moränen, Hinterlassenschaft der skandinavischen Gletscher, mit Findlingen aus dem dortigen Hochgebirge, stille, vielgewundene Wasserläufe, mit Erlen oder Gebüsch bestanden, darunter drei größere Flüsse, Oder, Weichsel, Memel, und wie die Seenplatte allen gemeinsam die lange Ostseeküste von Lübeck bis Memel.

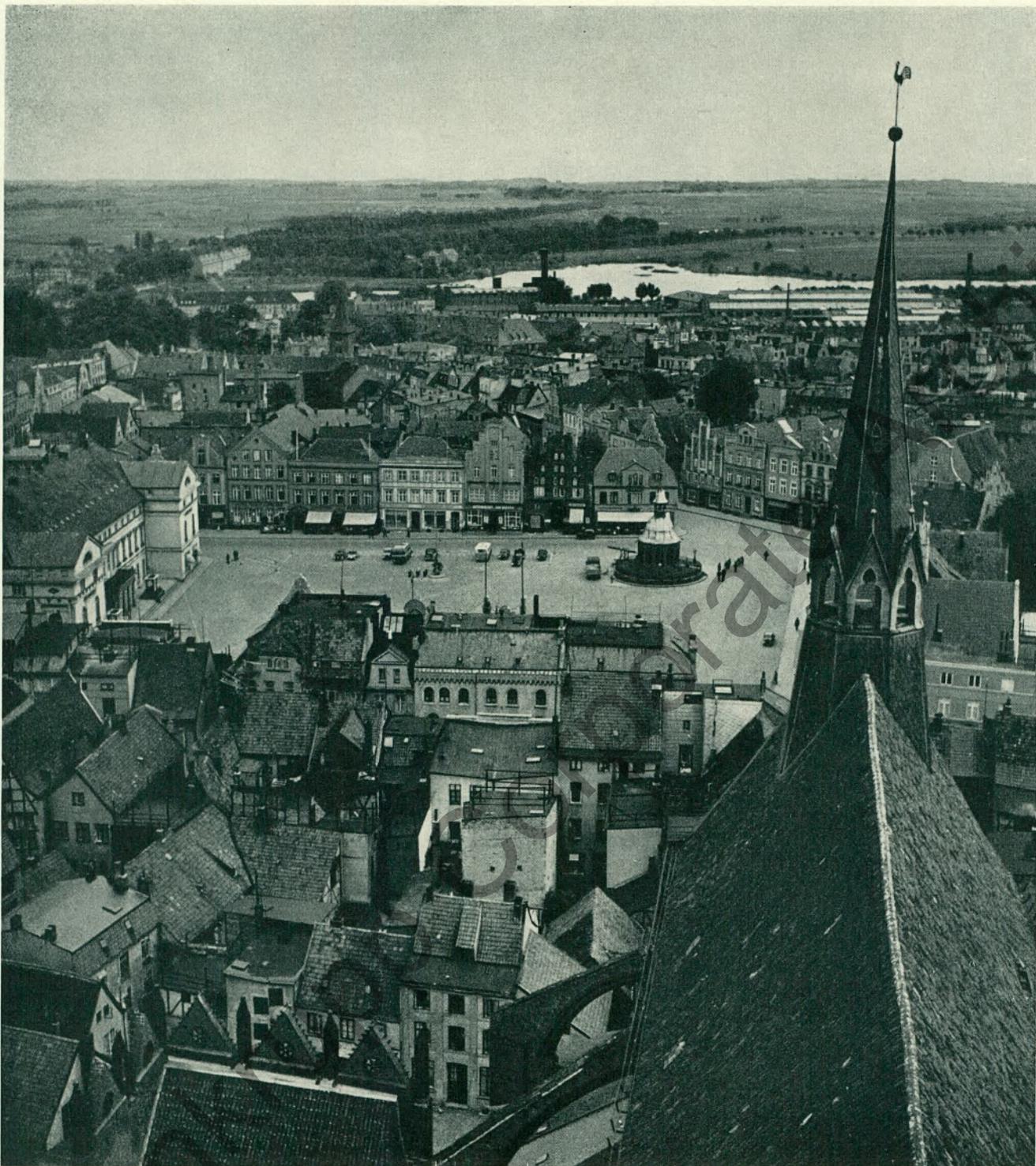


Schloß in Neustrelitz.

Neustrelitz. Wir sind in Mecklenburg. Ein nettes Städtchen, ehemals Residenz der mecklenburg-strelitzschen Herzogslinie, mit einem Schloß, das sich still und vornehm im Spiegel des Sees widerbildet. Diese Schlösser wurden in der letzten Zeit immer öfter der Ursprung von verwilderten Gerüchten aus dem Privatleben verfallender alter Geschlechter. Jetzt ist es ein Museum. Vorbei. Immer noch Seen und Seen. Der Müritzersee. Waren. Parchim, die Stadt auf Sand. Schwerin, der Sitz der herzoglichen Schweriner Linie, zwischen lauter Seen und Wäldern, mit einem spätgotischen Dom und einem modernen Turm. Waldige Anhöhen schauen voll schweigender Wissenschaft vom Leben nacheinander hinüber und herüber. Übrigens sind wir jetzt schon tief im Gebiet der nordischen Backsteingotik. Noch viel werden wir davon sehen. Jetzt zieht es uns unwiderstehlich nach dem Meer.

Wir hätten es näher haben können, aber wir wollen gründ-

lich sein und können dem Freund Wismar nicht erlassen. Außerdem soll er den ganzen schönen langen Zug der Ostseeküste bis Königsberg haben. Wismar ist eine der alten See- und Handelsstädte, von denen sich See und Zeit zurückgezogen haben. Da steht und ragt sie nun mit ihren drei gewaltigen Kirchen, wie eine Festung, die wenig mehr zu leben hat und dem Feind so düster trotzt wie am ersten Tag der Belagerung. Dicht beieinander stehen sie mit den klogigen Türmen, alte Helden der Vorzeit, jede mit ruchtig strebenden Hallen und hängenden Wölbungen, heute verbissen lutherisch und nach wie vor deutsch, obwohl die Stadt bis vor kurzem schwedisch war, ja, das gab es noch, norddeutsch, nordisch von den Fundamenten bis zum Turmknäuf. Aber was da kündigt aus frühen Jahrhunderten herauf und sich behauptet durch allen windigen Wandel der Moden, das ist Geist vom Geist dieses Bodens. Das begreift sich beim Anschauen der Streben und Pfeiler,



Der Marktplatz von Wismar.

Portale, Bogen, Leisten, des Maßwerks und der Verzierungen. Die Schwedenzeit sieht ihr auf dem Markt und in den Straßen, Barockgiebel an Barockgiebel, aber einfaches, nordisches Barock, gerade die Andeutung, und im Grund ist es gotisch, wie überhaupt immer wieder ein ungeschminkt gotischer Schmalgiebel dazwischen aufzuckt. Der Fürstehof ist Frührenaissance aus Sandstein mit Terrakotta, noch vor der Ankunft der Schweden errichtet. Aber dann wieder die Alte Schule, dunkelgrüne und rote Ziegel, schwer von der Zeit nachgedunkelt, Gefirnse, starke Lieblichkeiten, Giebel und Durchbrüche, vom Schönsten, was der Backsteinbau gemacht hat. Der Hafen gehört heute dem Fischereibetrieb. Gegenüber

grüßt die blaue Insel Poel. Speicher stehen dem Ufer nach, die wenig mehr zu speichern haben, alt, eingedunkelt, aber immer noch ansehnlich und widerständig. Auf dem Markt vor dem Hotel, im Angesicht der mächtigen Kirchen, promeniert und flirtet die Jugend. Trotzdem könnte die ganze Stadt kirchturmtief auf dem Meeresgrund liegen, ein Vineta, das versäumt hat, zu versinken.

Die Straße nach Rostock führt durch Wälder, Roggen- und Kartoffelschläge, dazwischen Viehkoppeln mit dem schwarzweißen Holsteiner Schlag. Ab und zu blinkt das Meer von links herein. Hin und wieder ein Dorf oder ein einsam liegender Hof.

Immer wieder eine verlorene Heimat.

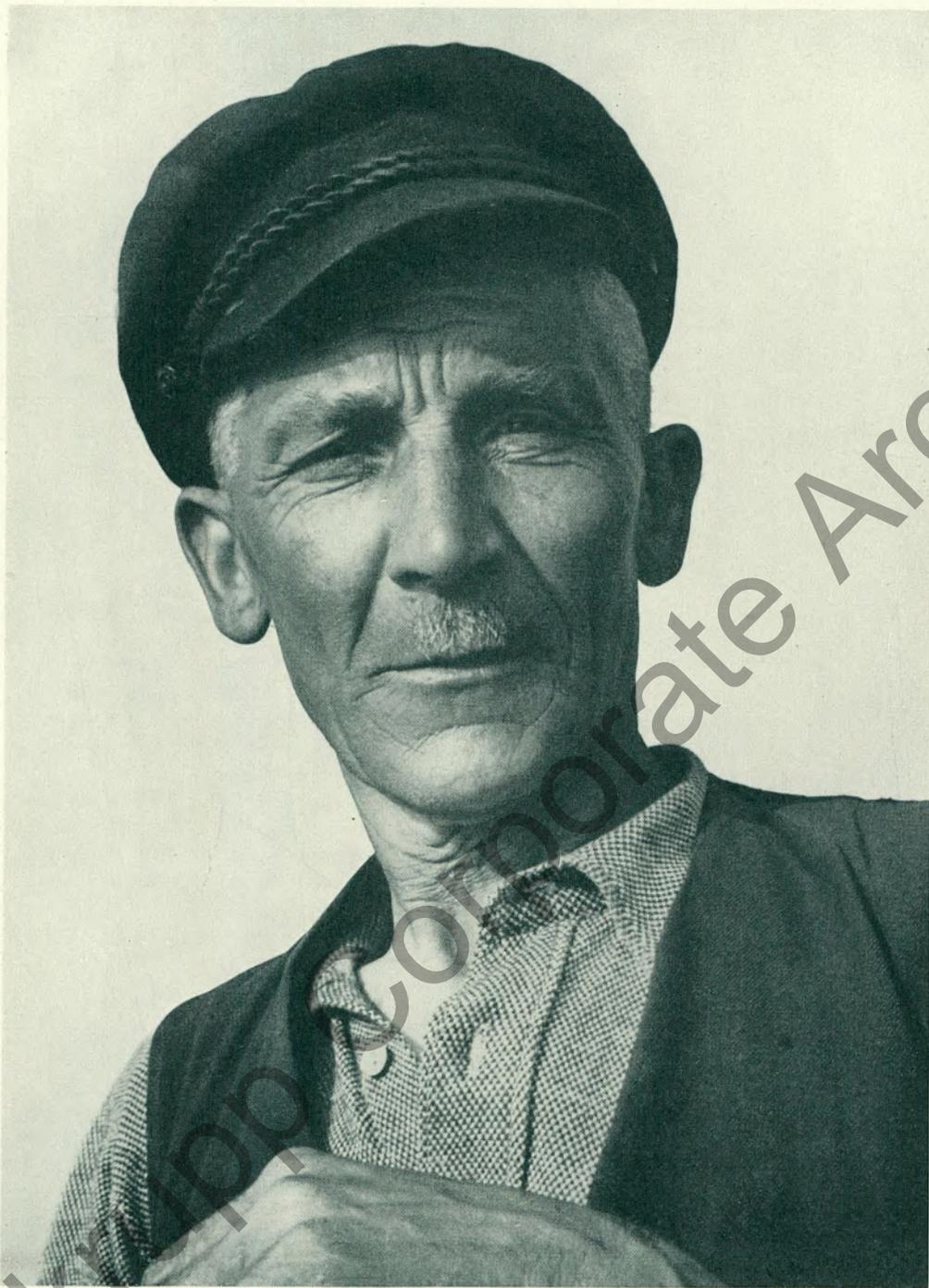
Auf dem Weg nach Klostorf kommen wir an einem Platz vorbei, wo es uns ein wenig ums Herz spannt: Kethwisch an der Grenze des kleinen Seebades Nienhagen. (Ebenfalls Steilküste, Eichenwald und Bühnenbauten.) Da haben wir drei unvergeßliche Jahre gelebt, gearbeitet, streckenweise gerackert, ein Haus eingerichtet und einen Garten kultiviert. Es gab Zeiten, in denen wir unsere eigene Magd und unser eigener Knecht waren. Die Inflation wütete, die gemeinste aller Pestzeiten, die Deutschland je befallen haben. Weißt du es noch, Seele, guter Kamerad? Ich hatte hundertfünzigtausend Inflationsmark, und für die suchte ich ein Grundstück, zuerst in Mitteldeutschland, und als es sich zeigte, daß dort alles aufgekauft war, im Norden. Jeden Tag fiel und fiel das Geld. Als ich endlich zum Kauf kam, war mein Geld noch ein Drittel wert. Wir hatten jetzt ein Haus, aber keine Mittel mehr, weil das zurückgelegte Betriebskapital auch draufgegangen war. Mein Wille stand darauf, einmal wenigstens ein Jahr lang keine Zeile mehr zu schreiben. Meine Seele mochte nicht mehr. Das Alte war vergangen, und das Neue ließ sich noch nicht sehen, kaum fühlen. Ich war drauf und dran gewesen, ein Schriftsteller zu werden, und ich mußte ein Dichter bleiben. Als wir einzogen, saßen wir ohne Geld und ohne Hilfe in einem großen, leeren, grauen, turmartigen, aber sonst guten Haus, in einem rohen Garten, einem baufälligen Schuppenstallgebäude mit einem hohen, vierräderigen Pferdesuhrwerk drin und sieben Hühnern. Vogel, friß oder stirb! Garten-erfahrung besaßen wir nicht weiter, aber wenigstens hatten wir uns den „Böttner“ angeschafft, wo alles drinstand.

So fingen wir an. Ich bestellte meinen Garten. Von dem, was Quecken sind, hatte ich noch wenig Begriff. Dem, der es nicht weiß, sei es erklärt. Das sind wurm- oder schlangenartige, nackte weiße Gebilde in der Erde, von pflanzlicher Zugehörigkeit. Wenn du deinen Garten bestellt hast und es nun wachsen sehen willst, sprießt das grün und zart aus allen Beeten: Quecken. Die schlangenartigen Gebilde, die dir tot ausfahen, besitzen eine infernalische Entwicklungsfähigkeit. Aber auch, wenn du sie hinausgeschmissen und auf den Kompost geworfen hast, bist du sie nicht etwa los. Der Kompost kommt in irgendeiner Form wieder in den Boden, die Quecke damit, und nächstes Jahr sprießt es wieder zart und grün aus den Beeten: Quecken. Es gibt ein einziges Radikalmittel dagegen: sie sauber herausholen und verbrennen. In Feuer verbrennen. In einem großen, roten, lohenden Reifigfeuer verbrennen. Denn man kann sie wochen- und monatelang in der prallen Sommerhitze liegen lassen: sobald sie in die kühle feuchte Erde kommen, fangen sie wieder an zu treiben. Auch gibt es die schöne, bräutlich poetische Melde, die ebenso sicher dort erscheint, wo du die Quecke nicht erwartet hast, und wo sie wirklich dies Jahr mag bleibt oder trotzdem wieder erscheint. Dazu gesellt sie sich einträchtig und sanftmütig wie eine gutartige Wahnsinnige und drückt alles ins Elend hinein, nur die Quecke nicht. Sie wird etwa halbmannshoch. Eine sichere Methode zu ihrer Vernichtung ist noch nicht entdeckt. Man kann sie herausreißen, verbrennen oder kochen, im nächsten Jahr geht überall wieder in sanftem, unwiderstehlichem Wahnsinn Melde auf. Sie entwickelt sich aus fliegenden Samen und wahrscheinlich auch aus der leeren Luft auf dem Weg der Urzeugung; vielleicht kommt sie sogar vom Mars oder Sirius.

Ich kann ja hier nicht die Geschichte unserer ersten Siedlung erzählen. Ich kann nur sagen, daß wir alles, aber auch alles von Grund auf lernten. Im ersten Jahr fragte mich mein Nachbar beim Anblick meiner Tomaten, ob das Kartoffeln seien; ich hatte sie wild wachsen lassen, wie sie wachsen wollten. Eine Regenssturmflut von achtundvierzig Stunden legte mir alle Stangenbohnen, Erbsen, Sonnenblumen und die jungen Obstbäume glatt auf den Boden, ohne sie zu brechen; im auf-

gestiegenen Grundwasser war der Boden so weich geworden, daß der Luftdruck sie einfach hinlegen und ich sie nachher wieder aufrichten konnte. In jenem Jahr mähten die Bauern ihr Gras in fußhohem Wasser und brachten es auf Wagen zum Trocknen in die Hofstatt. Ich kaufte ein Schwein und eine Ziege. Das Schwein hieß August, war ein kluges, humoristisches, anhängliches und äußerst reinliches Tier. Die Ziege war ein Luder und hatte ein niederträchtiges Euter. Ich molk sie selber und dachte immer noch, daß ich es nie lernen würde, bis ich einmal verreisen mußte und eine Frau aus dem Dorf sie molk. Die vermochte mich aufzuklären, daß ich mit dem guten weißen Tier, Zille hieß sie, angeschiert worden war; ich konnte sogar sehr gut melken. Nachher ging ja alles schon viel leichter. Aber bis wir so weit waren, hatten wir noch viel Schweiß und Blut zu schwitzen. Heute erzählt und liest sich das lachend. Damals hat es Tränen und Wut, Kummer und Gram gekostet. Auch Lebenskraft und Jugend hat es gekostet. Du weißt noch alles, Seele, guter Kamerad. Du weißt deinen Kampf um deine Hühner, Gänse, Kücken und Blumen. Im zweiten Jahr war ja dann mein Gemüsegarten im Schuß und auch dein Haus mit dem Blumenflor. Die Inflation dauerte weiter. Für den Ertrag meines Romans „Das Wunderbare“, eine Erstausgabe von 10 000 Stück, als erst der Scheck hin und her gereist war, kaufte ich auf dem Heimweg in der Molkerei Kethwisch, das ist buchstäblich wahr, dreiviertel Pfund Butter. Im dritten Jahr hatte ich einen neuen Stall mit Scheune gebaut, einen Blumengarten angelegt mit Zaun und eingefassten Wegen, und unser Garten wie das Haus waren zum Gesprächsstoff geworden. Das hatten die stillen, blonden, großen, langsamen Menschen uns nicht zugetraut. Die Quecken waren gebändigt, die Melde trotz allem ziemlich ausgerottet und das Haus durchmöbliert mit alten Möbeln aus Wismar und Klostorf. Das Wasser stand nicht mehr jedes Jahr in der Höhe einer Handbreite in der Küche. Ich saß im Aufsichtsrat des Badevereins und war ein angesehener Bürger.

Und da steht es nun, das hohe, graue, schweigende Haus hinter der Tagushecke. Wieder blüht die Klematis. Es ist ein Kinderheim geworden. Was wir pflanzten und anlegten, ist verschwunden. Wofür wir uns geschunden und geforgt haben, ist nicht mehr. Andere Einrichtungen. Andere Gestalten. Gewesen. Nur das Haus steht noch und weiß, aber es schweigt. Es schweigt auch über das, was ich hier nicht schreiben kann und was ich nie schreiben werde. Es war eine harte, ernste und schöne Zeit. Es war die schwerste Charakter- und Tüchtigkeitschule, durch die wir mußten. Im ersten Sommer kamen wir nicht einmal in den nahen Wald und kaum an die See. Es war auch eine Kraftprobe. Manchmal wehte der Wind so stark, daß man auf dem Rad nach Döberan oder von dort nach Hause kaum zu treten brauchte, aber auf dem Gegenweg schob man. Wind wehte immer. Die Reise nach Berlin dauerte für uns sieben Stunden; heute machen sie es in vieren. Im Frühling beim Auftauen schwankte die Straße unter uns. Im Winter klang sie wie Stahl. Durch den leeren Wald bleichte die gefrorene See her, und durch alle Winkel des Hauses pfiff der eisige Nordost. Ich saß beim brennenden Ofen im Winkel mit drei Köcken am Leib, um zu arbeiten, der Hund dacht an meinen Füßen. Aber dann kam im April das Wunder: Plötzlich lag die ganze weite See offen und blau wogend da. Das kannst du nicht sehen, ohne daß dir die Augen übergehen. In den Äquinoktien donnerte sie aber durch ganze Wochen hindurch wie eine Schlacht des Weltkrieges; es gibt Menschen, die dabei das Schlafen verlernen. Ja, da steht es und sieht uns an: „Alles wissen wir noch, und nichts vergessen wir, nicht das Schwere und Harte, nicht das Milde und Liebliche. Zehn Jahre älter sind wir alle geworden. Die einen hören bald auf, die anderen sind mitten drin. Welche befinden sich auf dem Weg? Du siehst sie noch nicht einmal. Werden wir uns noch einmal sehen?“ Ich weiß es nicht. „Lebt wohl!“



Mecklenburger
Bauer.

Wir sind nachdenklich geworden. Ein wenig haben wir hier ja doch Heimat gehabt. Einige Wurzeln haben wir hier zurückgelassen. Uns ist Vertrauen geschenkt worden von tüchtigen, guten, schönen Menschen. Wir durften ein Volk kennenlernen, dem wir heute noch eine stille Liebe nachtragen. Diese Menschen an der Wasserkante, blond, ohne Hast, still in sich lebend, zögernd im Aufgehen, schüchtern darin, sich selbst zu geben, ohne Hochmut, einfach, treu der eigenen Natur, stark im Ausharren, schweigsam im Unglück, still im Glück, stetig in der Arbeit, mäßig im Genuß, zuverlässig, wer sie einmal hat, der hat sie für immer, weltverloren und weithörig — diese Menschen ahnen nicht, was ich bei ihnen gelernt und erlebt habe, und werden es nie erfahren, weil es an Worten dafür fehlt. Sie würden verlegen die Augen von mir wegnehmen, wenn sie hörten, daß ihnen ein Stück meines Herzens gehört, und würden vom Wetter sprechen, von ihrem immer schweren, strengen, anfordernden Wetter, das sie nicht anders kennen, und das als Klima ihr selbstverständlich hingenom-

menes Schicksal ist. Vom Boden sprechen sie schon nicht mehr, schwer im Norden, Sand im Süden, Ebene überall, die heißen Sommer so gefährlich wie die nassen. Noch weniger sprechen sie von den Unendlichkeiten ihres Horizontes. Sie haben sie in sich als Traum, als unausgesprochene und unaussprechliche Sehnsucht, als Stille, als kindhafte Tiefe. Sie haben sie auch in sich als Bescheidenheit, als Ergebung und Gottesfurcht, als Ehrfurcht vor dem Übermächtigen, über das wir keine Gewalt haben. Sie sprechen auch nicht von den atmosphärischen Erscheinungen in ihrem Dasein, von den ungeheuer schönen Sonnenuntergängen mit den langen, sanft leidenschaftlichen Dämmerungen, von denen sie ihr Temperament haben, von den zauberhaften Mondnächten am Meer, von den majestätischen Gewittern, die von der Nordsee heranrollen, von den leuchtenden Wolkentürmen, von den geisterhaften Nebelfahnen und vom Brüllen des Sturmes in den hohlen Wasserstürzen des Meeres. Von all dem haben sie ihre Seele.

Ein solches Land und Volk ist eine Kraftquelle. Es ist ein Reichthum von guter Rasse hier beisammen, von Gesundheit, Gradheit, Einfachheit und Schönheit, durch den allein Plätze wie Berlin ihre Dauer haben. Aus der Mark, aus Mecklenburg und Pommern strömt immer wieder frisches, williges, unverdorbenes Blut dorthin, wo es in Strömen verbraucht wird, und speist eine Lebensmaschine, die ohne den großmütigen Zugzug längst leer liefe. In den großen, ansehnlichen Mädchen und Frauen ist etwas von einer mondhaften Kühle, ein einfaches, grades Sichselbstnützkennen, verbunden mit einem schlafenden Weltwissen, bereit für Arbeit, Mutterschaft, Anstand in Mühe, unstreitighaft — was man so nennt: statisch, das heißt aufrecht und als Gestalt wirksam, nicht bewegt fernstrebend, hier stehend und sonst nirgends, das seiend und gar nichts anderes auf der ganzen Welt, unbekümmert und behutsam, wachträumend, helläugig, vom Mann gut denkend und doch jeden Moment bereit, die Zügel an sich zu nehmen samt dem Geschick und dem Verhängnis, pflichtsicher ohne Herrschsucht, ein großherziges volles Nehmen und ganzes Geben. Und so mögen sie weiterhin still und glücklich leben, Mann mit Weib und Weib mit Mann auf ihrem heiligen Boden unter ihren frommen Naturerscheinungen, von denen auch ich ein bißchen Seele mitgenommen habe. Der Geist der Erde segne sie; sie waren gut zu unseren Tieren.

Rostock.

Rostock, die Hauptstadt von Mecklenburg. Universität, ehemaliges Mitglied der Hanse, an der Warnow gelegen. Hier muß man an Reuter denken, die volle, kräftige, gesunde Frucht Mecklenburgs, der Schönsten, Echtesten und Klügsten einer von ganz Deutschland. Was gilt er der heutigen Jugend? Nicht viel. Sie ist „darüber hinaus“. Schadet nichts, Reuter kann warten. Reuter ist einer von denen, die immer da sind. Wer darüber hinaus ist, der ist nicht mehr da. Wenn er Glück hat, so findet er den Rückweg. Das gehört zu den stillen, tiefen Geheimnissen des Lebens und der Fruchtbarkeit. Reuter war in seinen jungen Jahren Revolutionär, was man damals so nannte. Die deutschen Achtundvierziger gehören heute zu den Klassikern. Die Revolutionäre von 1789 bleiben in alle Ewigkeit Revolutionäre, sie werden niemals Klassiker werden. Klassiker zu werden, ist eine große Begnadung bei Gott und den Menschen, eine solche Art von Revolution zu machen, die trotz einiger Blutopfer in kurzer Zeit schon geliebtes und verehrtes Vorbild wird. Wie heißt das Wort von Montesquieu: „Wer in seiner Jugend kein Revolutionär ist, ist ein Dummkopf, wer es im Alter noch ist, ist ein Idiot!“ Oder so ähnlich. Reuter wurde im Alter einer der Klassiker des deutschen Volkes, das ihn liebt und verehrt. Es gibt wenige von dieser unentwegten Frische, Farbigkeit, guten Laune, Gescheitheit und dichterischen Güte. Kraft hat er außerdem. Seine Figuren stehen heute noch fest auf ihrem Boden, und veraltet ist da gar nichts. Einer kann zweihundert Jahre alt sein und zugleich jung wie der Jüngste. Andererseits sah ich zwanzigjährige Greise mit blonder Haarsträhne und roten Wangen. Wieder ein Geheimnis des Lebens. Für das Deutschland und Europa von heute halte ich die straffste und geballteste politische Form für die heilsamste. Dichtung aber, wirkliche, große Dichtung hat zu allen Zeiten aus dem gelebt, was die Philosophen die Humana nennen, zu deutsch Menschlichkeit und nur Menschlichkeit, und damit alle Menschen gemeint ohne Unterschied. Je straffer die Form nach außen im Staatsleben, desto freier und fließender muß sie sein im Innern. Wer gegen dies Gesetz sündigt, der sündigt gegen den Bestand seines eigenen Werkes. An Reuter ist die Humana so schön, die Humanität, das Menschliche, eben das, wodurch sie alle schön, groß und geliebt wurden, Goethe oder Shakespeare oder Sophokles, überall zu allen Zeiten.

Übrigens ist da noch einer, an den wir in Rostock zu denken

haben: Blücher. Er ist hier geboren; sein Denkmal steht auf dem Neuen Markt. Ich glaube, daß sie Brüder waren. Dnehin haben alle großen Deutschen das unbedingte persönliche Freiheitsbedürfnis. Dieser Blücher hat das Seine getan unter Einsatz seines Lebens, jede Stunde in jeder Lage, aber er hat sich wenig dreinschwaßen lassen. Regieren ließ er sich nicht. Fanatisch hingeegeben an die Aufgabe und autokratisch im Wie, das von seinem Allerpersönlichsten abhing und nur im innigsten Einklang damit gut werden konnte. Die persönliche Reserve ist der Zauber des Mannes da auf dem Postament, den sie den Marschall Vorwärts nannten. Sie nannten ihn auch Vater Blücher und zählten ihn zu den Ihren, weil er kein Hoffschranze und kein bloßer Karrieremacher war, und weil sie ihr Menschlichstes bei ihm in guter Hut mußten. Daß der Geführte, von dem der ganze Einsatz und das Leben gefordert wird, sein Menschliches in guter Hut weiß, das macht das Glück des Führers aus und seinen letzten Erfolg. Beim allergrößten und schönsten Führer ist auch noch das Menschliche des Gegners in guter Hut. Noch kein großer Führer hat das Menschliche seines Feindes besudelt.

Rostock ist eine alte Stadt mit vielen guterhaltenen Bauwerken aus der frühen Zeit. Die Marienkirche, die Nikolai- kirche, die Petri- kirche — sämtlich zwischen 1300 und 1400, wie in Wismar mächtige Backsteinbauten, Hallenkirchen mit wichtigen Türmen, die ansehnlichste die Marienkirche; sie ist zugleich die älteste. Dann am Markt das Rathaus mit einer sehr schmucken gotischen Schauseite, sieben Türmchen mit Durchbrüchen; aber sie haben später eine Renaissance- halle davorgebaut, das gab ihnen gar nichts zu tun; Bildungs- rücksichten kannten sie noch nicht. In Rostock haben die Mecklenburger ihre Universität, 1419 gegründet, aber das Gebäude stammt aus dem letzten Jahrhundert. Alte Straßen mit manchem gotischen Giebel, Türme, Tore, ein Zister- zienerkloster zum Heiligen Kreuz mit zierem Kreuzgang und poestevollem Hof. Auf der Warnow Masten, Segel und selbst größere Dampfschiffe. Am Ufer Fischerhäuser, Netze und Speicher, schon recht seemäßig. In allen Straßen riecht es nach Seewind. Wenn der Berliner hier aus dem Zug steigt, weht ihm sofort eine andere Luft entgegen, etwas Kräftiges, Aufrufendes, gutmütig Herausforderndes: Junge, hier sollst du wieder mal deinen Mann stellen! Keine Bange, gebissen wirst du nicht, aber unser Wasser ist das Meer, und das Meer kann manchmal bannige Wülgeln heben. Auch wenn unsere Luft mal ein bißchen lebhaft wird, mußt du nicht gleich dich verpiehren. Sonst haben wir den Grundsatz: „Leben und leben lassen!“

Sie haben auch ein Seebad, Warnemünde, ein vielbesuchter und bei den Berlinern besonders beliebter Platz mit breitem Strand, leuchtendem Sand und mit allen Einrichtungen des modernen Badelebens. Reihenweise kleine Fischerhäuser an der Warnow mit Booten, Netzen und grünen Läden. Enge alte Gassen. Der Strand ein Durchbruch ins Unendliche, nachbarlich besiedelt mit Hunderten von Strandkörben, zwischen denen die Kinder im Sand buddeln und Burgen bauen, alles von Hafenkreuzfahnen überflattert und von Musik über- rauscht. Wer Betrieb will, geht lieber nach Warnemünde als nach Heiligendamm. Der Mensch hat vielerlei Bedürfnisse, und für alle weiß er ausgezeichnet zu sorgen.

Letztes Winken.

Ribnitz am Saaler Bodden. Für den gewöhnlichen Reisen- den ist hier nichts zu sehen, aber wir sind keine gewöhnlichen Reisenden und machen den Abstecher. Auch hier geht es auf ein Wiedersehen hinaus. Schon der Bodden ist besuchenswert, eine tiefe, geräumige Einbuchtung des Meeres hinter einer weit vorgelagerten und fast rechtwinklig gekrümmten Land- zunge mit schmaler Einfahrt. Streckenweise ist der Damm zwischen Meer und Bodden nur eine kleine Stunde breit. Dort



Rostock.
Markt
mit
Marienkirche.

suchen wir ein weltentlegenes Dorf, voll von ehemaligen See-
kapitänen, Dändorf. Da steht es noch in seinen Obstbäumen.
Keine Springsflut hat es heimgesucht. Freundlich dauert das
fort links und rechts der Dorfstraße, die mit dicken Kopfsteinen
gepflastert ist; draußen verwandelt sie sich sofort in eine Sand-
kuhle. Der Freund hatte Mühe mit dem Auto. Haus neben
Haus, Erdgeschoss und eine Kammer im Siebel, Backstein,
weiße oder grüne Läden und Fensterläden, dick unter Farbe
gehalten wie die Schoner und Kutter, die sie gefahren haben,
der Flur Backstein und ebenfalls gestrichen, diesmal rot, kleine
Vorgärten mit Flieder und Rosen, Nutzgärten mit Gemüse
und einigen krummen Obstbäumen. Hoch kommt hier nichts,
da alles im Sand steht und der Wind unaufhörlich darüber
geht. Vor sich den Bodden mit den langsam ziehenden Fischer-
booten und Kuttern, hinter sich Heide, Moor und Meer,
darüber der Himmel mit den wandernden Wolken; die
kommen von daher, wo die Alten waren, als sie noch im Saft
standen, und gehen dorthin, wonach ihre ungestillte Sehnsucht

heute noch zuckt. Die Erde ist groß und hat viele wundersame
Inseln. Zu den wenigsten gelangt man, denn das Leben ist
kurz; bevor man sich ein paar mal richtig umgesehen hat, ist es
vorbei. Jetzt bemalen sie ihre Türen und Fenster, graben in
ihren Gärten, sitzen rauchend mit ihren alten Frauen auf der
Bank vor dem Haus, und wenn sie zusammenkommen, geht
ihnen Herz und Mund über von dem, was war, nicht mehr ist
und nie wieder sein wird.

Auch hier hängt ein Stückchen Leben von uns. Bodden,
Heide, Moor und Meer, wir haben sie erfahren mit jungen,
leidenschaftlichen Sinnen. Die großen Sorgen reckten gerade
zum erstenmal ihre Häupter am Horizont hoch. Wir haben
das Heidekraut blühen sehen, hoch und üppig wie Flieder —
so, wie es auch jetzt zu blühen anfängt. Wie heute gingen wir
den schwankenden, schmalen Weg zwischen den jungen Birken
übers Moor, aber wir waren zwanzig Jahre jünger. Links
und rechts glinzen die schwarzen Moorklöcher und Tümpel.
Weit und breit kaum ein Laut. In der zitternden Sommer-



„Vom Turm der Marienkirche hat man den Blick weit über Land und Meer...“

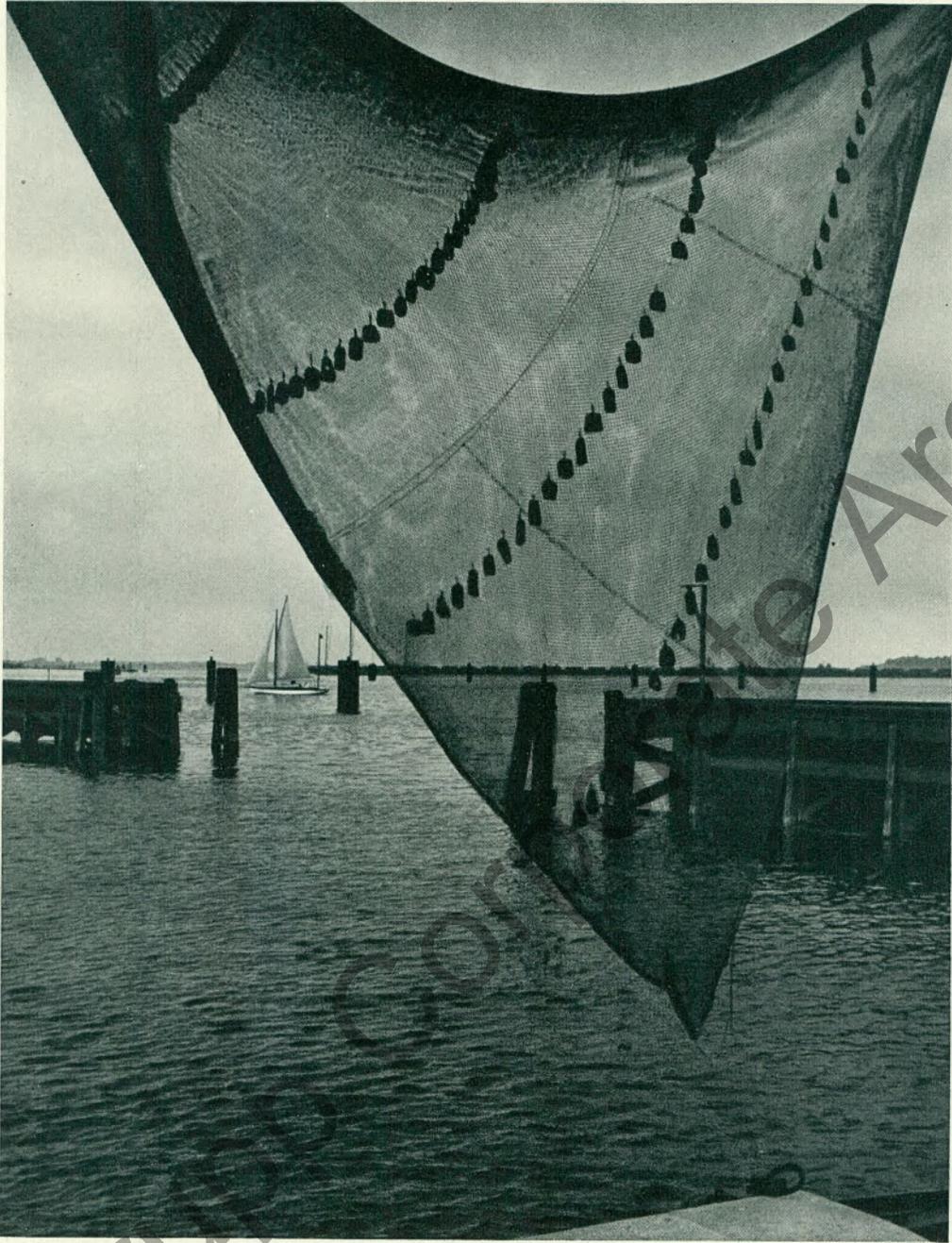
sonne schweben die geheimen Dünste. Was führen sie mit? Den Duft von Boden, Pfefferminze, Gras, von stockendem Wasser, Torfgruben, Heide und Meerwind. Dazwischen Unnennbares, das die Leidenschaft aufregt: jetzt wie damals. Ab und zu ein einzelnes Schmaltier. Hier und da fliegt ein einsamer Vogel auf.

Stralsund.

Der Bodden ist zugleich die Grenze nach Pommern hinüber. Stralsund läßt seine Türme und Siebel im Meerdunst heraufsteigen. Das ist die Stadt, von der Wallenstein, der sie besagte, sagte: „Und wenn sie mit Ketten an den Himmel gebunden wäre, so müßte ich sie doch haben.“ Er hat sie nicht gehabt, diese heißbegehrte, schöne Frau. Sie hat sich dem nordischen Eiswolf ergeben, dem Schweden; im Frieden von Westfalen fiel sie ihm auf Jahrhunderte endgültig zu, um erst 1815 in die deutsche Familie zurückzukehren, zweihundert Jahre älter, aber wohl erhalten und immer noch schön. Ehemalige Hansestadt, beinahe eine Insel, nach Lübeck die zweitmächtigste. Das Leben hat einen anderen Weg genommen. Aber gewaltig, wie in alten Zeiten, ragt die Marienkirche aus dem vierzehnten Jahrhundert auf; viel höher hat es der Back-

steinbau überhaupt nicht mehr getrieben. Wie ein Berg steht sie zwischen den Häusern und blockt hinter dem Markt empor. Vom Turm hat man den Blick weit über Land und Meer, bis nach Rügen. Viel Holdes und Liebenswertes hat diese Stadt, aber das Holdeste sind die durchbrochenen Schauffronten am Markt und der gotische Laubengang am Rathaus, rote Stickerie aus Backstein, durch die hoch herein der blaue Himmel lacht, und auf der die nordische Sonne so verliebt und heiß spielt, als ob diese sinnliche Köstlichkeit in Spanien stände und aus geronnenem und gehärtetem Blut edler Mauren gebildet wäre. Wenn der Norden glüht, dann wird das wilder und gefährlicher als alles, was der Süden aufbringen kann. Die Männer, denen diese Herrlichkeiten neu und gegenwärtig waren, fuhren auf ihren Schiffen und mit ihren Bewaffneten frisch entbrannt aus und ein wie die Hornissen, nahmen, was sie brauchen konnten, machten, was sie nicht vorfanden, und erfüllten zwei Jahrhunderte mit ihrem Wesen. Überall hatten sie zu sagen, im Baltikum, in Skandinavien und noch in London.

So sieht Leben aus. Kraft sackt nicht. Können neigt wenig zum Verhandeln. Lavieren, schieben, rangieren und herumdrücken ist nicht die Art der schöpferischen Natur. Wer nicht zu herrschen wagt, wird beherrscht. Geducktes Leben ist



Im
Hafen
von
Stralsund.

schlechtes Leben. Eine lehrreiche Stadt. Ein prophetischer Markt.

Bismarck.

Die Landschaft kommt in Bewegung. Wir befinden uns im ural-baltischen Höhenzug. Blaue Hügelreihen in der Ferne, die sich beim Näherkommen in bewaldete Erhebungen und schluchtenartige Einschnitte auseinanderlegen. Viel Einsamkeit. Viel menschenleere Weite.

Ein anderer Name findet sich in der Gegend, der für den europäischen Menschen mit Liebe zur Geschichte einen tiefen Klang hat: Jenseits des Gollen, der höchsten pommerischen Erhebung, liegt Warzin, das Warzin des Fürsten Bismarck. Wie solch eine Gestalt wächst und in die Höhe nebelt durch die Jahrzehnte! In meiner Jugend lebte er noch und war der Gegenstand von vielen gutgemeinten und nicht gutgemeinten Wägen. Und auf wen konnte er sich eigentlich verlassen? Auf seinen königlichen Herrn. Auf seine Gattin. Auf seine Dogge. Im übrigen regiert ein solcher Mann zeitlebens ein Land voll Feinde. Es ist erschütternd. Heute geht der Streit um sein Werk. War es „richtig?“ War es nicht richtig? Er hat

gelebt und gehandelt. Er hat ein Reich gebaut und hat es eingerichtet. Er hat sich verhalten wie ein Mann von Herz, ein Mann von Geist, ein Mann von Latkraft. Wunderbar und ehrfürchtig, zu denken, daß diese Genieerscheinung aus dem pommerischen Boden hier gewachsen ist. Wichtig, sich klarzumachen, daß Genie nicht „Köpfchen“ bedeutet, sondern allemal große Natur, Persönlichkeit, eine Gesamtanlage, die mit dem Körper zu denken vermag, mit dem Geist zu fühlen, mit der Seele zu rechnen und aus dem Herzen zu bauen und zu kämpfen. Da entgeht dann freilich nicht viel dem Zugriff. Ein Werk unterliegt der Zeit. Was heute gut ist, kann morgen falsch sein. Was aber nicht der Zeit unterliegt, der ewig unveränderliche Wert, der absolute Reichtum, das ist die Erscheinung des Wunderhaften im Leib des Mannes und auch der Frau. Davon leben wir. Dadurch bestehen wir. Das macht die Erde schön und das Leben lieb. Und so wächst er immer höher und nebelt machtvoller und prophetischer durch das Jahrhundert. Einer von der großen Reihe. Nicht mehr Fürst Bismarck, sondern die Genieoffenbarung ohne Namen und Herkunft, das absolut Verehrungswürdige.

(Fortsetzung folgt.)

Lob der Handwerkslichkeit.

Von Otto Freiherrn von Taube.

Steht eines Abends ein junger Schreiner vor unserer Tür, der ehemals, als er in der benachbarten Stadt arbeitete, dadurch auch mit uns in Berührung gekommen war. Er wolle, da er — nach längerem Aufenthalte im Oberlande — jetzt für eine Weile gerade an unserem Orte fest sei, uns wiedersehen, sagte er. Da wir gerade zum Abendbrot gingen, hießen wir ihn mithalten, und da er, bei fast südlicher Lebhaftigkeit, sich als ein besinnlicher Bursch erwies — als welchen ich ihn erst bei dieser Gelegenheit erkannte —, hatten wir Freude an ihm und hießen ihn wiederkommen. Und so geschah es beim nächsten Male, daß er, ausgehend von den Geräten im Raume, da wir saßen, den Stühlen aus der Aussteuer meiner Großmutter und den Kommoden, die ein Ohm meines Urgroßvaters aus England mitgebracht hatte, auf sein Handwerk zu sprechen kam, insbesondere auf die Behandlungen verschiedenen Holzes.

Ich habe selten einem so schönen Gespräche zugehört — denn er führte es mit meiner Frau, indes ich lauschen konnte —, schön wegen zweier Dinge: der Sachlichkeit und der Demut. Im Verstande, auf den es hier ankommt, decken sich beide: ist Sachlichkeit das Verhalten zum Gegenstande, bei dem man ihn nimmt, wie er ist, so ist in diesem Falle dieses Verhalten auch Demut vor dem Gegenstande, vor dem Gegebenen, vor der Natur. Unser Schreinergefell sprach nämlich davon, wie jedes Holz in seiner Weise behandelt werden will und nur erlaubt, zu bestimmten, schon in sich vorhandenen Zwecken verwendet zu werden — bei Strafe des Verpufschens der Sache. Dieses Holz wolle so, jenes anders geschnitten werden, dieses eigne sich nach Maserung oder Härte zu diesem, jenes zu jenem Gegenstande: Kiefer, Fichte, Weißtanne und Lärche, Nuß, Birke, Birne, Kirsche — jeder dieser Bäume verlange von sich aus etwas anderes; der eine eigne sich zum Hausgerät, der andere zu Fensterrahmen. Buche zum Beispiel werfe sich so, daß damit kaum etwas anzufangen wäre; sie taue fast nur zu Brennholz, was mich an Henry van de Velde zurückdenken ließ, der im Weimarer Nießsche-Archiv den Flügel gerade in Buchenholz hatte herstellen lassen, so daß er, wenn im Raume wirklich musiziert wird, durch einen anderen ersetzt werden muß, weil der Ton versagt. Hier hatte ein bedeutender und lauterer Willensmensch, als welchen ich van de Velde lange gekannt und stets verehrt habe, die Natur vergewaltigt; und sie hatte sich gerächt, höhnisch gerächt, indem sie das Werk des großen Zweckmäßigkeitspredigers hatte zweckwidrig geraten lassen.

Der Handwerker, welcher ja nicht nur von außen, nicht als reiner Betrachter, an die Stoffe herantritt, sondern mit ihnen fertig zu werden hat, richtet sich — unbewußt oder bewußt, aus Ueberlieferung, Erfahrung oder Lehre — danach, was sie verlangen, ihm geht auf, daß er nur dann nicht pfuscht, wenn er sich nach den im Stoffe beschlossenen Gesetzen richtet. Im Sinne für diese Gesetze besteht die heute wieder mit solchem Rechte gerühmte Handwerkslichkeit, in dem Verständnis oder dem Gefühle dafür, was der Gegenstand, aus dem man etwas machen will, verlangt; mit anderen Worten: dafür, was mit dem Gegenstande zu machen möglich ist. Sägt man zum Beispiel ein bestimmt gefasertes Brett verkehrt, so mißrät das Beabsichtigte: die fertige Sache wird unbrauchbar oder überhaupt nicht; im letzterwähnten Falle taugt der behandelte Stoff nur noch zum Verheizen, in beiden ist er vergeudet. Eigentümlich aber ist es, wie zu derselben Zeit, wo die Handwerkslichkeit wieder so hoch gepriesen wird, Gebiete übrigbleiben, auf denen man so tut, als wären sie nicht vonnöten, ja verwerflich. Ich erwähne hier — um mich nicht

in anderer Leute Berufe einzumengen — nur mein eigenes Gebiet: die Schriftstellerei. Seit ich mich meiner als eines Handhabers von Wort und Feder entsinne, entsinne ich mich auch der in Deutschland immer gegen den genauen und gewissenhaften Schriftsteller erhobenen Vorwürfe, er wäre Formalist und Ästhet; es käme bei dem Geschriebenen doch nur auf den „Behalt“ an, worunter man oft nur den „Inhalt“ versteht; wäre dieser verständlich, genüge es; alle übrige Bemühung wäre . . . „undeutsch“. Nun ja, es gibt einen oft im Scherz wiederholten Satz, den ich diesmal bittersten Ernstes anführen möchte, jene Vorschrift: „Dieser Weg ist kein Weg, wer es dennoch tut, zahlt fünf Mark Strafe.“ Der Inhalt dieses Satzes ist durchaus verständlich, den Ästhetenfressern müßte es genügen, wenn so geschrieben würde, und es genügt ihnen auch. Ich kenne genug Bücher und Schriften berühmter Zeitgenossen, in denen nicht viel anders geschrieben wird, in denen das Deutsch nicht allzu verschieden vom Deutsch jenes Ulfssages ist. Und so schreiben oft gerade die Handwerkslichkeitspreiser; welche Seite an ihnen ist nun die wirkliche? Die, auf der sie die Handwerkslichkeit als deutsche Tugend loben, oder die, auf der sie mit ihrem eigenen Deutsch die Gesetze, die unserer Sprache innewohnen, mißachten?

Nur beiläufig möchte ich erwähnen, daß sich ähnliche Erscheinungen auch in anderen Sprachen zeigen; wer aus dem Italienischen oder Spanischen zu übersetzen hat, merkt auch die dortige Verwahrlosung. Aber, was geht uns das Ausland an, bleiben wir daheim! Da finden wir denn, zur Genüge, schreibende Leute, die mit Satzbau und Worten nur so umspringen, die sich mit Andeutungen begnügen, statt im Ausdruck scharf zu sein. Ihr Beispiel wirkt verheerend.

Sprachgesetze, Syntax, Grammatik — mozu? Der Meister schaltet ja mit seinem Stoff, wie der Geist ihm eingibt. — Falsch! Der Handwerksmeister wenigstens schaltet mit seinem Stoffe nicht nach Willkür, sondern er verfährt, wie der Stoff es will. Und wie für den Schreiner das Holz, ist für den Schriftsteller in diesem Sinne Stoff seine Muttersprache. Wie dem Schreiner, der die Gesetze des Holzes verachtet, Schrank und Stuhl migraten — gedenkt des van de Velde'schen Flügels, der nicht tönen will! —, trifft den, der die Sprachgesetze mißachtet, die Strafe, daß auch sein Erzeugnis unnütz wird, nicht dauert.

Haben wir es vielleicht nicht mit Spracharten, sondern mit Sprachentartungen zu tun? — Denken wir uns, obwohl es kaum denkbar wäre, daß die gesamten deutschen Wäldungen abgeholzt und daß das gesamte daraus gewonnene Holz verpufscht werde. Dann wäre nicht nur der Stoff verschwunden und vergeudet, dann wäre auch der deutsche Wald nicht mehr, die deutsche Landschaft nicht mehr. Bereitet sich ein Ähnliches vor mit unserer Sprache?

Was hinsichtlich Wald und Landschaft uns undenkbar vor- kommt, wäre auf dem Gebiete der Sprache nicht undenkbar. Denn es gibt solche verarmte Sprachen, es gibt in den fernen Häfen jenes „Pidgin-Englisch“, in dem man Brot kaufen, Lohn zahlen, eine Droschke heuern kann, in dem aber jede Höhe und Tiefe unausdrückbar ist. Schon findet man Luthers Deutsch, das, handwerklich genommen, vollkommen ist, zu „hoch“ für den Leser. Gott schüße uns vor einem „Pidgin-Deutsch“ im eigenen Vaterlande! Ich sehe nur ein Mittel, dieser Entartung der Sprache zuvorzukommen, die — da deutsche Sprache Deutschumsausdruck ist — eine Abdrofflung deutschen Wesens mit sich brachte, und das wäre: die Hochhaltung des Handwerklichen auch auf diesem Gebiete.



Bild: Sebaste-Winterer.

Auf der Schlackenhalde.

Deutschland und die internationalen Eisenprobleme der Gegenwart*.

Von Dr. Hans Hoffmann, Düsseldorf.

I.
Das Jahr 1936 hat für die Eisen- und Stahlindustrie des Erdballs eine besondere Bedeutung. Das „Blaue Band“, das sich bisher um die Jahreszahl 1929 geschlungen hat, ist auf das Jahr 1936 übergegangen, das die frühere Höchstziffer der Weltrohstahlerzeugung von 120 Millionen Tonnen um annähernd 1% überschritten hat. Gegenüber dem Ergebnis des letzten Friedensjahres 1913 mit rund 76 Millionen Tonnen ist damit eine Steigerung um 60% eingetreten.

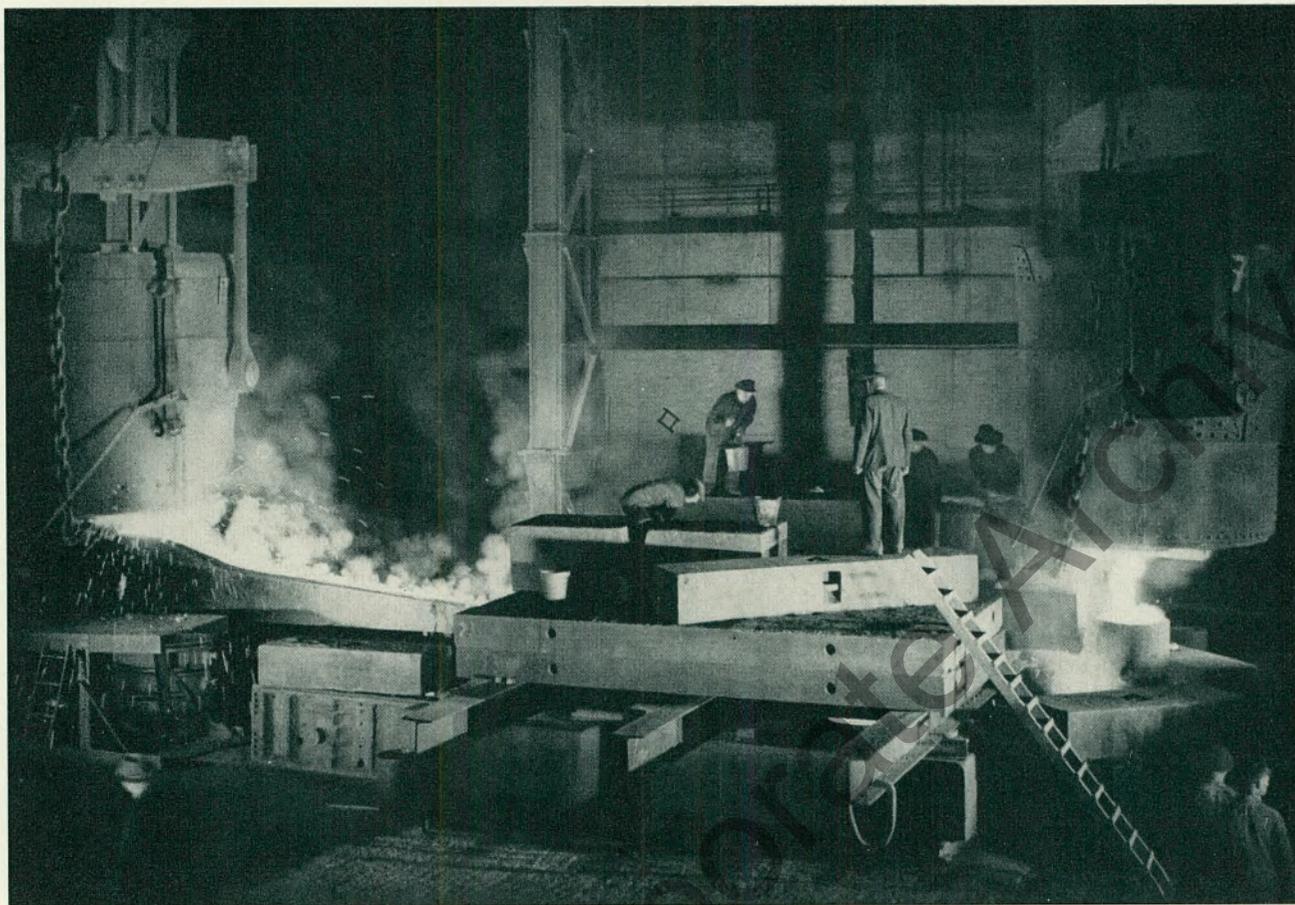
An dieser gewaltigen Aufschwung sind die deutschen Eisenhüttenwerke in erheblichem Umfange beteiligt. Trotz des kleiner gewordenen Wirtschaftsraumes haben sie die Stahlgewinnung des alten deutschen Zollgebietes mit Einschluß Lothringens und Luxemburgs, die sich unter Berücksichtigung von etwa 200000 Tonnen Schweißstahl im Jahre 1913 auf etwa 19,15 Millionen Tonnen Rohstahl gestellt hat, nicht nur erreicht, sondern sogar um ein Geringses überflügelt.

Und trotzdem scheint auch hier wie in fast allen Ländern das

*) Vgl. „Die Quelle“ S. 339.

wesentlich größere Angebot nicht auszureichen, um die stürmisch gestiegene Nachfrage zu befriedigen. Die Verbraucher, die bisher ein entscheidendes Wort bei der Festlegung von Preisen, von Lieferterminen und von sonstigen Geschäftsbedingungen in die Waagschale haben werfen können, haben diese beherrschende Stellung in immer zunehmendem Maße an die Stahlerzeuger abtreten müssen. Es ist deshalb mehr als eine bloße Redensart, wenn in vielen Kreisen von einer Entthronung des Goldes durch den Stahl die Rede ist, ist doch letzten Endes die Frage der befriedigenden Versorgung der Welt mit Eisen und Stahl über den Rahmen der einzelnen Nationalwirtschaften hinaus zu einem internationalen Problem geworden. Dabei mögen die besonderen Verhältnisse in der Sowjetunion einmal von vornherein auscheiden, da für das Tempo der Verbreiterung ihrer eisenindustriellen Basis und für die erstaunliche Steigerung ihrer Produktion keine wirtschaftlichen Gesichtspunkte, sondern ausschließlich politische Zielsetzungen maßgebend sind.

Mit immer gespannterer Aufmerksamkeit verfolgen die ver-



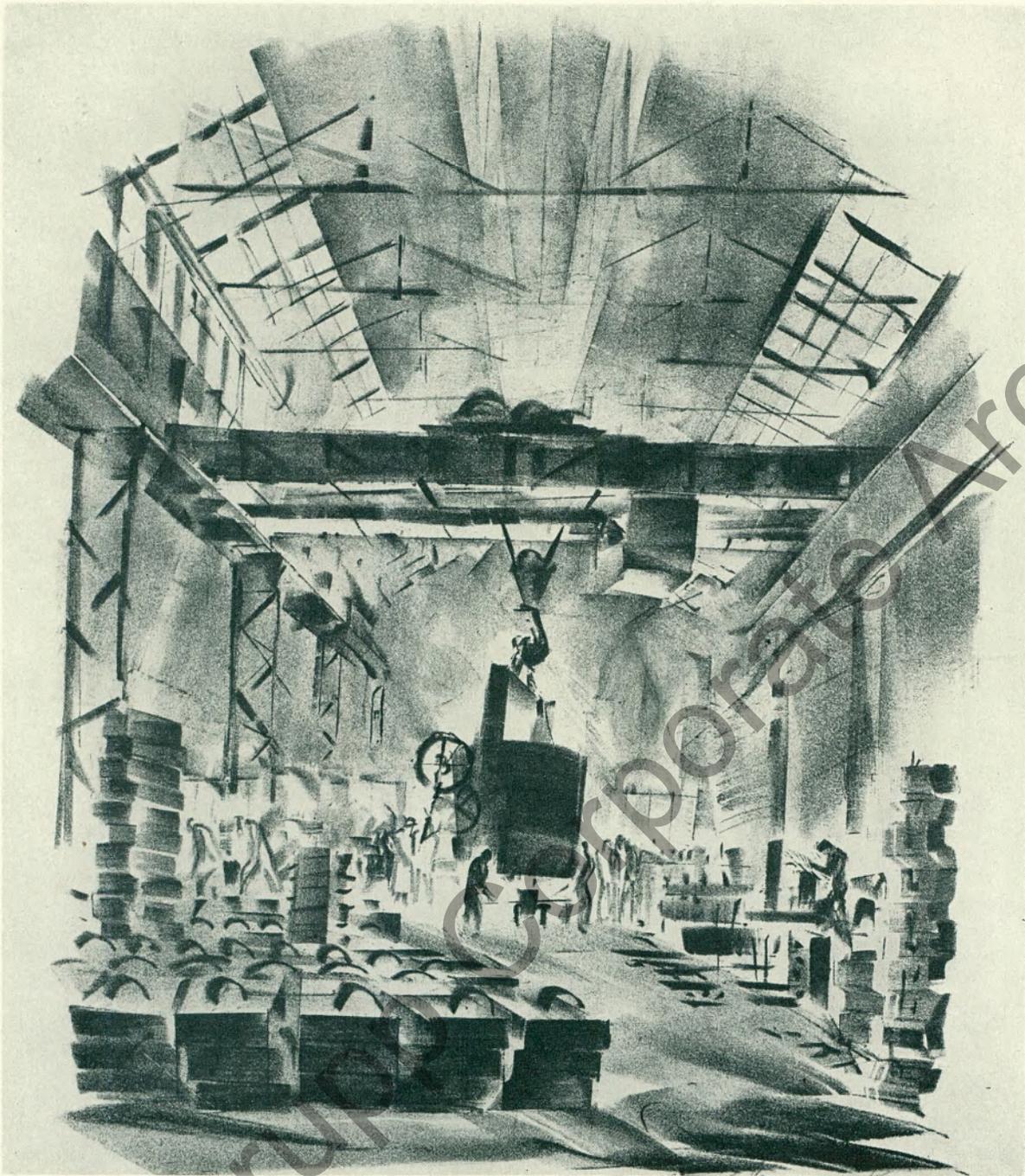
Stahlformguß aus zwei Pfannen auf der Heinrichshütte Hattingen. Lichtbild: Debus.
(Ruhrstahl Aktiengesellschaft Witten - Vereinigte Stahlwerke AG.)

antwortlichen Leiter einer Reihe von Staaten in Europa und Übersee die noch in der Zunahme begriffene Verknappung dieses für die Aufrechterhaltung eines leistungsfähigen modernen Industrieparates unentbehrlichen Rohstoffes und suchen nach Mitteln und Wegen, um der größer werdenden Schwierigkeiten Herr zu werden und ihre Völker vor der Wiederkehr einer derartigen „Eisennot“ zu sichern. Überall werden die Möglichkeiten der Errichtung neuer Eisenhütten, der Ergänzung und Ausdehnung bestehender Anlagen, der Aufnahme verbesserter Verfahren oder der Erweiterung der Erzeugungspläne nach ihren wirtschaftlichen und technischen Voraussetzungen erörtert und geprüft. Besonders in den Ländern, die ihren Bedarf an Eisen und Stahl bisher ausschließlich aus dem Ausland gedeckt haben, nehmen solche Pläne immer greifbarere Formen an.

Die Folgen, die bei einer Verwirklichung dieser Vorhaben für die natürlich gewachsenen „alten“ Eisenindustrien Europas und Amerikas eintreten können, liegen auf der Hand. Wohl selten haben sich diese Gefahren derartig deutlich am Horizont abgezeichnet wie gerade im gegenwärtigen Augenblick. Sie führen zwangsläufig zu der Erkenntnis, daß auch in Zeiten, in denen die Belieferung der Inlandsmärkte notwendiger oder vorteilhafter erscheinen mag, die Bedeutung des unmittelbaren Exportgeschäftes unter keinen Umständen unterschätzt werden darf. Denn sonst gehen nicht nur im Laufe der Zeit viele Auslandsmärkte ihren bisherigen Lieferanten verloren, sondern es wird auch die oben gekennzeichnete Entwicklung in vielen Ländern der Welt beschleunigt. Außerdem lehrt die Erfahrung, daß auf Zeiten einer guten Inlandskonjunktur wieder Zeiten eines schwächer werdenden Inlandsbedarfes

folgen und daß es dann vorwiegend die Ausfuhraufträge sind, deren Ausführung den Hüttenwerken den Beschäftigungsausgleich gibt, der für die befriedigende Gestaltung der Betriebskosten notwendig ist. Es sind mithin nicht allein devisenpolitische Gründe, sondern auch Gesichtspunkte der Wirtschaftlichkeit, die eine besonders pflegliche Behandlung dieser Frage erfordern.

Es ist für die gegenwärtige Lage am Eisenmarkt charakteristisch, daß im Jahre 1932 bei einem Weltrohstahlabsatz von etwa 51 Millionen Tonnen rund 40 Millionen = rund 78% den Inlandsmärkten der eisenerzeugenden Länder und rund 11 Millionen = etwa 22% den Auslandsmärkten zugeführt worden sind, während im Jahre 1936 bei einem Weltrohstahlabsatz von rund 122 Millionen Tonnen die Inlandsmärkte einen Anteil von rund 109 Millionen Tonnen, das heißt fast 90%, und die Auslandsmärkte von nur rund 13 Millionen, das heißt etwas mehr als 10%, gehabt haben. Die Erklärung dafür liegt in den Vorgängen in Deutschland, England und den Vereinigten Staaten von Amerika, auf die von den 109 Millionen Tonnen Inlandsabsatz allein rund 77 Millionen Tonnen, das heißt 68%, entfallen. Dabei können die Vereinigten Staaten außer acht gelassen werden, da sie bei ihren großen Absatzmöglichkeiten im eigenen Lande nie mehr als nur einige wenige Prozente ihrer Erzeugung in das Ausland verbringen. Dagegen sind sowohl in England als auch in Deutschland — umgerechnet in Rohstahlgewichte — die Prozentsätze der unmittelbaren Ausfuhr an der Gesamterzeugung der eisenschaffenden Industrie im Jahre 1936 gegenüber früheren Jahren ganz erheblich zurückgegangen.



In der Stahlgießerei.

Radierung von Marianne Keil.

II.

Diese Entwicklung kommt auch in den nachstehenden Verbrauchszahlen zum Ausdruck, wobei allerdings nicht zu übersehen ist, daß auch die Ziffer für Frankreich in der nächsten Zeit infolge der dort auf Grund staatlicher Maßnahmen seit einigen Monaten festzustellenden wesentlichen Belebung des Binnenmarktes aller Voraussicht nach eine gewisse Erhöhung erfahren wird.

Eisenverbrauch je Kopf der Bevölkerung in Kilogramm.

	1913 (altes Zollgebiet)	1929	1932	1935	1936
Deutschland	224	195	62	212	252
Frankreich	142	213	128	123	134
Belgien-Luxemburg ...	244	323	139	146	195
Großbritannien	167	211	129	215	267
Vereinigte Staaten ...	370	499	118	276	382

Eine Analyse dieser Zahlen und der Ursachen, die für die auffallenden Abweichungen des Konjunkturverlaufs in den einzelnen Ländern verantwortlich sind, würde über den Rahmen dieser Darstellung hinausgehen. Es sei nur grundsätzlich an dieser Stelle darauf hingewiesen, daß sich die Unterschiede in dem Ansteigen der Kurven zu einem gewissen Teil auch aus dem sehr ungleichen Ausmaß erklären, in dem die Krise der zurückliegenden Jahre das Wirtschaftsleben dieser Völker gelähmt hat.

Auf der anderen Seite regt jedoch diese Tabelle zu der Beschäftigung mit der Frage an, ob einer Ausweitung des Eisen- und Stahlbedarfs von der Verbrauchsseite her irgendwelche Grenzen gezogen sind und ob insbesondere in einem „alten“ Eisenlande vom Range Deutschlands auch nach Erfüllung seiner Aufgaben auf wehrwirtschaftlichem Gebiete noch eine Erhöhung der Verbrauchsziffer des Jahres 1936 möglich ist.

Diese Frage stellen, heißt sie zugleich im bejahenden Sinne beantworten, und zwar aus der Erkenntnis heraus, daß der nie ruhende Fortschritt der Technik, der stets mit immer neuen Impulsen Forschung und Praxis vorwärtstreibt, auch für die Eisen- und Stahlindustrie ständig eine Fülle zusätzlicher Verwendungsmöglichkeiten schaffen wird.

Im Verkehrswesen wirkt der Übergang zu höheren Geschwindigkeiten (Schnelltriebwagen!) mit ihrem starken Materialverschleiß oder die Inbetriebnahme größerer, für den Massentransport geeigneterer Wageneinheiten (Großraumgüterwagen!) und schwerer Lokomotiven mit ihren Ansprüchen an den Oberbau, die Brückenkonstruktionen und so weiter in dieser Richtung. In der gleichen Weise erfordert die Anlage von Wasserstraßen und der Ausbau von Häfen, wenn sie mit der Entwicklung des modernen Verkehrs Schritt halten und gegenüber anderen Verkehrswegen wettbewerbsfähig sein wollen, in zunehmendem Maße die Verwendung von Eisen und Stahl. Die Tatsache, daß jährlich eine Anzahl von ausländischen Wissenschaftlern und Praktikern Deutschland besuchen, um die deutschen Spundwandbauten zu besichtigen, ist ein Beweis dafür, daß die deutschen Eisenhüttenwerke auf diesem Gebiet des Wasserbaues führend sind. Die mit Spundwand Eisen durchgeführte Verbreiterung des Dortmund-Ems-Kanals, der Bau großer Schleusenanlagen in den deutschen Seehäfen, die Möglichkeit der Herstellung von Dükdalben durch Spundwandkästen und so weiter brauchen in diesem Zusammenhang nur erwähnt zu werden.

Die sich aus der Motorisierung ergebende verstärkte Nachfrage nach Personen- und Lastkraftwagen, die zunehmenden Anforderungen des Behälter- und Apparatebaues, der steigende Bedarf der Blechwaren- und Konservenindustrie haben in den letzten Jahren die Ansprüche an Menge und Qualität der Bleche erheblich gesteigert. Diese Entwicklung hat die deutschen Eisenhüttenwerke vor die Notwendigkeit gestellt, ihre Erzeugungsverfahren in der Weise zu vervollkommen, daß diese Anforderungen auch zu Bedingungen erfüllt werden können, die für den Abnehmer wirtschaftlich tragbar sind. Die zuerst in den Vereinigten Staaten von Amerika aufgenommene Herstellung von breiten Bändern wird im Laufe dieses Jahres auch in Deutschland ihren Einzug halten. Eine erste derartige Anlage ist bereits in Dinslaken am Niederrhein in der Entstehung begriffen, während weitere Werke sowohl im Ruhrgebiet als auch an der Saar geplant sind. Die amerikanischen Streifenwalzwerke, die im Jahre 1927 nur etwa 500.000 Tonnen Breitband erzeugt haben, sind zur Zeit auf 7 Millionen Tonnen eingerichtet und werden nach Vollendung der noch in der Errichtung befindlichen Betriebe etwa 10 Millionen Tonnen auf den Markt bringen können.

Der sich in Deutschland immer stärker durchsetzende Zug zur Technisierung der Landwirtschaft, das heißt zu einem größeren

Einsatz von Maschinen und Apparaturen bei der Bestellung des Bodens und der Verarbeitung pflanzlicher und tierischer Erzeugnisse, dürfte ebenfalls noch einen weiten Spielraum für einen zusätzlichen Verbrauch von Eisen und Stahl lassen. Das gleiche trifft auf die verschiedenen Zweige der gewerblichen Wirtschaft zu, die, und zwar nicht in letzter Linie die Eisenhüttenindustrie selbst, ihr Augenmerk darauf richten müssen, daß ihre Anlagen stets auf dem neuesten Stande der Technik erhalten werden, oder denen im Rahmen des Vierjahresplanes die wichtige Aufgabe zugefallen ist, neue Betriebe zu errichten, um die Rohstoffgrundlagen des deutschen Volkes zu verbessern und die deutsche Handelsbilanz von überflüssigen Einfuhren zu

entlasten. Mag es sich um die Gewinnung von Treibstoffen oder die Herstellung von synthetischem Gummi, mag es sich um den Bau von Aufbereitungsanlagen für die eisenarmen deutschen Inlandserze oder die damit im Zusammenhang stehende notwendige Vermehrung des deutschen Hochofenraumes handeln: die Erfüllung dieser Aufgaben wird im einzelnen auf Jahre hinaus große Ansprüche an die deutsche Eisen- und Stahlindustrie stellen.

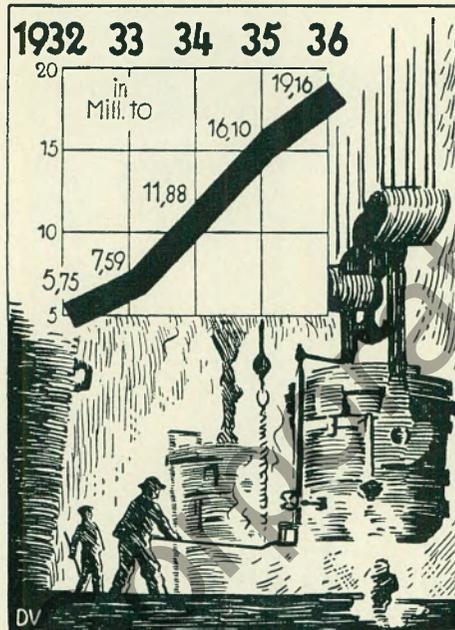
Auch das Vordringen und der Einfluß neuer Werkstoffe darf nicht unterschätzt werden, da sie erst die Voraussetzungen für die Mechanisierung einer Reihe von Produktionsprozessen schaffen. Der immer größer gewordene Einsatz von Maschinen aller Art im Bergbau wäre ohne sie gar nicht möglich gewesen. Auch der Aufschwung der sehr konjunkturrempfindlichen Werkzeugmaschinenindustrie erklärt sich nur aus der Tatsache, daß es der Forschung gelungen ist, den immer zunehmenden Anforderungen an die Qualität der Erzeugnisse durch die Herstellung brauchbarer Stähle für diese Bearbeitungsmaschinen gerecht zu werden.

In vielen anderen Fällen handelt es sich weniger um unmittelbare Fortschritte der Technik als um die Lösung der Frage,

ob es nicht möglich ist, mit genau dem gleichen oder sogar noch einem höheren Wirkungsgrad andere Stoffe durch Eisen und Stahl zu ersetzen. Diese Entwicklung kommt in dem auch aus Gründen der Grubensicherheit immer mehr durchgeführten Ausbau der Rechen mit eisernen Stützen und Stempeln, in dem Stahlskelettbau, in dem Einsatz von Büromaschinen, in der Verwendung von Stahlmöbeln und so weiter zum Ausdruck.

Die bisherigen Beispiele mögen jedoch genügen, um darzutun, daß vor den deutschen Eisenhüttenleuten noch ein weites Feld der Betätigung liegt und daß Deutschlands weltpolitische und weltwirtschaftliche Bedeutung auch in der Zukunft wesentlich davon abhängen wird, ob es seinen Hochofen- und Stahlwerken gelingt, den zunehmenden Bedarf an Eisen und Stahl sowohl im Inland als auch anteilig im Ausland im Rahmen der an sie gestellten technischen und wirtschaftlichen Anforderungen zu decken.

Die Rohstahlerzeugung



Deutsche Rohstahlerzeugung 1936.

Die Erzeugung von Rohstahl geht seit dem Jahre 1933 in einer steilen Kurve aufwärts und hat somit die Zeiten der tiefsten Depression überwunden. An der Stärke der Stahlproduktion läßt sich der Aufschwung der deutschen Wirtschaft mit am besten ermesen, denn Stahl ist der wichtigste Rohstoff für die Produktionsgüterindustrie und das Baugewerbe. Der starke Bedarf der Maschinenindustrie und der Automobil- und Bauindustrie hat in erster Linie die sprunghafte Steigerung der Stahlerzeugung gefördert. Aber auch der Ausbau der Verkehrsmittel zu Wasser und zu Lande hat sich günstig ausgewirkt. Allein der Bau der Reichsautobahnen erfordert jährlich ungeheure Mengen von Stahl, vom Spaten angefangen bis zur fertigen Brückenkonstruktion.

(Vgl. auch S. 333 „Die deutsche Wirtschaft im Zahlenbild“.)



Siegerländer
Feinblechwalzer.

Lichtbilder: Debus.

„Blech.“

Ein Besuch im größten Weißblechwalzwerk Europas.

„Am Himmel der Industrie bildet das Siegerland ein helles Sternbild.“
Bismarck am 12. Dezember 1891.

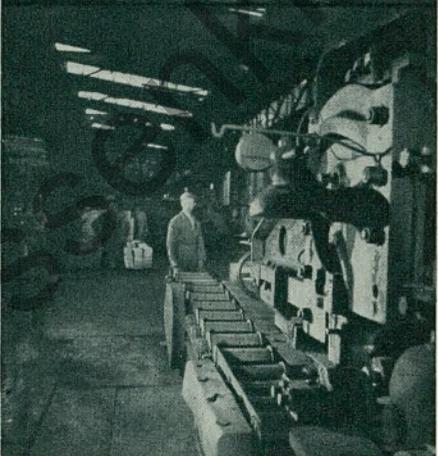
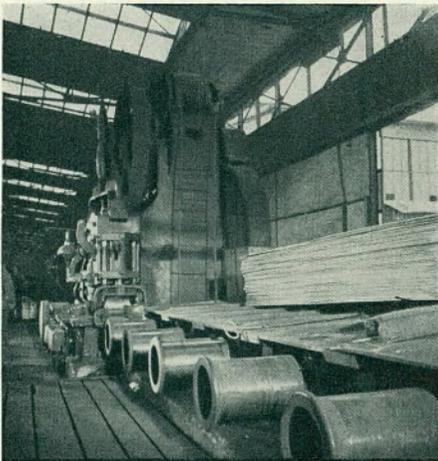
Vor wenigen Stunden noch, um die Wende zum neuen Tag, stand man in der in nächstlichem Lichterglanz erstrahlenden riesenhaften Gießhalle der Heinrichshütte Hattlingen und war Augenzeuge eines „Stahlformgroßgusses“. Zwei Gießpfannen mit je sechs Waggonladungen flüssigen Stahls hatten ihren Inhalt in zwei aus dem Hallenfundament herauswachsende Riesentrichter entleert, so daß es den An-

schein hatte, als ob der Erdboden den flüssigen Stahl verschluckte*.

Noch haftet als Eindruck:

der auf die Sekunde gleichzeitige Abstich von zwei Siemens-Martin-Ofen in die darunter aufgestellten Pfannen, der „Gänsemarsch“ der beiden an Laufkagen hängenden, bis an den Rand gefüllten Pfannen durch die langgestreckte, hohe Halle, in der man die paar Menschen, die zu dem

*) Vgl. Bild: Stahlformguß auf S. 276.



An der Platinen-
schere.

Großguß nötig waren, suchen mußte und an den zehn Fingern abzählen konnte;

die Gelassenheit und Ruhe, mit der der Guß vor sich ging, trotzdem er Abschluß und Krönung einer Vielheit von Einzelvorgängen war, die, zum Teil schon Wochen zurückliegend, buchstäblich teilweise auf Millimeter- und Sekundenspanne einer in den anderen greifen mußten, um den Erfolg zu gewährleisten (der uns, als auf den Wink des Meisters die Verschlussstopfen der Pfannen sich öffneten und die glühende Masse unter einer strahlenden Funfengarbe in die Trichter strömte, selbstverständlich erschien).

Und nun, in der Frühe eines strahlenden Julimorgens, trägt uns der Eizug aus dem Ruhrland über Köln ins idyllische Siegtal.

Immer dichter rücken hinter Siegburg die Berge von beiden Seiten an das Ufer, so daß kaum Platz für den Bahndamm bleibt, der sich von Tunnel zu Tunnel vorarbeiten muß, um den Anschluß nicht zu verlieren. Immer kürzer werden die Zwischenräume, in denen schrilles Lokomotivpfeifen einen neuen Tunnel ankündigt, und immer höher ragen die grünbewaldeten Höhen, aus denen die Silhouetten der Fördertürme von Eisensteingruben sich herausrecken und daran erinnern, daß wir uns inmitten eines der ältesten Gebiete europäischer Eisenerzgewinnung und Eisenerzeugung befinden*.

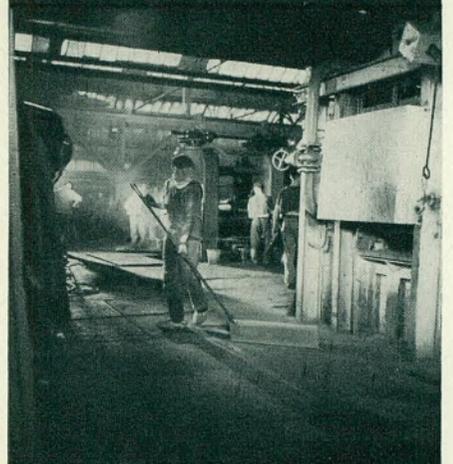
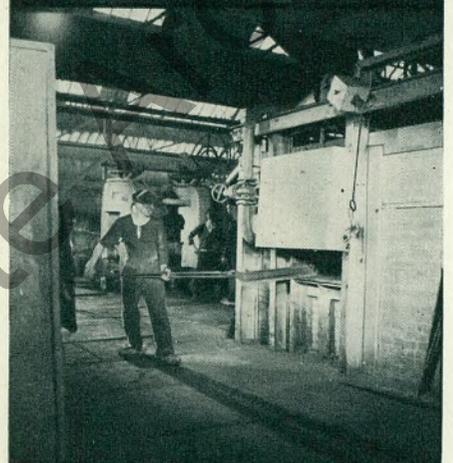
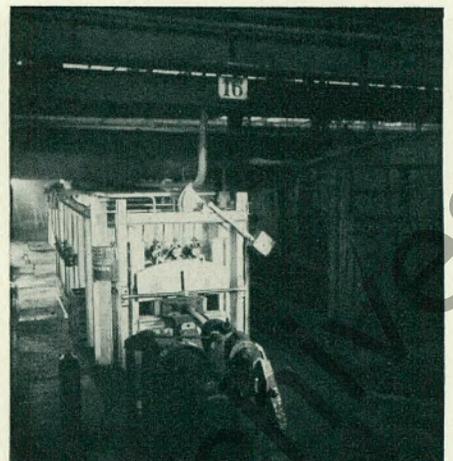
Trotzdem scheint der Gedanke, hier das größte Weißblechwerk Europas finden zu können, schwer vorstellbar. Denn was man hier außer grünbewaldeten Höhen sieht, sind kleine schmucke Dörfer und Weiler mit blitzblanken, schwarzweißen Fachwerkhäusern, die sich in die Talenge schmiegen oder an den schmalen Seitentälern hinaufranken.

Der Abruf des Schaffners: „Wissen“ enthebt uns vorläufig weiteren Nachdenkens.

Links der Sieg ein etwas größerer Ort mit schätzungsweise einer Tausendzahl von Einwohnern, am rechten Ufer, gegen die unmittelbar darüber steil aufstrebenden Bergänge geklebt drei Hochöfen, mehrere langgestreckte Hallen von einigen hundert Metern Länge, ein dem Charakter des Siegerländer Fachwerkhäuses erfreulich angepasstes Verwaltungsgebäude mit reichem Blumenschmuck an Fenstern und Balkonen.

* Bgl. „Das Werk“, Jahrg. 1933, S. 517 bis 520: „Auf den Spuren vorchristlicher Eisenhüttenleute im Siegerland“ von Otto Krassa.

An der Platinenschere
Bündel von Platinenlangstäben liegen vor dem
Zubringerröllgang zur Schere, werden von dieser
zugeschnitten, dann gestapelt und in den
Platinenwärmehofen
durch die Stoßmaschine eingebracht. Die glühende
Platine wird dem Warmofen entnommen und durch
den Hieber zu der im Hintergrunde stehenden Warm-
walze gebracht.



Am Platinenwärme-
ofen.



Auf dem Weg zur Warmwalze.

Das Ganze: Weißblechwerk Wissen der Hüttenwerke Siegerland.

Aus den Entlüftungsfenstern des Hallendaches quellende gelbliche Rauchwolken vereinigen sich zu einer breiten Fahne, die zwischen den Berghängen über dem Siegtal lagert und die Erinnerung wach werden läßt an das vor rund einhundert Jahren geprägte Wort eines der bedeutendsten westfälischen Staatsmänner, des Freiherrn von Vincke: „Das Siegerland ist eine einzige große, auf dem Eisen ruhende Fabrik.“

Was ist nun Weißblech?

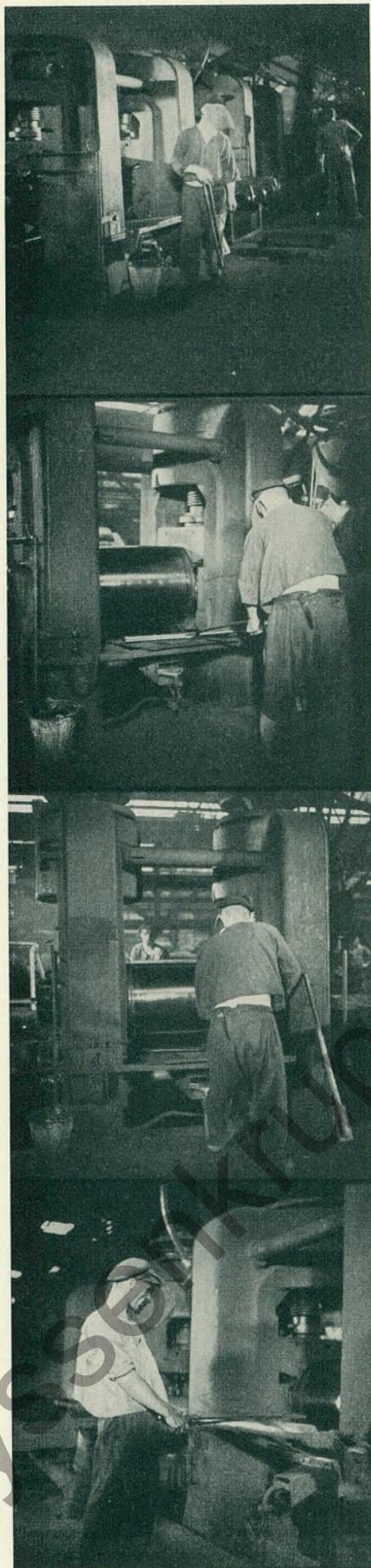
Verzinntes Stahlblech.

Und wie wird es hergestellt?

„Man nehme 5 bis 6 Meter lange, 200 bis 250 Millimeter breite und 10 bis 15 Millimeter starke Stahlplatten, zerschneide

sie in Stücke von $\frac{1}{2}$ bis $\frac{3}{4}$ Meter Länge, walze diese Stücke — vom Fachmann „Platinen“ genannt — zu $\frac{1}{5}$ bis $\frac{1}{3}$ Millimeter starken Blechtafeln aus, die man auf die handelsübliche Größe von 530×760 Millimeter beschneidet, versehen sie mit einer feinen gleichmäßigen Zinnschicht, und — man erhält verkaufsfähiges Weißblech.“

Man sieht, eine verhältnismäßig einfache Angelegenheit. Vergewahrtigt man sich allerdings die obenerwähnten Blechstärken, die katalogmäßig am meisten in den Dicken von 0,32 bis 0,20 Millimeter „gefragt“ sind, wobei die einzelnen Sorten Unterschiede in der Blechstärke von $\frac{1}{50}$ Millimeter aufweisen (die an jeder Stelle der Blechtafel bis auf $\frac{1}{100}$ Millimeter Genauigkeit eingehalten werden müssen!), dann bekommen die Dinge schon ein etwas anderes Gesicht, und es verlohnt sich vielleicht doch, die „Platine“ auf ihrem Weg zur fertigen Weißblechtafel zu verfolgen.



An der Warmwalze.

Eine Viertelstunde später steht man im Werk und ist plötzlich und unermittelt eingespant in ein Tempo und eine Vielheit von Eindrücken, die einem den Atem nehmen. Und dabei gleichzeitig einen Eindruck vermitteln, der auf den ersten Blick für dieses Werk bestimmend erscheint und es — rückschauend — bleibt: die Zu- und Nebeneinanderordnung von Mensch und Maschine.

Ist es im allgemeinen — an rein äußerlichen Eindrücken gemessen — schwierig, sich von dem Gedanken frei zu halten, daß in der Großindustrie die Maschine und das ins Gigantische gesteigerte Werkzeug den Menschen überflüssig machen oder zum mindesten kaum mehr in Erscheinung treten lassen, ganz gleich, ob es sich um eine Hochofenanlage oder ein Stahlwerk, um ein Blockwalzwerk oder ein Presswerk handelt, in denen der Mensch größen- und zahlenmäßig nur noch eine Nebenrolle zu spielen scheint, so sind hier in Wissen die Rollen zwar nicht verwechselt, aber doch zum mindesten gleich verteilt. Denn zu jeder Maschine, ganz gleich, ob groß oder klein, scheint als gleichgeordneter Partner mindestens ein, zumeist sogar zwei Arbeiter zu gehören. Und dieses Ineinanderspielen von Mensch und Maschine auf verhältnismäßig kleinem Raum und in dichtgedrängter Nebeneinanderordnung der einzelnen Arbeitsvorgänge ist so unerwartet, daß man eine gewisse Zeit braucht, bis man sich innerlich gesammelt hat und damit gleichzeitig den Ausschnitt: Besuch im Weißblechwalzwerk in den großen Kreislauf „Vom Erz zum fertigen Stahlerzeugnis“ sinnvoll einzuordnen vermag.

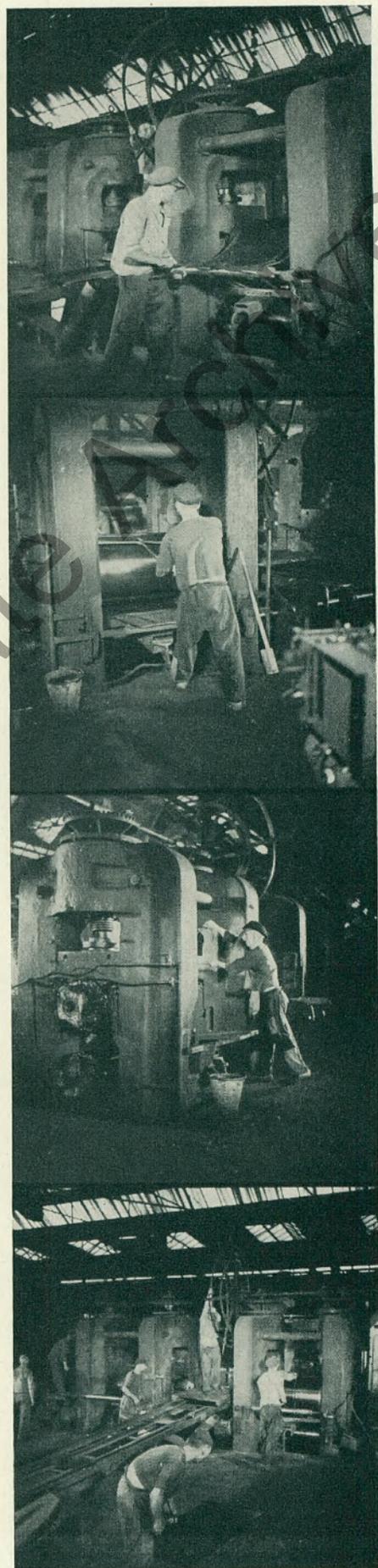
Die Frage allerdings, ob es möglich ist, auch dem, der ein solches Weißblechwalzwerk nicht besuchen kann, ein ungefähres Bild der Fabrikation zu vermitteln, ist damit noch nicht beantwortet. Denn dazu gehört — neben der verhältnismäßig einfachen, rein technischen Schilderung der „Geburt“ eines „gewöhnlichen Bleches“ — die Fähigkeit liebevoller und trotzdem sich von jeder Übertreibung fernhaltender Kleinmalerei. Es gehören dazu das Leuchten der rotglühenden „Platinen“ und das blitzschnelle Zupacken der Zange des „Schnappers“ an der Walze, es gehören dazu die flirrende Hitze vor den Defen und die halbmanns-großen Kaffeekannen, die die Ofenleute und

An der Warmwalze

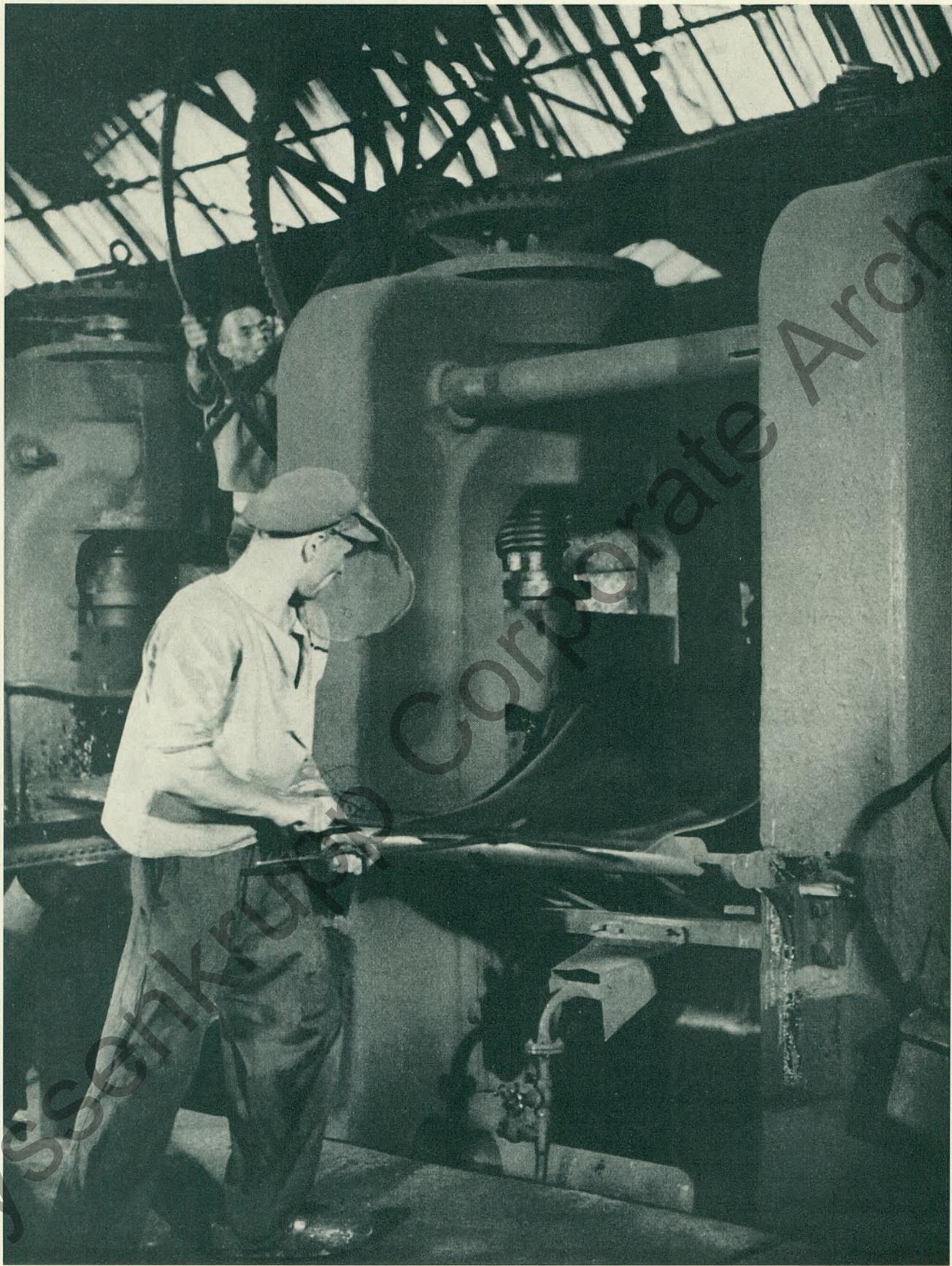
wartet schon der Walzer auf die beiden Platinen, um sie sich zurechtzulegen und zuerst einzeln, dann übereinandergeklappt durch die Walze zu führen. Hand in Hand mit ihm arbeitet der ihm gegenüberstehende

„Schnapper“,

der das Walzgut jeweils über die Oberwalze zurückreicht, wo es der Walzer in Empfang nimmt, um es erneut zwischen die Walzen zu stecken, während der „Steuermann“ den Walzenabstand jeweils verringert.



Vom „Schnapper“ zum „Doppler“.



Der „Echnapper“.



Der „Weißblech=
doppler“ I.

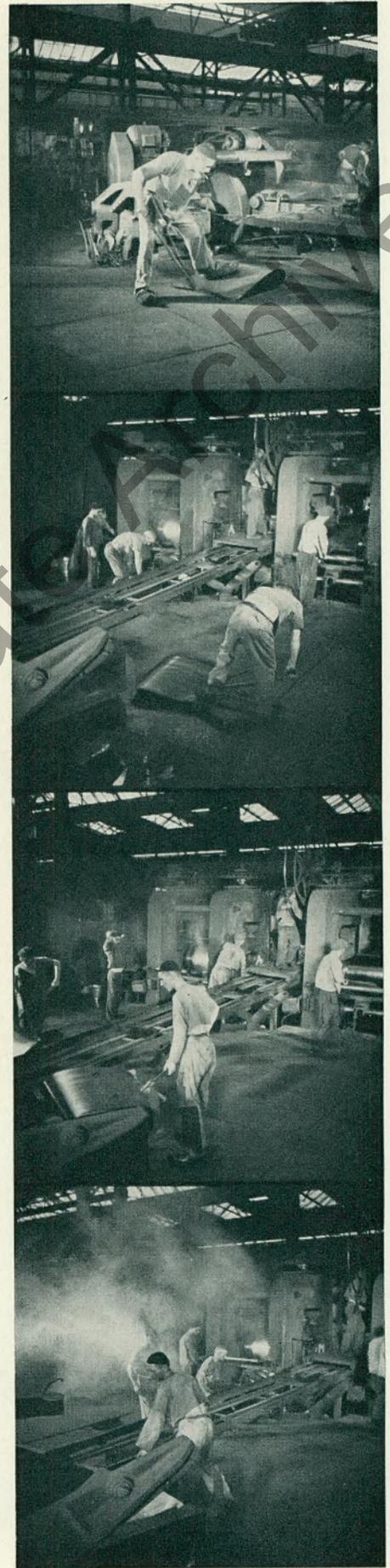
Walzer zwischendurch an den Mund setzen, um in langen durstigen Zügen zu trinken, es gehören dazu das Brausen der Ventilatoren und das widerwillige, kurze Stampfen der Walzen, wenn ihnen die zentimeterstarke Platine erstmalig zwischen die Riefer gerät. Es darf nicht fehlen der beizende Salzsäuregeruch in der Beizerei und das brodelnde Aufschäumen der Säurelösung in den Beiztanks, das gurgelnde und Blasen werfende, flüssige Zinnbad, in das die Bleche eintauchen, und das weiche Bürsten der Fuß- und Poliermaschinen; es gehört endlich dazu das warnende Geläut der Krane, welche die viertel- oder halbfertigen Blechstapel durch die Weite der Hallen von der Vorwalze zur Fertigwalze, zur Beizerei und Verzimmerei, zum Packraum und zum Lager tragen.

Und doch sind all diese das Auge fesselnden Eindrücke nur einzelne Begleitakkorde des gewaltigen Liedes der Arbeit, das pausenlos Tag und Nacht durch die Hallen dröhnt und dessen Auftakt eine endlose, mit „Platinen“, dem Ausgangsprodukt der Blecherzeugung, beladene Güterwaggenreihe bildet.

Zu 50 bis 60 Stück gebündelt hebt sie ein Kran aus den Waggonen, deren Laufzettel über ihre Herkunft Auskunft gibt: „Dortmund-Herder-Hüttenverein“ oder „August-Thyssen-Hütte Hamburg“, beides Konzernwerke der großen Dachgesellschaft „Vereinigte Stahlwerke“, zu der auch das „Weißblechwerk Wissen“ der „Hüttenwerke Siegerland“ gehört.

Das Platinenbündel wird neben einer der „Scheren“ abgelegt, und in pausenloser Aufeinanderfolge gleitet nun eine Stahlplatte nach der anderen über maschinell bewegte Rollgänge unter das Messer, um hier auf eine Länge gebracht zu werden, die ungefähr der Breite des künftigen Bleches entspricht. Von Zeit zu Zeit wandert ein Stapel der zugeschnittenen Platinen in einen der zwanzig gasbeheizten Stoßöfen, die in ihrer Form langgestreckten Backöfen ähneln. Jeder Ofen faßt 400 bis 500 Platinen, die, wie die Blätter eines Kartenspiels hintereinandergeschichtet, von einer Stoßmaschine langsam durch die Ofenkammer gedrückt werden, wobei sie allmählich die zum Walzen erforderliche Temperatur von 800 bis 900 Grad erreichen. In der Stirnseite des Ofens faßt die geübte Hand des „Ziehers“ mit einer Zange jeweils zwei rotglühende Platinen und zieht sie hinter sich her zur Walze. Hier werden sie vom „Walzer“ gepackt, auf den Walzentisch gelegt, fein säuberlich gebürstet, um etwa anhaftenden Zunder zu entfernen, und zunächst einzeln, sodann zu zweien aufeinandergeklappt mehrmals durch die ständig sich drehende heiße Walze geführt. Nach jedem Durchgang der

Der „Doppler“ wartet auf die zu „Blättern“ ausgewalzten Platinen, läßt sie und „doppelt“ sie zum Paket, dessen Saumenden abgetrennt werden.



Der „Weißblech=
doppler“ II.



An der Walzenstraße.

„Sturzen“ — wie das Walzgut jetzt heißt — durch die Walze verringert der Bedienungsmann des Stellrades den Zwischenraum des Walzenpaares, bis aus den beiden „Sturzen“ zwei aneinanderhaftende etwa 1500 bis 2000 Millimeter lange „Blätter“ geworden sind, die nun dem „Doppler“ Arbeit geben. Blichschnell faßt dieser mit seiner Zange das obliegende Blatt, lüftet es und läßt es wieder zurückfallen, so daß beide Blätter jetzt lose aufeinanderliegen. Dann „doppelt“ er die Blätter, das heißt faltet sie. Ein Tritt mit dem eisenbeschlagenen Holzschuh deutet den Kniff an. Die umgebogenen Blätter werden in das aufklaffende Maul einer halbmännsgroßen Presse geschoben, die Kiefer der Presse klappen zusammen und pressen die vier Blätter wie Papierbogen zusammen. Der zweite Hub der Presse läßt die überstehenden, offenen Saumenden wie Papierschnitzel in den Abfallkorb unter der Schere fallen.

Die erste Stufe des Walzprozesses ist abgeschlossen. Aus den beiden glühenden Platinen ist in Minutenpanne ein „Paket“ geworden, das dann auf der Walze langgestreckt wird.

Und nun wiederholt sich der vorstehend beschriebene Arbeitsgang bei dem „Paket“:

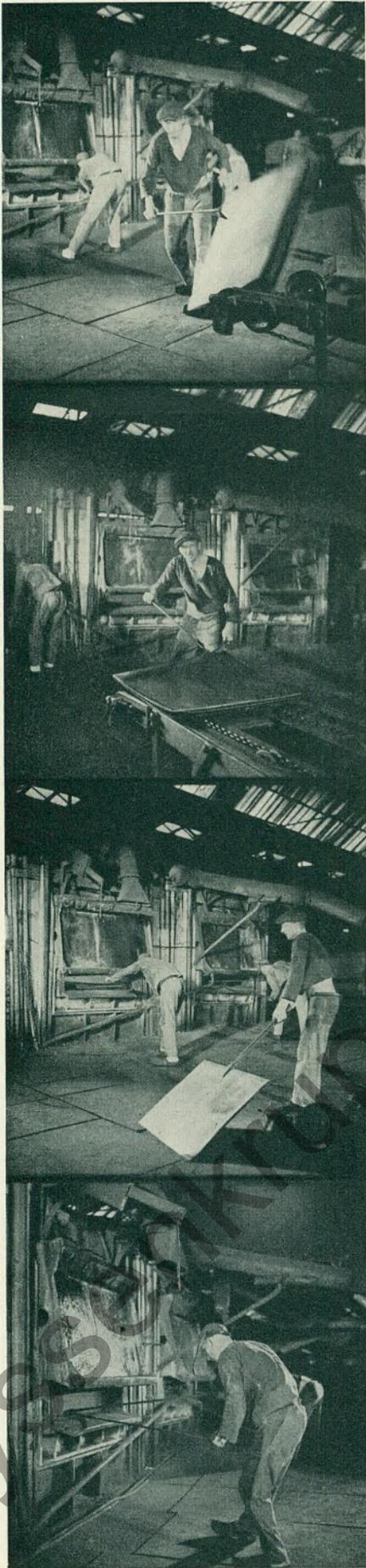
Erwärmung im Ofen auf Rotglut,
Walzen,
Lösen,
Doppeln,
Beschneiden.

Das Paket wird nun nach Wiederaufwärmung zu 8 Tafeln fertiggewalzt. Aus diesen 8 aufeinanderliegenden Tafeln ergeben sich, da in jeder Tafel 3 bis 4 fertige Formate von 530×760 Millimeter stecken, 24 bis 32 Tafeln für die Weißblechherstellung.

Dem nachdenkenden Leser, der die geschilderten Vorgänge bis hierher aufmerksam verfolgt hat, wird eine Frage auf der Zunge liegen: Warum walzt man nicht jede Platine für sich zur Tafel aus, sondern schiebt sie in doppelter, vierfacher und zuletzt sogar achtfacher Bündelung durch die Walzen?

Geben wir hierzu dem Sachmann das Wort:

„Es dürfte auch dem Laien einleuchten, daß der für das Auswalzen dünner Bleche erforderliche Druck unverhältnismäßig



Am Paketwärmeeofen.

hoch ist, und daß es außerordentlich schwierig ist, bei dem Nachgeben der Walzen diese geringen Stärken auf der Tafel gleichmäßig zu erhalten. Aus diesem rein technischen Grunde und auch aus dem wirtschaftlichen Grunde, das Walzen großer Flächen von 8 Tafeln bedeutend billiger ausführen zu können als das Walzen jeder einzelnen Tafel, ist die heutige Walzarbeit entstanden.

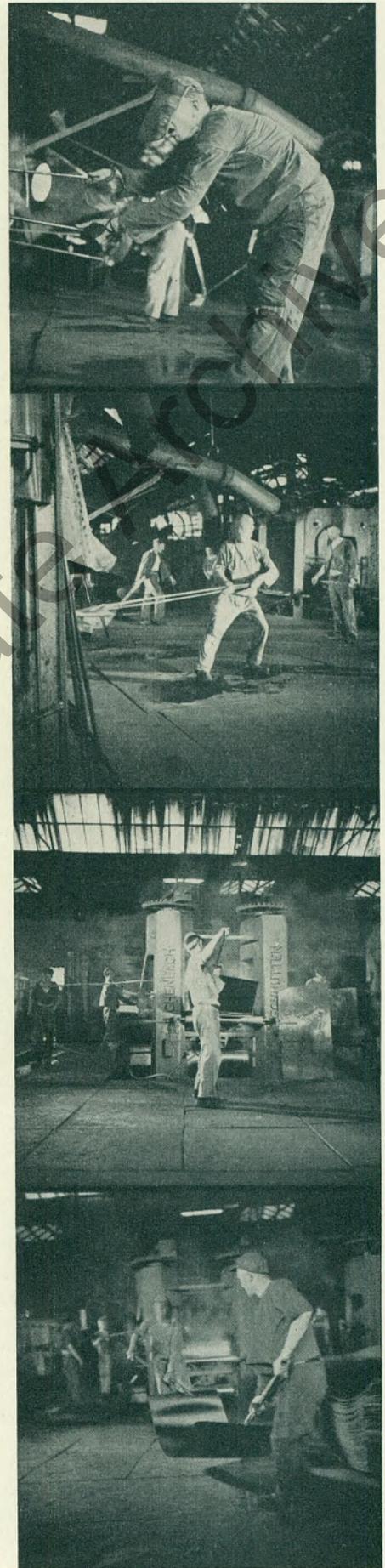
Voraussetzung für das Gelingen eines solchen Prozesses sind allerdings absolute Hochwertigkeit und gleichmäßige Beschaffenheit des verwandten Walzgutes. Nur dann ist Gewähr dafür geboten, daß die Platinen, Sturzen, Blätter und Tafeln gleichmäßig auf den gleichen Druck reagieren, das heißt an jeder Stelle sich zu gleicher Dünne auswalzen lassen, ohne dabei unlösbar aneinanderhaften zu bleiben, ein Problem, dessen Lösung den Walzwerksleuten früherer Zeiten das meiste Kopfzerbrechen bereitet hat. Denn vergessen Sie nicht: Es dreht sich letzten Endes um die Garantie für Einhalten eines hundertstel Millimeters!"

Doch wenden wir uns nach diesem Exkurs wieder unseren Blechen zu, die wir auf ihrem Wege zur Schwarzbeize verlassen haben und die wir nunmehr mit etwas größerer Hochachtung betrachten als bisher.

Vor der Weiterverarbeitung muß das Material zuerst gegläht werden, da durch das Walzen große Spannungen eingetreten sind, die das Metall gehärtet haben. Das Glühen erfolgt entweder in großen Stahlkisten, in denen die Bleche, aufeinander gelagert, längere Zeit in langen Öfen bei einer bestimmten Temperatur verbleiben, bis sie weich und schmiegsam werden. Oder es erfolgt in modernen, langen Schrittmacheröfen, durch die die Bleche einzeln oder in Paketen hindurchwandern. Bei dieser Durchwanderung erreichen sie eine bestimmte, hohe Glüh-temperatur, die eine günstige Kornbildung im Stahl hervorruft und die nachherige Verarbeitungsfähigkeit des Bleches ermöglicht.

Um der an Qualitätsweißbleche gestellten Forderung einer dichten und glatten Oberfläche gerecht zu werden, laufen die Bleche durch die Polierwalzen, drei hintereinanderstehende Walzgerüste mit glatten, kalten Walzen von besonders großer Härte. Aufgestellte große Spiegel ermöglichen es dem die Walze bedienenden Arbeiter, jede fehlerhafte Platte hier zu erkennen und Störungen zu vermeiden. Das einwandfreie Walzgut wandert dann nochmals in die „Glühkiste“: Riesige schwarze Tröge aus Gußeisen, in ihrer Form an ägyptische Sarkophage erinnernd, werden randvoll mit den Blechen gefüllt, der schwere Deckel schließt sich, um den Inhalt der Tröge gegen die unmittelbare Einwirkung der Hitze und den Einfluß

Vom „Doppler“ fließt das Paket über ein laufendes Band zum Paketwärmeeofen, wird hier erneut gegläht, auf der Fertigwalze ausgewalzt und gestapelt.



Vom Wärmeeofen zur Fertigwalze.



Vor dem Wärmeofen.

der atmosphärischen Luft bei der nunmehr im „Kanalofen“ erfolgenden Glühung zu schützen. Dieses letzte Ausglühen ist notwendig, um die durch das Kaltwalzen erneut hart und spröde gewordenen Bleche wieder weich und geschmeidig zu machen. Nach einer anschließenden kurzen erneuten Säurebehandlung in der sogenannten „Weißbeize“ sind diese nunmehr bearbeitungsreif für die anschließende Verzinnung.

Das Arbeitsverfahren, das wir bisher beschrieben haben, ist seit Jahrzehnten auf der ganzen Welt in Gebrauch. Erst in den letzten Jahren sind aus Amerika Neuerungen gekommen, die das Problem der Herstellung derartig dünner Bleche bedeutend vereinfachen. Wir sehen heute schon in Wissen an Stelle der Packöfen zum Erhitzen der Platinen Schrittmacheröfen, durch die die Sturzen einzeln hindurchgeführt werden, die dann selbsttätig vor die Walze rollen, und die selbsttätig zwischen den Walzen hin und her gezerrt werden, eine Arbeit, bei der dem danebenstehenden Walzer nichts anderes übrigbleibt, als hier und da auf einen Knopf zu drücken, die Temperatur zu beobachten, den Abstand der Walzen zu regulieren und darauf zu achten,

daß die ganze Maschinerie ihren geordneten Lauf nimmt. Aber auch diese Walzart tritt mehr und mehr zurück hinter der Fertigung eines breiten Bandes, aus dem nachher die Bleche ausgeschnitten werden. Große Hallen sind in Wissen im Bau, um die schweren Gerüste aufzunehmen, die dazu erforderlich sind, und es kann hier verraten werden, daß die Höhe eines solchen Walzgerüstes etwa 6 Meter erreicht, und daß ein einziger Walzenständer das Gewicht von etwa 90 Tonnen hat.

Einige Jahre weiter, und das Bild des Weißblechwerkes Wissen wird ein ganz anderes sein als heute.

Die Verzinnung erfolgt auf zwei Wegen: entweder im „Feuer“, wobei die Bleche durch einen mit flüssigem Zinn gefüllten Kessel geführt werden, oder durch Elektrolyse, wobei die Bleche in Bäder gehängt werden und hier unter dem Einfluß eines elektrischen Stromes einen feinen gleichmäßigen Zinnüberzug ansetzen. Eine Behandlung mit Palmöl und nachfolgendes Abbürsten und Polieren durch mehrere Tuchwalzenpaare einer Putzmaschine, die als „Putzzeug“ Weizenkleie verwendet, schließt den Prozeß der Weiß-



Beizen
und Verzinnen.

blechfertigung endgültig ab. Mit irgendwelchen Fehlern behaftete Stücke werden ausgeschieden, die übrigen sofort in Holzkisten zu je 112 Tafeln verpackt, mit der handelsüblichen Bezeichnung versehen und in bereitstehende Waggons verladen, in denen sie ihren Weg in die weite Welt — zu 80 % der gesamten Produktion gehen ins Ausland — antreten, um hier von deutscher Wertarbeit zu künden.

Zum Schluß noch ein paar eindrucksvolle Angaben, aus beiläufigen Bemerkungen des führenden Betriebsleiters zusammengestellt:

„Das Werk ‚Wissen‘ verfügt über 20 Walzenstraßen mit 40 Walzgerüsten. Der monatliche Gasverbrauch, den wir durch Gaserverföorgung aus dem Ruhrgebiet decken, beträgt mehr als 6 Millionen Kubikmeter. Unsere Kistenfabrik, die ausschließlich für die Verpackung der Bleche arbeitet, verbraucht monatlich 2000 Festmeter, das heißt rd. 20 000 Zentner Holz.

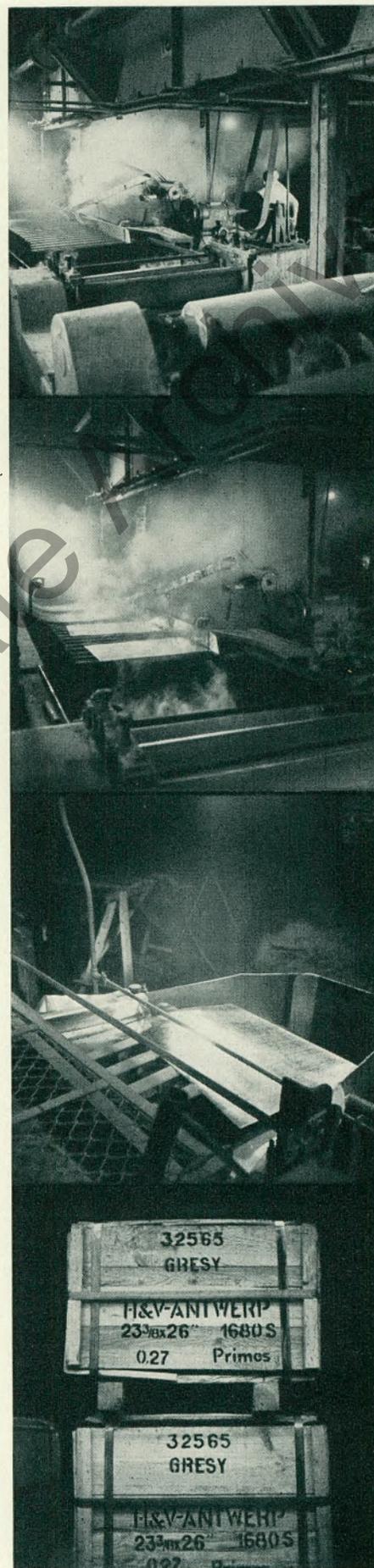
Würde man die gesamte Weißblechproduktion des Weißblechwerkes Wissen von einem Jahr Tafel für Tafel aneinanderlegen, so ergäbe das eine Länge von 127 000 Kilometer, eine Strecke, die dreimal so lang ist wie der Umfang der Erde.

Unsere Gefolgschaft? Bis auf einen Teil Sacharbeiter, die beim Bau des Werkes vor 25 Jahren hier bereits in einer muster-gültigen Siedlung sesshaft gemacht wurden, ist die etwa 3000 Mann zählende Gefolgschaft im wahrsten Sinne des Wortes seit Jahrhunderten bodenständig. Fast alle haben sie ihre kleine Landwirtschaft und eine oder zwei Kühe im Stall. 180 Orte, Dörfer und Flecken der näheren und weiteren Umgebung sind das Reservoir, aus dem dem Weißblechwalzwerk Wissen die Arbeitskräfte zuströmen. Durch Zubringerautos, die die Arbeiter von ihrem Dorf abholen, pünktlich zum Schichtbeginn bis vor die Werkstore bringen und nach der Schicht schon am Werk warten, werden die zum Teil erheblichen Entfernungen schneller überbrückt als in der Großstadt, wo die Elektrische selten unmittelbar vor dem Werk und noch seltener vor der Wohnung hält, vom zwei- bis dreimaligen Umsteigen ganz zu schweigen.

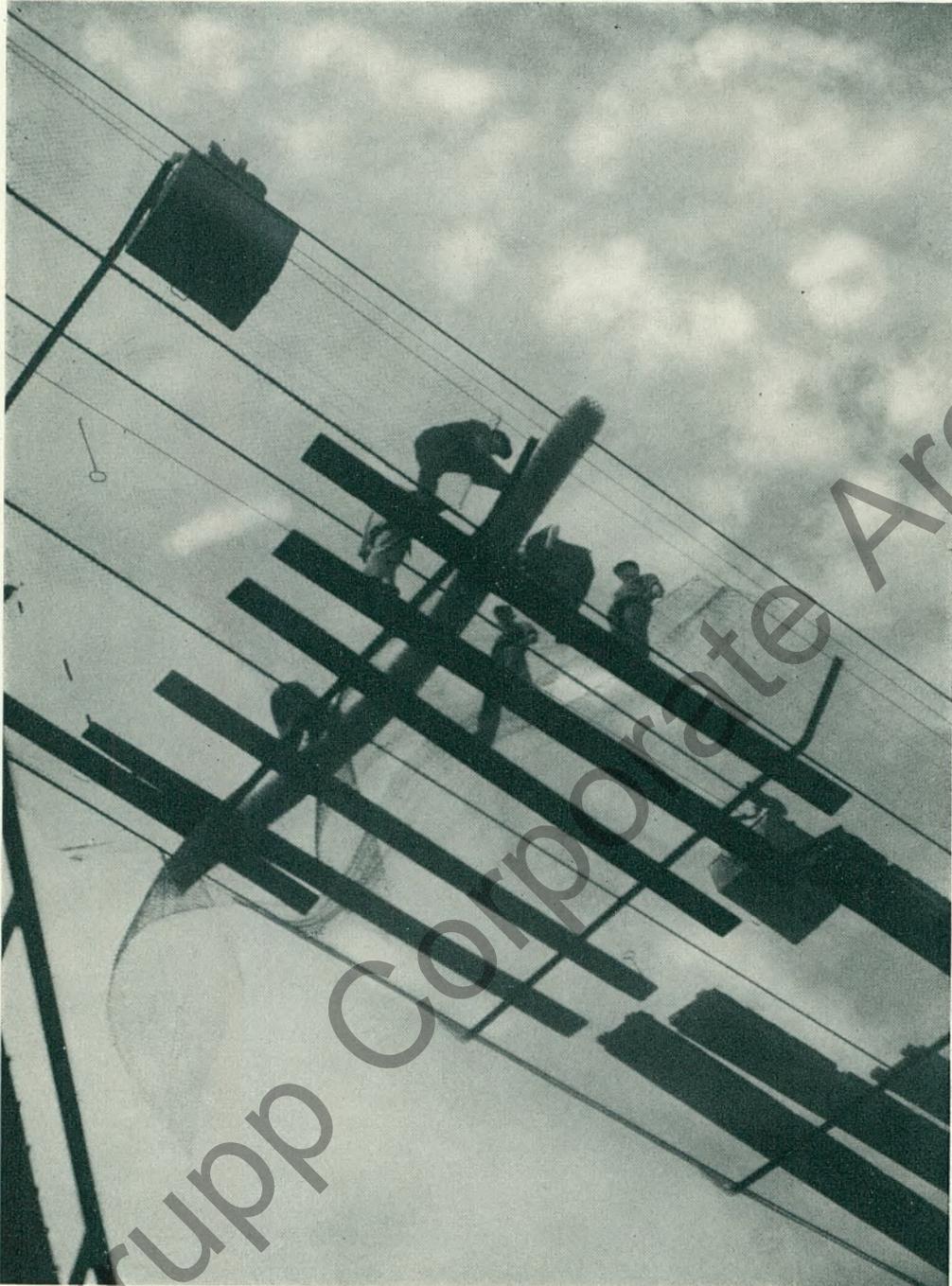
Daß die Qualität unserer Arbeiter bei der durch Generationen vererbten Eignung des Siegerländers zum Eisenhandwerk ihresgleichen suchen dürfte, ist für jeden verständlich, der in der mehrtausendjährigen Geschichte des ältesten deutschen Eisenlandes auch nur einigermaßen bewandert ist.“

W. Debus.

In der Beizelei werden die Bleche in Körben zuerst in ein Säurebad und anschließend in ein Wasserbad getaucht, um nach nochmaligem, letztem Ausglühen ein Zinnbad zu durchlaufen, das ihnen den glänzenden Überzug verleiht. Nach Durchlaufen der Puz- und Poliermaschine als letzter Station und eingehender Prüfung ist das Weißblech versandbereit. Der Weg aus der Packerei in die weite Welt ist frei!



Von der Puzmaschine
zur Packerei.



Flicken
des
Seilbahn-
fang-
netzes.
Sicherbild:
A. Meinholz

Im Kreis verbunden.

Eine Erzählung von August Winnig.

Abseits der Ortschaften, in einer breiten Senke des Hügellandes, in welchem sich Gebirge und Ebene begegnen, inmitten saftgrüner Wiesen die große Baugrube. Der aufgehobene Grund ist talwärts zu Halden aufgefarrt. Die Erde ist offen und zeigt ihr Inneres, den schwarzen Mutterboden, den fettigen gelben Lehm und darunter den weißlichen Mergel. Rundum ist angefahren und aufgehäuft, was zuerst zum Bauen gehört. Bruchsteine und Ziegel, Sand und Kies. In roh hingestellten Bretterschuppen liegen Kalk und Zement, Mörtelfässer, Drahtseile, Laue und Ketten. Es ist nun alles bereit.

Der Baumeister steht mit dem Direktor der Fabrik, die hier gebaut werden soll, auf einem Erdaufwurf und beide sehen: es ist alles bereit — nun die Leute herbei!

Leicht wird es nicht sein, so viele Bauleute heranzuschaffen, wie man eigentlich braucht, wenn man den Bau noch vor dem Winter unter Dach bringen will. Aber es wäre viel gewonnen, wenn man das erreichte. Die Baustelle liegt weitab von den Ortschaften, wo man die Leute suchen muß. Wer hier arbeiten will, muß morgens und abends eine Stunde laufen. „Wir müssen ein paar Pfennige mehr zahlen“, sagt der Direktor. „Das ist ganz klar“, sagt der Baumeister, „aber die Besten wird man trotzdem nicht bekommen.“ Der Direktor zerschlägt einen Lehmklumpen mit seinem Stock: „Das ist nun Ihre Sache.“

Der Baumeister tut, was er kann. Am Ende der Woche sagt er dem Direktor: „Montag morgen beginnen wir mit dreißig Leuten. Um neun wollen wir den Grundstein legen.“



Brückenbau

Lichtbild: Brigg

Da stehen nun die Bauleute in der Mitte der großen Grube. Dort, wo sich die lange Trägerwand mit der starken inneren Brandmauer kreuzt, soll der Grundstein gelegt werden. Die Bruchsteine liegen bereit. Ein Kasten mit handrechttem Mörtel steht daneben.

Ein Mann springt in den Mauergraben, ein forscher, rotblonder Kerl mit starkem Bart und buschigen Brauen. Seine Kelle fährt in den Mörtel und schöpft heraus. Seine Hände greifen nach einem gewaltigen Bruchstein. Andere wollen zugreifen. Er winkt ab, zieht die Hose höher; dann packt er den Stein, den die Augen schon abgetastet haben, hebt ihn an und setzt ihn mit der breitesten glattesten Fläche an den Platz, der ihm zugedacht ist. Er schiebt und rückt an ihm — nun liegt der Stein richtig.

Der Grundstein ist gelegt. Die Leute sehen sich an. Der Direktor sieht auf den Baumeister. Der Meister blickt auf die fremden Gesellen. Was soll nun geschehen? Es müßte einer etwas sagen. Hier ist ein Werk begonnen, kein belangloses Werk. Es müßte ein Wort gesagt werden. Das ist alte Sitte.

Sitte! Wer weiß heute noch von alter Sitte? Sie sind sich alle fremd. Keiner kennt den andern. Jeder kennt nur das Seine. Es ist traurig.

Der Direktor bedenkt das. Es läßt sich nicht ändern. So will er denn bloß die drei Hammerschläge tun.

Der Meister denkt Ähnliches und bedauert, daß er seinen alten Polier nicht mehr hat, der in solchen Fällen einen Bau-spruch mußte. Der Polier, den er jetzt hat, ist ihm fremd und steht hinter ihm — der kennt nichts.

Der Direktor will in den Grundgraben steigen und macht eine Gebärde nach dem Hammer, den der Rotblonde in der Hand hält. Aber der sieht an ihm vorbei und hält den Hammer fest, zieht die Hose wieder an, richtet sich auf und sagt:

„In den dunkeln Schoß der Erde
legen wir den ersten Stein,

daß der Bau erhoben werde,
heut im Namen Gottes ein.
Mag der Bauherr nun
die drei Schläge tun,
die althergebrachte Sitte
vorschreibt auf des Steines Mitte!“

Nun gibt er dem Direktor den Hammer. Der ergreift ihn und tut drei Schläge. Er möchte etwas Passendes dazu sagen. Aber es fällt ihm nichts ein. Er gibt dem Gesellen den Hammer zurück. Der gibt ihn dem Meister.

Der Meister kennt ein passendes Wort: „Im Namen Gottes — zur Ehre des Handwerks — zum Segen denen, für die wir bauen!“

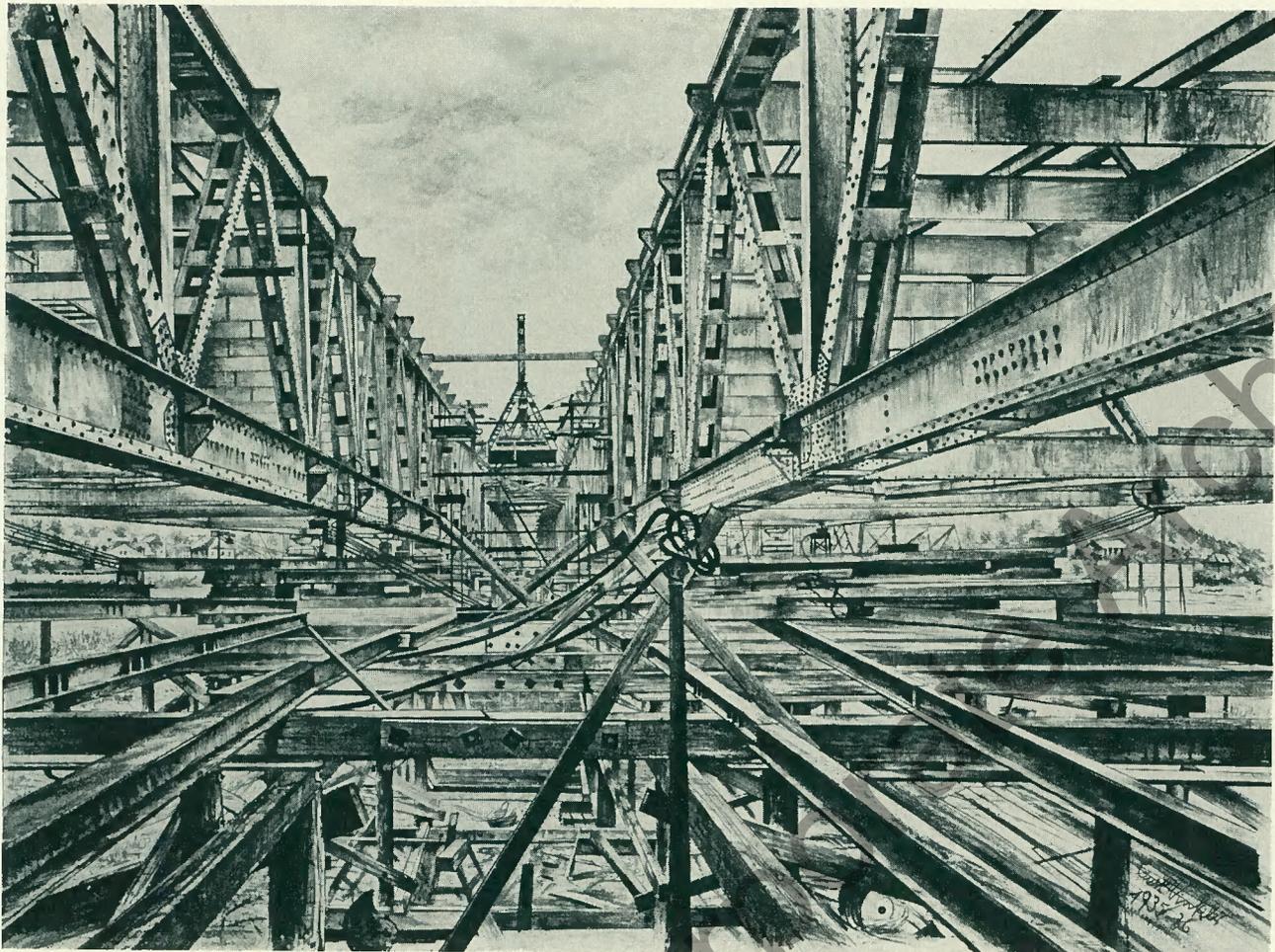
Er gibt den Hammer weiter an den Polier, der stumm drei Schläge tut. Der Hammer wandert durch dreißig Hände. Jede Hand tut ihre Schläge.

Als das zu Ende ist, springt der Rotblonde heraus. „Wir schließen den Kreis!“ sagt er und greift rechts und links die Hand des Nachbarn. Jeder tut wie er. So stehen sie im Kreise um das Grabenkreuz. Der Rotblonde sagt:

„Die wir hier im Kreis verbunden stehn
und den ersten Stein im Grunde sehn,
bitten wir nach unsres Handwerks Weise:
Gott beschütze Leitern und Gerüst,
daß, wenn einst der Bau vollendet ist,
keiner fehle, der hier steht im Kreise!“

Der Rotblonde zieht seinen zerknitterten kaltbesleckten Hut. Jeder tut wie er. Einen Augenblick ist es still über dem Grundstein. Der Rotblonde bedeckt sich — jeder tut es ihm nach. Dann tritt man zurück, geht auseinander, die Arbeit beginnt. Zu Mittag schickt der Direktor ein Faß Bier in die Bauhütte.

Es geht vorwärts. In einer Woche ist der Grund gefüllt. Die Mauern wachsen aus der Erde hervor. In der dritten



Brückenbau.
Eisbrücke bei Dresden-Kamitz.

Radierung von Curt Winkler.

Woche beginnen sich schon die Ziegelmauern zu erheben. Es geht tüchtig vorwärts.

Der Meister ist täglich draußen. Auf den fremden Polier mag er sich nicht verlassen, der ist zu schüchtern vor den ihm unbekanntem Gesellen. So muß er selber täglich nach dem Rechten sehen. Er ist zufrieden. Er hat manchen schwachen Mann annehmen müssen und muß trotzdem fünf Pfennig mehr Lohn zahlen, weil der Bauplatz so abseits liegt. Aber er ist zufrieden. Es wird tüchtig gearbeitet.

Aber der eigentliche Herr des Bauplatzes ist nicht er und ist nicht der Polier. Das ist der Rotblonde, den die Leute jetzt den Gluben nennen. Manchmal ist das dem Meister unbequem. Der Glube räsontiert nicht, er arbeitet ehrlich und unverdrossen. Aber er ist eigenwillig. Ein Duzend Stangen und Kiegel hat der Glube glatt verworfen, sagt, sie seien zu schwach als Gerüstholz. Keiner nimmt sie nun. Wenn es regnet, hat weder der Meister noch der Polier anzuordnen, ob weitergearbeitet oder ausgefetzt werden soll. Man blickt nur auf den Gluben. Der Meister hat sich das nicht gefallen lassen wollen. Aber der Glube hat geantwortet: „Regen bei der Arbeit — das können Sie nicht beurteilen, Meister; das müssen wir wissen.“ Es ist eigentlich eine Tyrannei, und manchmal ist der Meister wütend auf den Gluben. Aber der ist doch ein tüchtiger Kerl.

Der Glube wohnt oben im Gebirge. Er hat den weitesten Weg von allen Gesellen. Er hat einen Bruder bei sich. Man glaubt schwer, daß die beiden Brüder sind. Der andere, er heißt Christian, ist gegen zwölf Jahre älter als der Glube, ist ein kleiner, schwächlicher und schon verbrauchter Mann. Seine

Nase zeigt, daß er ein Trinker ist. Er ist dem jüngeren Bruder untergeben, gehorcht ihm und fürchtet ihn.

Ohne Christian wäre der Glube nicht auf diesem Bau. Die eingefessenen Meister sagen nein, wenn Christian um Arbeit anhält. Nur bei ganz dringendem Bedarf stellen sie ihn ein. Hier konnte Christian unterkommen. Da gab der Glube seine gute Arbeit auf und ging mit ihm, um ihn zu schützen. Christian trinkt, und des Trinkens wegen will ihn keiner, des Trinkens wegen hat er ungezählte Male den Abschied erhalten. Seine Frau hat keine Macht über ihn. Nur vor seinem Bruder, vor dem Gluben, nimmt er sich in acht. Wenn er mit dem zusammen ist, so hält er sich gut, was ihm allerdings recht schwer fällt.

Es geht vorwärts. Es ist Anfang November. Der Bau ist fast bis zur Dachhöhe gediehen. Schon ist das Balkentwerk angefahren und Zimmerleute sind eingetroffen. Direktor und Meister sind zufrieden.

Es ist Sonnabend nachmittag. Ein lustiges harmloses Schneegestöber geht über Hügel und Senke. Der Wind sitzt dahinter. Die Arbeit ist jetzt keine Freude. Aber es ist Sonnabend — man hält aus.

Der Meister hat einige Leute, die älteren Gesellen, nach unten geschickt, wo sie, von den Ringmauern geschützt, an den Maschinenfundamenten arbeiten. Auch Christian ist unter ihnen.

Als der Meister eine Stunde später nach ihnen sieht, findet er sie beim Branntwein. Er fährt dazwischen. Christian ist schon angetrunken und gibt eine dummdreiste Antwort. Da fährt der Meister hoch: „Saufen und dann noch frech? Sie sind entlassen!“

Christian wird blaß und nüchtern und blickt scheu nach der

Höhe des Giebels, wo der Glube schafft. In fünf Minuten weiß es der Glube und preßt die Lippen aufeinander.

Der Glube steigt die Leiter hinunter. Will er zu Christian? Er geht über den Platz zu der Meisterhütte, wo sich der Meister jetzt aufhält und die Lohnzahlung vorbereitet. Er klopft an und tritt ein.

Der Meister weiß, was der Glube will. Er wappnet sich. Er wird nicht nachgeben. Der Glube ist ein tüchtiger Kerl. Aber jetzt soll er erfahren: Meister bleibt Meister. Es hat alles seine Grenze, und es ist gut, wenn die Leute das zuweilen wieder erkennen lernen.

Der Glube bittet. Der Meister hört ihn an, tut, als ob er überlege, sieht zum Fenster hinaus und wiegt sich in den Hüften. Aber dieses Schwanken ist nur äußerlich. Der Meister ist entschlossen, nicht nachzugeben, unter gar keinen Umständen!

Nein!

Der Glube geht noch nicht. Er sagt einige Worte über seinen Bruder. Er schont ihn — er denkt nicht so milde über Christian, wie er spricht. Es ist November, und Christian hat Frau und Kinder.

Der Meister bleibt fest. Es ist nicht leicht, festzubleiben, wenn der Glube vor ihm steht und ihn ansieht. Aber der Meister stärkt sich mit der Versicherung, daß er seine Anordnungen nie widerrufe und einmal gefasste Beschlüsse nie, nie zurücknehme. Das ist zwar falsch, er muß zu seinem Leiden oft nachgeben. Aber in diesem Augenblicke hilft es ihm. Er bleibt fest. Der Glube geht aus der Tür und langsam über den Bauplatz. Der Schneesturm umsetzt ihn. Dann steigt er die Leiter hinauf und geht an seine Arbeit.

Es hat sich wieder aufgeklärt. Die Sonne stiehlt sich durch die Wolken. Kleine Spuren von Schnee sind in den Gräsern, in den Vertiefungen des Bodens, in windgeschützten Winkeln haften geblieben. Der Meister geht noch einmal auf den Bau. Er steigt eine der Leitern hinauf. Als er auf dem Wendepunkte ist, bemerkt er, daß er auf das Gerüst des Gluben zuseuert. Das ist ihm nicht angenehm, aber er will nicht umkehren. Der Glube soll nicht glauben, daß er, der Meister, sich schwach vor ihm fühle. So steigt er weiter.

Der Glube mauert allein in der letzten Giebelspitze. Er hört und sieht hinunter und sieht den Meister. Zu ihm klettert der Meister nicht mehr hinauf, er bleibt auf dem untern Gerüst, von dem er die ganze Mauergleiche überblicken kann.

Der Glube mauert. Aber auf einmal hält er inne. Es geht ihm etwas durch den Kopf. Er tritt an die Seite und sucht den Meister. Der geht unter ihm langsam über das Gerüst und betrachtet prüfend die Arbeit.

Der Glube sieht: jetzt ist der Meister an der Stelle, wo der letzte Riegel unter den Brettern liegt. Die Bretter reichen weiter, aber sie liegen nicht auf, sie stoßen frei in die Luft. Eine Falle — eine richtige Falle. Am Vormittag haben gerüstbauende Leute die Riegel dort weggezogen, um sie anderwo zu verwenden. Der Glube hat es gesehen und hat es sich gemerkt, damit er nicht in die Falle läuft. Jetzt geht der Meister dort.

Der Glube hält den Atem an und sieht nach dem Meister. Will der noch weitergehen? Nein — er macht halt und sieht sich die Fensterbogen an. Aber der Glube steht auf der Wacht.

Was denkt der Glube? Oh, der Glube ist noch schwelender Jörn. Er hat noch nie einen Meister um etwas gebeten. Er verachtet die Schwäche, aber er liebt den Bruder; sie haben Vater und Mutter gemein und die Hütte aus Holz und Lehm, in der sie geboren wurden und die heute noch der Alten Obdach ist. Um des Bruders willen hat er den Meister gebeten. Und der hat nein gesagt! Mit Zähneknirschen ist der Glube aus der Meisterhütte zu seiner Arbeit gegangen.

Nun steht er und beobachtet den Meister, der durch eine Fensteröffnung in das Innere des Baues blickt. Geht er zwei Schritte weiter, so wird er das Genick brechen, denkt

der Glube. Einen Schritt kann er noch tun; tut er den zweiten, dann geht er mit den Brettern hinunter! Still steht der Glube und sieht und denkt.

Der Meister setzt seinen Weg fort. Ein Schritt. „Halt!“ ruft der Glube. Der Meister hört es. Was ruft der da? Noch ein Schritt. Da senkt sich das Brett. Der Meister fühlt und erkennt. Er wendet sich. Es hilft nichts mehr. Das Brett gleitet.

Halt! ruft der Glube. Aber zugleich ist er hinzugelassen und hinuntergesprungen. Das Gerüst erschüttert von seinem Aufprall. Hin zum Meister! Der hängt zwischen Himmel und Erde. Die Hände suchen Halt am Mauerwerk. Vielleicht gelingt es. Der Meister sinkt mit dem Brett. Aber sein Anklammern an die kleinen Vorsprünge der Ziegel ist doch eine Hemmung. Da erscheint der Glube. Er greift nach dem Meister. Es ist zu weit. Er kann ihn nicht erreichen. Der Meister blickt nach ihm. Nicht der Mund, die Augen rufen: Hilfe! Um Gottes Willen Hilfe!

Wenn man einen Stock, eine Latte hätte! Der Glube hat gar nichts.

Der Glube steht auf dem Nebenbrett. Er geht so weit er gehen kann, ohne das Brett hinabzudrücken. Seine rechte Hand umklammert den dünnen Anschlag des frischen Fensterpfeilers, mit der linken sucht er den Meister zu greifen. Aber der hat keine Hand frei, die er ihm reichen könnte. Der muß jenen kleinen Halt haben, den ihm die Fingerspitzen geben, die sich in die Mauerfuge krallen.

Da wagt der Glube alles. Seine Rechte läßt den Pfeiler los. Mit vorgestreckter linker Hand schießt er auf den Meister zu, ergreift ihn am Mantelkragen und wuchtet zurück.

Ein Akrobat müßte lange üben, um dies Kunststück fertigzubringen. Der Glube hat es nie geübt. Die Not gab es ihm ein — die Not gab ihm Kraft und Schwung.

Nun liegen sie beide auf dem Nebenbrett, mit den Schultern diesseits des Stützpunktes. Sie keuchen. Der Glube liegt unter dem Meister: „Jetzt ganz ruhig!“ sagt der Glube und macht sich vorsichtig frei. Aber die Linke hält den Meister am Kragen. Auf den Knien rutscht er zurück. Das Brett zittert und wuchtet. Nun hat er den Riegel unter sich. Da zieht er den Meister nach.

Beide stehen sie auf gesichertem Plage. Der Meister klopft sich den Schmutz ab, weil er nicht weiß, was er sagen soll. Er weiß: diese Säuberung hat Zeit. Aber er ist in Verlegenheit vor dem Gluben. Er ahnt, was der getan hat, und denkt an den Vorgang in der Meisterhütte.

Er kann nicht ewig seinen Mantel säubern und kann auch nicht fortgehen. Er möchte so viel sagen. Er möchte dem Gluben danken. Aber er bringt kein Wort heraus. Er streckt dem andern die Hand entgegen. Der Glube nimmt und drückt sie, als ob er einen nassen Sack austwingen wolle. Die ganze Aufregung und Anspannung lebt noch in ihm und wächst in diesen Händedruck hinein.

Dieser harte Druck bringt den Meister zu sich. Er denkt auf einmal an die Grundsteinlegung und an den Spruch des Gluben: Die wir hier im Kreis verbunden stehn — bitten wir nach unsres Handwerks Weise — daß . . . keiner fehle, der hier steht im Kreise. An diesen Spruch denkt er und fühlt jetzt, was diese Bitte heißt. Er sieht den Gluben und fühlt, daß er mit ihm im Kreis verbunden steht. Und der Kreis weitet sich. Er sieht alle seine Gesellen und sieht sein Haus und seine Handwerksgenossen, und sieht sie allesamt im Kreise, in einem weiten, weiten Kreise, der das ganze Land umschließt und zuletzt den fernsten Himmel berührt.

Aber davon spricht er nicht. Er sagt nur schlicht und gut: „Ich habe Ihnen viel zu danken und werde es nicht vergessen. Von Christian brauchen wir nicht zu sprechen, er bleibt bei uns — er gehört auch zum Kreise.“

Da blickt der Glube auf und sagt: „Dann ist ja alles gut.“



Flugzeug über der Murmanküste.

Lichtbild: Zinabomat.

Die immer eisfreien Fjorde der vom Golfstrom bestrichenen äußersten Nordostküste Europas werden für den transarktischen Luftverkehr als wichtige Stützpunkte dienen.

Vorstoß in den arktischen Raum.

Von Vitalis Pantenburg.

Es ist kaum ein Jahrzehnt her, daß die letzten Freiräume der Erde — die Eiswüsten der Arktis und Antarktis — von einigen weitsehenden Mächten in aller Stille annektiert wurden. Leider ist Deutschland bei der friedlichen Aufteilung dieser Räume wieder leer ausgegangen, obgleich es durch seine hervorragenden Verdienste um die Polarforschung berechtigten Anteil hätte nehmen können. Es hat auch deutsche Männer gegeben, u. a. den rheinischen Arktispieler Theodor Lerner, die schon vor dem Kriege maßgebliche Stellen für die Gewinnung arktischer Gebiete zu interessieren versucht haben. Heute zeigt sich mehr und mehr, daß die Zentralarktis schon bald im Weltluftverkehr eine bedeutsame Rolle spielen wird, daß sogar wertvolle Lager an Naturhäfen auszubeuten sind.

Unser Mitarbeiter, der auf verschiedenen Studienreisen die Arktis kennengelernt hat und erst kürzlich von einer längeren Winterfahrt in die subpolaren Gebiete des nördlichsten Skandinavien zurückgekehrt ist, berichtet im folgenden über die modernen Probleme der Arktis.

Das falsche Bild der Karten.

Vor Magalhães war die Erde in Wirklichkeit flach, denn man konnte Asien nur erreichen, indem man ostwärts ging. Nach Magalhães nahm sie Zylindergestalt an, denn nun konnte man nach Asien gelangen, indem man nach Osten oder nach Westen ging. Nach Amundsen, Ellsworth und Nobile wurde sie endlich eine Kugel, denn jetzt kann man über den Osten, über den Westen oder über den Norden nach Asien kommen*.

Die Tatsache, daß unsere Erde ungefähr Kugelgestalt hat, ist in unserem heutigen Zeitalter der Beherrschung des Luftraumes durch Flugzeug und Luftschiff von grundlegender

* Bjihjalmur Stefansson: „Neuland im Norden.“ F. A. Brockhaus, Leipzig.

Bedeutung für die Befliegung der großen Fernlinien des Weltluftverkehrsnetzes.

Die Karten in unseren Atlanten — fast durchweg Projektionen der Flächen des Globus (die sogenannte „Merkatorprojektion“) — geben ein vollkommen irreführendes Bild der Entfernungen zwischen zwei weit auseinanderliegenden Orten auf der Erdoberfläche. Bei einer gewöhnlichen Karte erscheint zum Beispiel der Weg von London über Mittelmeer—Suezkanal—Singapore nach Tokio erheblich kürzer als der Weg um Nordeuropa und Sibirien durch die Beringstraße. Auf dem Globus, der die tatsächliche Gestalt der Erde unverzerrt und die Strecken richtig wiedergibt, sieht das wesentlich anders aus. Nur wählte man bisher diesen Weg nicht, weil die vereisten Meere vor Sibirien einem derartigen Verkehr fast un-



Hammerfest — aus der Luft gesehen.

Lichtbild: Archiv Pantenburg.

Der Hafen liegt gut geschützt zwischen den Felswänden der Fimmarfjordenküste. Er wird zweifellos einer der Hauptstützpunkte des transarktischen Luftverkehrs.

überwindliche Schwierigkeiten entgegenzusetzen. Die neugeschaffene Möglichkeit des „Luftweges“ hat hier grundsätzlich Wandel geschaffen. Ist dieser „Weg“ doch in weitem Maße unabhängig von der Beschaffenheit der überflogenen Gebiete.

Der Griff in den arktischen Luftraum.

Zwar sind auch unsere üblichen Reisewege durch die zunehmenden Geschwindigkeiten der Verkehrsmittel zeitlich kürzer geworden, aber es gibt hier für die Steigerung der Schnelligkeit gewisse Grenzen. Könnte man dann nicht vielleicht kürzere Routen finden — etwa auf den „Linien größter Kreise“?

Wie sind diese „größten Kreise“ zu verstehen? Nehmen wir zwei Punkte an, die auf ein und demselben nördlichen oder südlichen Breitengrad liegen: je weiter sie voneinander entfernt sind, um so näher rückt ihr kürzester Verbindungsweg an den Pol heran. Geometrisch gesehen, würde eine solche kürzeste Verbindung nämlich immer auf einem Kreis liegen, dessen Mittelpunkt zugleich der Mittelpunkt der Erde sein muß. Und ein zum Beispiel Boston und Tokio auf dem kürzesten Wege verbindender „Großkreis“ würde genau den Pol anschneiden.

Einige weitere Beispiele: Der Schifffahrtsweg von London nach Tokio via Suezkanal ist etwa 21 000 Kilometer lang, der transsibirische Schienenweg immer noch 13 800, die Luftlinie über Nowaja Semlja und das Sibirische Eismeer dagegen nur noch 10 100 Kilometer! Vom nördlichen Endpunkt der kanadischen Eisenbahn am Athabaska — nördlich von Edmonton — bis nach Archangelsk sind es 5300 Kilometer, auf der nächsten, heute benutzten Strecke mehr als 13 000! Die Südsee ist von London aus am nächsten über Spitzbergen zu erreichen, Kalifornien über Alaska! Der kürzeste Weg von New York nach Peking geht über den Pol, die nächste Linie von San Francisco nach Moskau führt dicht am Pol vorbei.

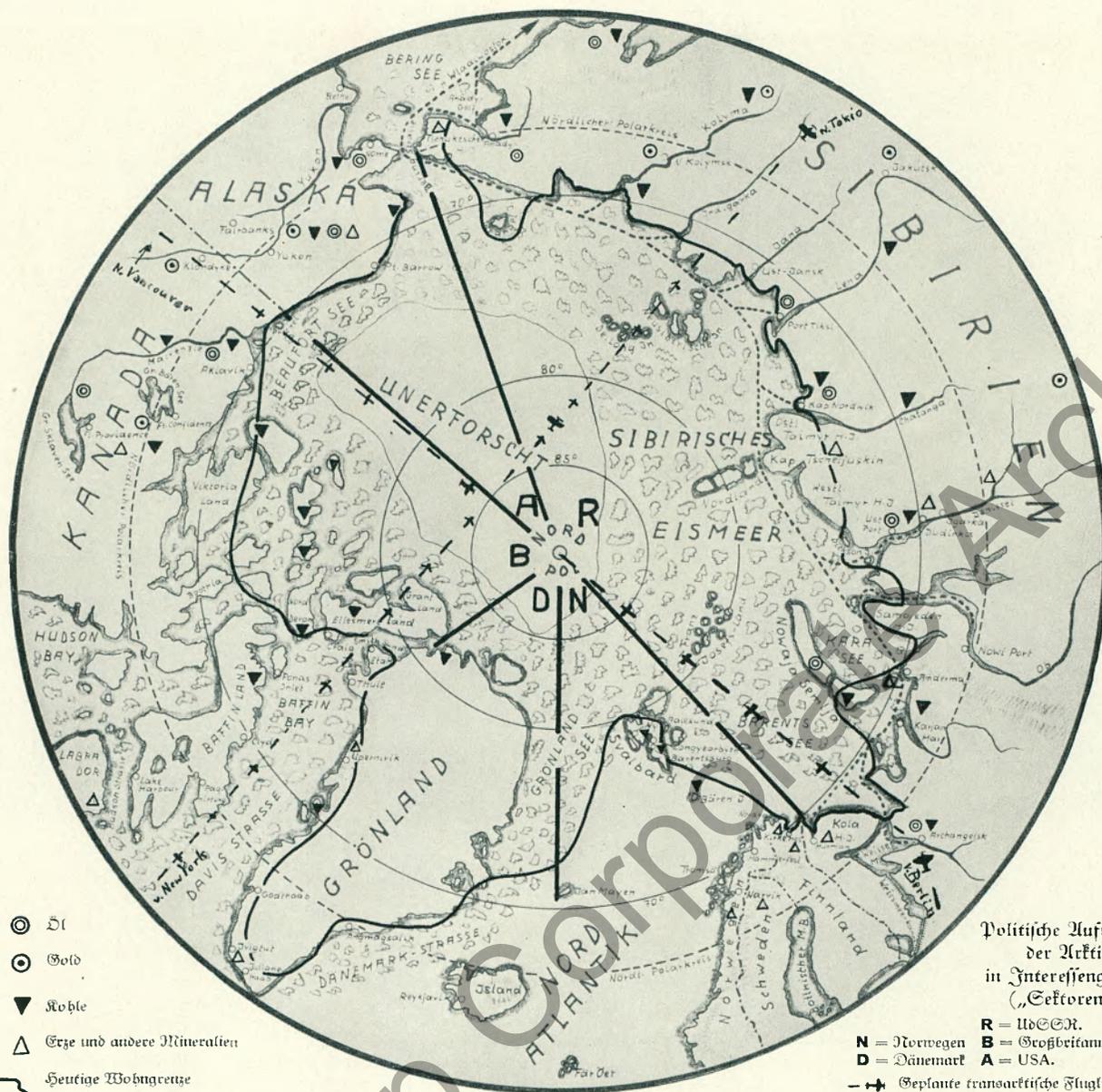
Freilich sind noch viele Schwierigkeiten zu überwinden, bis die geplanten transarktischen Linien mit einem hinreichenden Sicherheitsgrad besolgt werden können. Immerhin sind die Flugbedingungen in der Region des „ewigen Eises“ nach den bisherigen Erfahrungen durchaus nicht so ungünstig, wie man annehmen möchte. Eis und Kälte bedeuten an sich keine unmittelbare Gefahr für das Flugzeug bzw. Luftschiff. Die einzig gefährliche Temperatur ist die in der Nähe des Gefrier-

punktes, da die Feuchtigkeit der Luft dann auf Propellern und Flügeln sich als Eis niederschlägt und hierdurch nicht nur die aerodynamischen Bedingungen ungünstiger werden, sondern auch die Gefahr eines Absturzes durch „Vereisung“ besteht. Diese ungünstigen Temperaturen um Null pflegen aber in der Arktis nur in kurzen Zeiträumen in den polaren Grenzgebieten aufzutreten. Andererseits verringern die geringen Temperaturen die Nebelgefahr und begünstigen hierdurch die Sicht. Im Sommer erleichtert weiter die ununterbrochene Taghelle den Luftverkehr, während der lange dunkle Winter freilich die Möglichkeiten wieder verschlechtert.

Verschiedene praktische Versuche der Überquerung des arktischen Raumes auf dem Luftwege sind ja schon durchaus gelungen. Um nur die hauptsächlichsten zu nennen: der Amerikaner Byrd überflog den Pol als erster am 9. Mai 1926, drei Tage später Amundsen, Ellsworth und Nobile mit dem Luftschiff „Norge“. Diese Reise hat die Arktis tatsächlich zum ersten Male in eine „Durchgangsstraße“ verwandelt, hat weit voneinander entfernte Länder zu nahen Nachbarn gemacht. 1928 erreichte der Amerikaner Wilkins von Point Barrow, dem nördlichsten Punkt Alaskas, nach einer beispiellosen Fahrt in einundzwanzigstündiger Flugzeit über bisher gänzlich unbekannt Gebiete und den Pol Spitzbergen. Dieses — besser zugänglich als jeder andere Ort so hoch im Norden — hat sich als ein ausgezeichnete Ausgangspunkt für den transarktischen Luftverkehr erwiesen und wird zweifellos noch eine bedeutende Rolle in der Zukunft spielen.

Vielleicht kann die Überlegenheit der Luftverkehrsmittel über die bisher in der Arktis gebräuchlichen Transportmittel — eisgehende Schiffe und Hundeschlitten — eindeutig durch die Tatsache bewiesen werden, daß Wilkins jene Strecke in einer Zeit abflog, die so viel Stunden ausmachte, wie frühere Polarforscher Monate notwendig hatten, um den gleichen Weg zu bewältigen. Allerdings hat der tragische Ausgang der Nobileschen Luftschiffexpedition mit der „Italia“ viel dazu beigetragen, die Möglichkeiten des arktischen Luftverkehrs in Zweifel zu setzen, doch ist die Katastrophe wohl mehr auf eine Verkettung einer Reihe besonders ungünstiger Umstände zurückzuführen.

Schon hat der Kampf der Mächte um die Beherrschung geeigneter Flugstützpunkte für Wetterfunkstationen, Betriebs-



Rohstoffe in der Arktis.
Copyright: Vitalis Pantenburg.

stoff- und Lebensmitteldépôts und Ertragslager, um die noch unbekannt Räume in der Arktis in vollem Umfang eingesetzt. Man kann sich vorstellen, daß bei der praktischen Durchführung eines transpolaren Luftverkehrs jede noch so kleine Insel, jedes feste Land in dem immerwährenden Geschiebe der Eismassen des Nordpolarmeeres von ausschlaggebender Bedeutung sein muß.

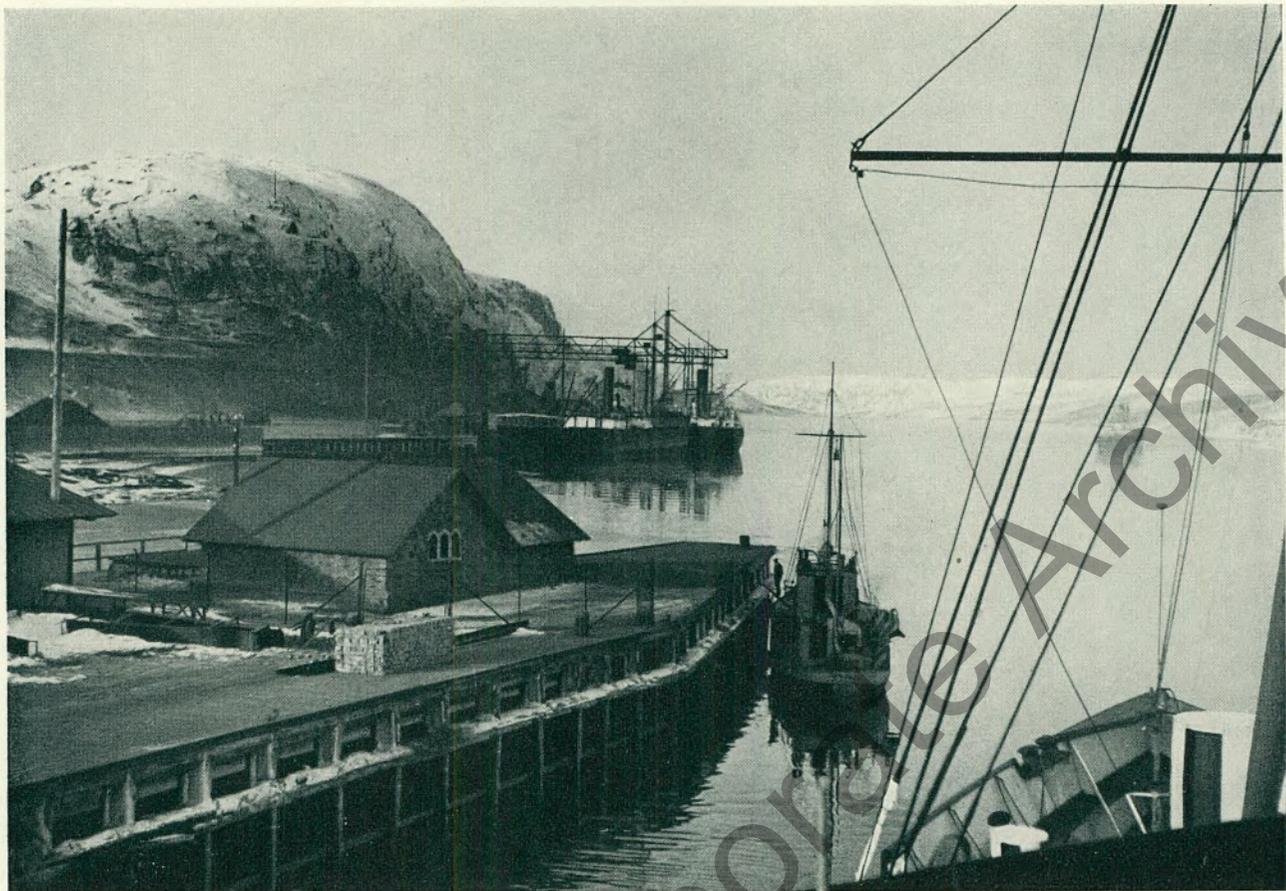
Die Sowjetrussen sind bei weitem die mächtigsten „Anwainer des Pols“. Ihr „Sektor“ umspannt fast die Hälfte des gesamten arktischen Raumes. Raslos und mit verbissener Zähigkeit, unter rücksichtslosem Einsatz von Mensch und Material gehen die Russen hier zu Werke. Eben wird berichtet, daß ein ganzer Schwarm Flugzeuge unter Führung der besten Arktisflieger und mit ausgesuchten Wissenschaftlern an Bord zum Pol gestartet ist, ja daß die verschiedenen Gruppen bereits mit Hilfe von Fallschirmen auf dem Treibeis abgesetzt werden konnten. Sie sollen dort ein Jahr lang Beobachtungen vornehmen! Es geht ernstlich um die Vorbereitung der Stützpunkte für den Luftverkehr zwischen der UdSSR. und den USA. über den Pol. Schon im nächsten Jahre denkt man einen regelmäßigen Luftverkehr aufzunehmen.

Weltluftverkehr — über den Pol.

Der transarktische Verkehrsflug mag vielen noch als Phantasterei erscheinen. Tatsächlich übersteigt er auch heute noch die technischen Möglichkeiten, aber es ist sicher, daß die Arktis einmal in das Weltflugnetz einbezogen werden wird. Die wirtschaftlichen und politischen Folgerungen hieraus sind noch gar nicht zu übersehen. Die Prophezeiung des Kanadiers Stefansson würde dann Wirklichkeit: das Arktische Meer wird plötzlich zum eigentlichen „Mittelmeer der Erde“ werden, an dessen Gestaden sich Norwegen und Alaska, Kanada und Sibirien, Schottland und Japan als Anlieger wesentlich näher kommen, Alte und Neue Welt würden in engere Nachbarschaft rücken. Mit der Einrichtung der arktischen Luftlinien wird die wirtschaftliche Durchdringung und Erschließung der Arktis in ein neues Stadium treten.

Rohstoffe — im „ewigen Eis“.

Während Deutschland in den Jahren nach dem unglücklichen Kriegsausgang zum Ausscheiden aus dem großen weltpolitischen Kräftespiel verurteilt war, teilten einige weltweit denkende Mächte die letzten herrenlosen Gebiete unseres



Erzverladung in Kirkenes.

Lichtbild: Pantenburg.

Die nordnorwegischen Erzvorkommen sind die nördlichsten der Welt, die heute abgebaut werden.

Planeten in mehr oder weniger friedlicher Vereinbarung unter sich auf. In den Eisregionen um den Pol schien plötzlich allenthalben Wertvolles verborgen zu sein. Vor allem waren es die Comjets, aber auch die Kanadier, die zielbewußt immer weiter in die Freiräume des höchsten Nordens vor ihren ausgedehnten Küsten vorrückten.

Was gibt es denn zu holen in diesen Polargebieten, die eine ungeheure Fläche auf der Kuppel unseres Globus einnehmen? Rohstoffe, Naturschätze, nach denen unentwegt die Jagd aller Großen des Erdballs geht! Denken wir nur an die Weltmacht Öl! Die bekannten Erdölvorräte werden nach Schätzung Sachverständiger in absehbarer Zeit erschöpft sein — nach Zeitstellungen des Geologischen Dienstes der USA. wird der heute dort bekannte Petroleumvorrat schon 1944 zur Neige gehen! — Man wird sich also beizeiten nach neuen Quellen umsehen müssen.

In der heutigen Arktis muß früher einmal ein ganz anderes Klima geherrscht haben. Die bisher entdeckten Kohlenlager und Ölorkommen der polaren Inselwelt sind ja genügend Beweis dafür. Ob sich nun seit jenen fernen Zeiten, zu denen es dort ein reiches Tier- und Pflanzenleben gab, der Pol verlagert oder der Golfstrom eine andere Richtung genommen hat, das mögen die Wissenschaftler unter sich entscheiden. Für die wirklichkeitsnah denkenden Mächte ist wesentlich, daß man in der Arktis Gold, Kupfer, Eisen, Graphit, Glimmer, Kryolith und anderes mehr, neuerdings sogar Radium gefunden hat, daß es Kohle, Öl und Holz in den kalten Zonen gibt, daß die ergiebigsten Fischgründe in den polaren Meeren anzutreffen sind.

Man wird nunmehr den Eifer begreifen, mit dem die „Nachbarn des Pols“ — Russen, US.-Amerikaner, Kanadier, Dänen und Norweger haben „Sektoren“ in der Arktis — in den letzten Jahren die Besitzergreifung bisher herrenloser Gebiete

im arktischen Raum und die Aufteilung der Zone „Ewiges Eis“ in Interessengebiete betrieben haben.

Neuer Lebensraum in der Arktis.

Die weiße Menschheit ist immer noch auf dem Zuge nach dem Norden begriffen, sie hat im Laufe ihrer langen Geschichte die Grenze des für bewohnbar gehaltenen Raumes schon um eine beachtliche Anzahl Breitengrade dem Nordpol näher gebracht. Erinnern wir uns nur daran, daß der Römer Tacitus noch die Gebiete nördlich der Alpenketten als rau und unwirtlich schildert. Tatsächlich war ja auch zu seinen Zeiten das Mittelländische Meer mit Rom als unbestrittener Vormacht das eigentliche Zentrum der damaligen Welt. Hat sich nicht das Schwergewicht geodynamischen Geschehens längst mehr in nördliche Räume verschoben, die damals noch fast im Urzustand waren! Längst sind sogar die arktischen Zonen nördlich des Polarereises für die menschliche Besiedlung nutzbar gemacht. Aber wir müssen ernstlich darangehen, die letzten noch vorhandenen Leerräume unserer Erde zu kultivieren, sie auszunutzen für die stark sich vermehrende Menschheit. Denken wir doch daran, daß man die Bevölkerung der Erde um 1800 mit 1000 Millionen angab, daß sie heute auf fast das Doppelte gestiegen sein wird. Müssen da nicht neue Möglichkeiten für die Ernährung der Menschen erwogen werden?

Die Kernfrage wird sein, ob sich die polaren Zonen überhaupt für eine Besiedlung eignen, ob man dort Nahrungsmittel ziehen kann. Vielleicht ist es da notwendig, erst einmal die Vorurteile all derer, die die Arktis nie aus eigener Anschauung kennengelernt, oder auch der, die sich nicht auf die besondere Art, dort zu leben, verstanden, beiseitezuräumen. Wir dürfen dem Bahnbrecher und Reformator der arktischen Forschung, Vilhjalmur Stefansson, der — ein wirklicher Sachverständiger — viele Jahre in den Polargebieten zuge-



Kameltiere.

Lichtbild: Pantenburg.

Die äußerst genügsamen Tiere lassen sich auf den ungeheuren Moossteppen in den Polarzonen Eurasiens und Amerikas zu vielen Millionen mühelos aufziehen. Vielleicht werden sie einmal die Fleischreserve der Zukunft.

bracht und sich eingehend mit den Problemen ihrer wirtschaftlichen Erschließung beschäftigt hat, schon Glauben schenken. Er spricht unter anderem von den unermesslichen Steppengebieten im Norden Alaskas, Kanadas und Sibiriens als den „Fleischkammern der Zukunft“, die man durch eine planvolle Kameltier- und Polarrindzucht entwickeln könne. Das mag uns ein wenig übertrieben erscheinen, aber wer weiß schließlich auch, daß aus den in den Jahren 1892 bis 1902 durch die USA-Regierung aus Sibirien nach Alaska eingeführten 1280 Kameltieren inzwischen 600 000 geworden sind, daß heute bereits das vorzügliche Fleisch von Tausenden geschlachteter Kameltiere auf dem amerikanischen Markt einen höheren Preis erzielt als Rindfleisch! Und es könnten schätzungsweise jährlich in Alaska 1/4 Million, in Kanada 10 bis 13 Millionen Schlachtkameltiere produziert werden. So viel Platz und Futter gibt es in diesen Zonen für die zähen und genügsamen Kameltiere, die weder Stall noch Fütterung im Stall brauchen. Wobei das noch wesentlich größere sibirische bzw. nordeuropäische Steppengebiet gar nicht berücksichtigt ist.

Wie wenige wissen, wenn sie von den „kalten Zonen“ reden, daß im Sommer unter dem Einfluß der ununterbrochenen Bestrahlung durch viele Wochen — es gibt ja dann keine Nacht — die eingestrahelte Wärmemenge größer ist in der

Erdhälfte über dem Polarkreis als am Äquator, daß man zu dieser Zeit in den arktischen Breiten — wie etwa im Yukontal — Temperaturen von über 30 Grad Celsius im Schatten mißt! Freilich kann es im Winter auch bis — 50 Grad Celsius kalt werden, aber gegen Kälte kann man sich bekanntlich besser schützen als gegen tropische Hitze. Also werden im hohen Norden sicher besonders gezüchtete Pflanzensorten gut gedeihen können. Und es ist mit Erfolg auch bereits versucht worden.

Vielleicht gibt es eine Schwierigkeit für das Vordringen in die nordischen Grenzländer der Neuen und Alten Welt: man könnte annehmen, daß die Pioniere fehlen, die noch Wagemut und Kraft genug haben, dieses Neuland zu erobern. Allgemein ist ja doch ein Zug der Menschheit in die Städte, zu größerer Bequemlichkeit, festzustellen. Man hat scheinbar Angst vor einem kraftvollen Ringen mit der Natur, in der — wenigstens zunächst — all die Annehmlichkeiten unserer überfeinerten, raffiniert ausgeklügelten Zivilisationsgenüsse nicht zu finden sind. Hoffen wir, daß in der Jugend ein neues Geschlecht heranwächst, würdig den Vorfahren, die für sich und die Ihren, für die ganze weiße Menschheit Neuland in fernen Welten erschlossen. Noch gibt es jungfräuliches Land — der höchste Norden ruft die Starken.

Experiment mit der Erde.

Das Tennesseetalprojekt der Amerikaner. — „Versöhnung mit der Natur.“

Von Dr. Johannes Stoye.

Der Leipziger Geopolitiker Dr. Johannes Stoye berichtet nachstehend über das gigantischste soziale und wirtschaftliche Experiment, das je von Menschen unternommen wurde: das Tennesseetalprojekt der Amerikaner. Der Bezirk Tennessee umfaßt Teile von sieben amerikanischen Staaten, etwa die Oberfläche von England; hier wohnen zwei Millionen Menschen, deren schlechte wirtschaftliche Lage durch Anlage von Staudämmen, riesigen Kraftwerken, Düngerefabriken usw. entscheidend verbessert werden soll.

Man hat in Europa sehr viel über die Methoden Roosevelts zur Behebung der wirtschaftlichen und sozialen Nöte seines Landes gelesen und über ihre Durchführungsmöglichkeiten diskutiert. Viele wissen, was NRA. und REFICO bedeuten, aber was die TVA. bedeutet, das ist den wenigsten bekannt. Diese drei Buchstaben sind die Abkürzung für Tennessee Valley Authority, das ist die Behörde, der die Durchführung der gigantischen Pläne obliegt, die im Stromgebiet des Tennessee, eines Nebenflusses des Ohio, in den nächsten Jahren Wirklichkeit werden sollen.

In dem Tennesseegebiet herrschte schon große Not, als in den übrigen Teilen der Vereinigten Staaten noch allgemeiner Wohlstand blühte. Einseitige Wirtschaftsgebarung führte zu übermäßiger Bodenausnutzung, die Wälder wurden abgeholzt, die Äcker trugen Jahre hindurch dieselbe Frucht, der Tennessee überschwemmte die Gebiete; wenn Trockenheit kam, war kein Wasser da, und die ziemlich häufigen Orkane trugen die Äckerkrume in den Fluß und verschlammten ihn. Die Bevölkerung ist — soweit sie weiß ist — die am reinsten angelsächsische im ganzen Lande, sie ist aber durch ihre Abgeschlossenheit von anderen Gebieten, durch Inzucht, Unterernährung und allgemeinen sozialen Verfall in eine besonders trostlose Lage geraten. Man kennt dort das System der „Share-Croppers“, der Deputatpächter, die allmählich durch die Großgrundbesitzer zu schollengebundenen Leibeigenen geworden sind. Es wird hauptsächlich Baumwolle angebaut, weil diese einst am meisten Geld einbrachte, und die Landeigentümer haben den Pächtern nie gestattet, für ihren eigenen Bedarf Lebensmittel anzubauen, so daß nach dem starken Sinken der Baumwollpreise größte Not entstand.

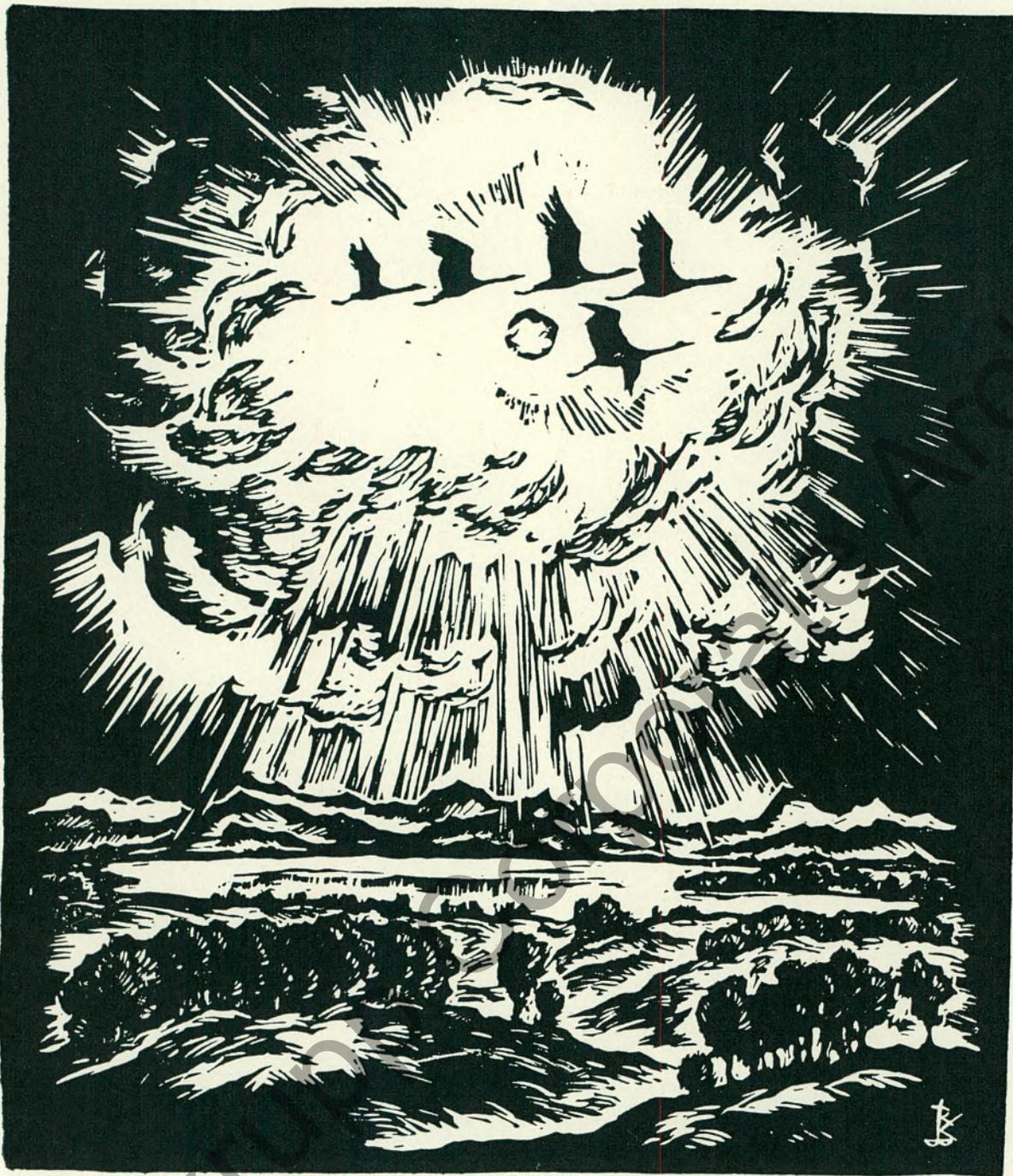
Aus dem Gesagten ergeben sich die vielfältigen Aufgaben der TVA.: es handelt sich nicht nur um Meliorationen, sondern um die allgemeine wirtschaftliche und soziale Gesundung der zwei Millionen Bewohner. Um den Tennessee zu bändigen, werden riesige Staudämme angelegt; der Wilsonsdamm stammt schon aus dem Kriege, der Wheelerdamm und Pickwickdamm sind im Bau; daneben soll Elektrizität in riesigen Werken erzeugt werden, die Staubecken sollen die Wasserwirtschaft des ganzen Gebietes in Ordnung bringen, und schließlich soll die Flußschiffahrt gehoben werden. Es hat harte Kämpfe gekostet, bis man vom Kongreß die Genehmigung erhielt, Elektrizitätswerke zu errichten, denn man wurde sich nicht über die Frage einig, ob der dort erzeugte billige Strom von einer Regierungsgesellschaft geliefert werden dürfe. Die privaten Versorgungsbetriebe führen heute noch einen hartnäckigen Kampf gegen die TVA., sie werden aber wenig Glück damit haben, da die Elektrizitätsgewinnung nur einen Teil und nicht einmal den wichtigsten dieses Projektes darstellt, von dem Kenner sagen, es sei das Gigantischste, was je in der Welt unternommen worden ist.

Die bisherige Bodenverschlechterung im Tennesseegebiet stellt eine große Gefahr dar, und um sie zu beseitigen, werden weite Gebiete zwangsenteignet und aufgeforstet; bestehende Waldungen unterstellt man einer sachgemäßen Pflege, wenig ertragreicher Boden wird der Bewirtschaftung entzogen und in Wald verwandelt, mit Hilfe des Civilian Conservation Corps (Freiwilliger Arbeitsdienst) geht man daran, die durch

Auswaschung entstandenen tiefen Furchen, die ganze Quadratkilometer Land durchziehen, zunächst aufzufüllen und mit Gras bewachsen zu lassen; wenn sich die Erde gefest hat, soll auch hier Wald entstehen.

Damit ist der Ausgangspunkt für die Hebung der Landwirtschaft gegeben. Denn noch ist die Bevölkerung zu arm, um selbst den billigen Strom nutzbringend verwenden zu können; auch kann sie nur zum geringen Teil die Düngemittel gebrauchen, die ihnen die inzwischen angelegten chemischen Werke zu günstigen Bedingungen zur Verfügung stellen. Selbstversorgung ist die nächste Aufgabe, und darum sind zahlreiche Bäume angepflanzt worden, deren Früchte als Schweinefutter dienen. Dies ist die billigste Methode, Viehzucht zu treiben, die bisher völlig gefehlt hat, weil die Baumwollkultur das absolute Übergewicht hatte. Dabei läßt es jedoch die TVA. noch nicht bewenden; sie gibt auch medizinische Ratschläge, sorgt für Hygiene in den Wohnungen und Betrieben, stellt tüchtiges Personal zur Verfügung und bekämpft die dort herrschende Malaria genau so wie die Sicht und die Tuberkulose. Für ihre Angestellten hat sie musterzügliche Wohnungen errichtet, die sozialen Spannungen verflucht sie zu überwinden.

Die Bedeutung dieses gigantischen Projektes ist darum besonders groß, weil es sich hier um die Lösung eines Problems handelt, das ganz Amerika angeht. Was am Tennessee und Ohio geschehen war, ist in letzter Zeit auch in anderen Gebieten Amerikas festzustellen gewesen: die durch den vernichteten Waldbestand nicht mehr gehinderten Sturmwinde konnten die ausgetrocknete Äckerkrume Hunderte von Kilometern weit forttragen. Präsident Roosevelt will nun den Nachweis erbringen, daß das bisherige amerikanische Wirtschaftssystem die Hauptursache der Wirtschaftsnot ist, nicht die Depression der Weltwirtschaft. Wenn gesagt worden ist, der Bankrott des wirtschaftlichen Individualismus erweise sich klar aus der Lage im Tennesseetal (wie das kürzlich im englischen Rundfunk geschah), so haben wir darin schon den Beweis für die ungeheure Bedeutung des Unternehmens. Zwei Drittel des amerikanischen, für Landwirtschaft und Viehzucht geeigneten Bodens sind durch Bodenverschlechterung schwer geschädigt worden. Die Einzelstaaten sind aus finanziellen und technischen Gründen nicht in der Lage, dieser Nöte Herr zu werden. Nur die Bundesregierung kann und will mit planvollen Methoden eingreifen und versuchen, die Schäden des überspannten Wirtschaftsindividualismus zu beseitigen. Am Tennessee kann Roosevelt zeigen, daß das Überwiegen eines Wirtschaftszweiges, ganz besonders aber die Bebauung des Bodens mit einer einzigen Frucht, verhängnisvolle Auswirkungen zeitigt. Hier soll aber auch gleichzeitig der Versuch gemacht werden, die an der Erde begangenen Sünden wieder gutzumachen und eine Bevölkerung von zwei Millionen aus dem Elend zu führen. Amerikas „Experimente“ mit der Natur, die bisher so katastrophale Folgen gehabt haben, werden also nun in einer ganz neuen Richtung durchgeführt: der bisherige Raubbau am Boden, die skrupellose Ausnutzung der Äcker und die Vernichtung der Wälder sollen aufhören, und man versucht, den ursprünglichen Zustand nach Möglichkeit wiederherzustellen. Wir wollen den Amerikanern wünschen, daß diese „Versöhnung mit der Natur“ gelingt.



Zugvögel.

Holzschnitt von H. Koch.

Nansens schwerste Stunde.

Ein Ausschnitt aus dem Roman „Die Fahrt zu den Vätern“ von Otto Brües*.

„Nansen, Fridtjof, norwegischer Polarforscher, Ozeanograph und Staatsmann, geboren 10. Oktober 1861. Durchquerte 1888 als erster Südgrönland. 1893—96 unternahm er auf der „Fram“ eine Nordpolfahrt, indem er an der Küste Nordasiens bis zu den Neusibirischen Inseln vordrang, um das Schiff über den Pol nach Grönland treiben zu lassen. Die „Fram“ gelangte auf ihrer Treibfahrt bis 85 Grad 57 Minuten; Nansen selbst erreicht nach Verlassen der „Fram“ 1895 die bis dahin nördlichste Breite von 86 Grad 4 Minuten und kehrte nach Überwinterung auf Franz-Josef-Land auf einem Schiffe der Jacksonschen Expedition 1896 zurück. 1897 wurde Nansen Professor in Kristiania, 1906—08 norwegischer Gesandter in London, 1917—18 außerordentlicher norwegischer Gesandter in Washington. Seit 1920 leitete er im Auftrage des Völkerbundes die Heimbeförderung der deutschen und österreichischen Kriegsgefangenen aus Rußland und Sibirien und die der russischen Kriegsgefangenen aus Zentraleuropa. 1921—22 Hilfeleistung für die Hungerleidenden in Rußland sowie für die russischen Flüchtlinge in Europa. 1922 erhielt er den Nobelfriedenspreis.“

(Nach: Brockhaus „Handbuch des Wissens.“)

Copyright by G. Grote'sche Verlagshandlung, Berlin.

Ummäglich versiegte das Gespräch unter den Fremdlingen; auch die unter den Alten, die sich lange nicht gesehen hatten, waren einmal mit ihrem Erlebten zu Ende; da ohnehin

* Otto Brües „Die Fahrt zu den Vätern“. Verlag G. Grote, Berlin. Geb. 5,60 M.

jenes größte Erlebnis, die Framfahrt, durch nichts mehr überboten war. Auch in diesen Aposteln des ewigen Eises drängte sich die Vorstellung eines Schiffsraumes vor, der sie umgäbe — und das trotz ihrer Fahrt auf der echten, der einzigen Fram

— und es mochte wohl das Sitzen um den Tisch herum der Grund sein, das gemeinsame Mahl und die Abwesenheit aller Amts- und Würdemenschen. Endlich dann — einer mochte damit begonnen haben, ein anderer gefolgt sein —, endlich blickten alle auf das Ende des Tisches, wo Nansen saß. Von hier, das spürten alle, müsse das neue, große Geschehen in ihre Gemeinschaft kommen, von hier, wo es immer ausgegangen war. Und Nansen klopfte an sein Glas und erhob sich; erhob sich und setzte sich wieder; da mußten alle lächeln und lachen.

Nansen setzte sich, rückte den Stuhl weit von dem Tisch ab, senkte die Hände in die Taschen und schwieg. Die Holzuhr in der Ecke schnurrte, acht Schläge summteten durch den Raum, und als der letzte Hall verklungen war, schwieg Nansen immer noch. Noch einer rückte seinen Stuhl vom Tisch, wenn auch nicht so weit, wie vorher Nansen, das war Ewerdrup, und er steckte ebenfalls die Hände in die Taschen. Nansen warf das Haupt zurück; alle sahen sein Kinn, das scharfgemeißelte, willensgeladene; alle sahen sein Auge, das gerade im Blinzeln ein gerüttelt Maß von Welt und Ding und Menschen in sich aufzog; alle sahen auch, wie der Mund, den sie gepreßt kannten und zusammengekniffen als Ausdruck der Kraft, gelöst offenstand.

Sprach Nansen schon? Sie mußten es manchmal noch nicht, die alten Kämpen; sie waren derbe, kräftige Geschichten gewohnt, und dieser Mann, der größte in ihrem Kreis, war der zarten, lichten Töne mächtig. Nein, er hatte noch nicht gesprochen; er sann über seine Worte; er ließ das, was er sagen mußte, an sich vorüberziehen; die Gefährten zeigten darum keine Ungeduld. Sie warteten gedroht.

Plötzlich hatte Nansen die Hände aus den Taschen und auf den Knien gefaltet und erzählte. Sprach Nansen zuerst in einem unverbindlichen Ton, so, als ob er mit gleichgültigen Menschen in ein Gespräch verwickelt wäre, so packte ihn die Vorstellung abgelebter, entschwindener Dinge mehr und mehr und steigerte sich in ihm zu schmerzhafter Deutlichkeit. So kam es denn, wie es die Allmacht des Vergangenen von ihm forderte: er verlor den plaudernden Ton, er verlor den leichten Fluß seiner Rede und sprach nun, ins Innerste entzündet, stockend und schwer, in stoßenden Sätzen, in dumpfen Pausen — und alle wußten wieder, wie es damals auf der Fram war, wo er sich selten, aber dann leidenschaftlich äußerte.

„Ihr habt mich nach der schwersten Stunde meines Lebens gefragt . . . Mit der Antwort wäre ich schnell fertig, könnt' ich Zahlen angeben. Nicht, daß ich sie vergessen hätte oder jemals vergessen würde; furchtbare Zahlen, wie sie da auf dem Papier anwuchsen und die Unfähigkeit der Völker dieser Erde bewiesen, sich selbst zu helfen. Euch aber, liebe Freunde, wäre mit Zahlen weniger gedient; sie verdeckten vielleicht allzu sehr die Menschenchicksale, für die sie nüchterne Formel sind.

Man hat mir nachgesagt, daß ich manchmal die Worte eines Dichters fände und ebenso, daß meine Bilder manchmal die eines Malers wären. Nun, ich weiß es besser: ich bin kein Künstler; dazu fehlt meinen Worten und Farben die letzte leichtsinnige Freude, das Wort um des Wortes, die Farbe um der Farbe willen zu setzen. Aber warum soll ich ableugnen, daß es mich oft mit Glück erfüllt hat, eine Landschaft oder einen Menschen in Wort und Bild abzuzeichnen? In jedem Menschen, der etwas rein empfindet oder denkt, mag ein Stück von einem Künstler stecken, und mein Freund Werenskiöld hat mich fleißig im Aquarellieren unterwiesen.

So ist's denn vorgekommen, daß ich auf langen Schiffs- und Bahnfahrten mir überlegt habe, wie ich dieses oder jenes Erlebnis fassen würde, wenn ich es aufschreiben sollte. Der Zug rattert und schwankt etwa auf den Schienen, man kann nicht immer lesen oder schlafen, die Natur zeigt sich von ihrer unfreundlichen Seite: da rückt denn wohl ein Ereignis in den Abstand, den man braucht, um es von seinem Beginn bis zum Ende zu überschauen — und ohne das ist es wohl nicht möglich,

überhaupt Zeugnis abzulegen. So ist mir denn zuweilen alles, was ich in Rußland erlebte — es sind erst sechs und sieben Jahre darüber vergangen —, auseinander- und wieder zusammengerückt. Aus vielen tausend Einzelschicksalen hoben sich ein paar heraus, die für die anderen stellvertretend wirken; tausend Fragen des Staatslebens, des Völkerrechts und der Wirtschaft ordneten sich zu einigen wenigen. So sah ich denn in großen Umrissen eine Erzählung, ein Drama, ein großes Gemälde dieser russischen Hungerjahre — aber ich habe anderes zu tun, als Geschichten zu schreiben, auch fehlte mir ein Angelpunkt, aus dem ich diese ganz schwere Masse von Einzelheiten heraufhebeln könnte.

Wir sind durch die Dénis des Eiswinters gefahren, gefahren und marschiert, und doch gibt es nichts Trostloseres als das Reisen auf der nebelverhangenen Wolga. Oben, über dem siebzigsten Grad, weiß man doch, was einen erwartet; kein Mensch würde dort auf Menschen, auf Wohnungen, auf bebauten Land hoffen. Aber an der Wolga weißt du, daß es menschliche Siedlungen gibt. Äcker und Weiden, Menschen und Vieh. Wenn sie dann nicht erscheinen und Stunden um Stunden vergehen und der Nebel den seebreiten Strom und die Ufer verhüllt, die Dampfströme ruft hohl in den von Sonnenaufgang an abendlichen Tag, dann verwünschst du wohl dieses Land; doch die, die darin geboren sind, lieben es um so inniger.

In jener Einsamkeit begreift man schneller, was eine Stadt ist: Saratow etwa, wenn es an der Berglehne aufsteigt, federweiß sind die Häuser und gewaltig die Türme und Kuppeln der Kirche; oder Jaryzin, eine Riesenkette von großen Lagerhäusern, und auf der Straße am Bergufer stapfen die Kamele durch den Flußsand. Oder Astrachan, Stadt in den Wassern, ein düsteres Venedig, turmreich, riesenhaft, wenn man sich ihr nähert mit dem Schiff, und klein, wenn man den Blick zurückwendet in das Wolgadelsta. Wer über die Wolga fährt, erlebt immer wieder dasselbe Bild: wie sich aus den Hügeln am westlichen Ufer ein Brücke löst, in hohen Bögen über das Schiff und den Fluß hinweg, dann und wann die Inseln nutzend, auf das Ostufer zuwandert und irgendwo in der Ferne verschwindet. Man muß sich dieses Gebilde vor Augen halten, die im Bogen südwärts fließende Wolga, die in starem Geradezu nach Osten und Südosten auseinandergefächerten Bahnstrecken, um zu begreifen, wie man damals den Hungernden Hilfe brachte. Die Züge rollten nach Osten, die Schiffe stampften nach Süden, Schiffe und Züge über und über mit Getreide beladen — oder doch mit so viel Getreide, wie damals in der Welt aufzutreiben war.

Was den Hunger betrifft, so gab es und gibt es Leute von nicht einmal bewußtem Jynismus, die behaupten, kein Mensch könne Hungers sterben! Das ist auch so eine von den Wahrheiten, die so falsch und schief sind, wie die Leute wohl, die sie aussprechen. Es ist gewiß richtig, wenn man so will, daß ein Duzend anderer Ursachen den Tod der Entkräfteten eher herbeiführt: ein Herzschlag, eine Ansteckung durch die in allen Hungergebieten entstehenden Seuchen, die Schrumpfung unterernährter Organe, Auszehrung und Säulnis jeder Art, wie sie giftig aus Unrat und Verelendung aufsteimen. Der Hunger ist es niemals, aber er ist es eben doch. Nun weiß ich wohl, daß der Mensch überhaupt nur dann zu leben vermag, wenn er sich das, was in seiner Nähe oder Ferne gleichzeitig geschieht, nicht vergegenwärtigt und das Geschaute auch nicht zu Ende denkt; denn er müßte, wenn nicht unter der Wucht der Leidenenschaften, so doch unter der des Unrechts zusammenbrechen, das er schon deshalb tut, weil er nur ein Mensch ist. Nun war ich immer so beschaffen, daß ich mancherlei zu Ende denken mußte, was andere Menschen nicht zu Ende dachten — und so kam es, daß die Nachricht, in Rußland hungerten Millionen Menschen, mich nicht zur Ruhe kommen ließ.

Ihr wißt vielleicht, daß ich in jenen Jahren immer wieder aus meiner Ruhe, aus der gelassenen Arbeit meines Forschens und Messens herausgerissen wurde. Gilt doch mein Lehramt den Meeresgründen, und wenn ich auch später so weit war wie jeder Lehrer an einer Hochschule, der weiß, worauf es ankommt, nämlich die großen Linien anzugeben und das Zwischenfeld von den Schülern ausmessen zu lassen, — ich litt doch sehr darunter, daß ich diese nur mit Geduld abzuleistenden Dienste nicht erfüllen konnte. Nun, als man mich rief, die Kriegsgefangenen aus Rußland heim-, nach Rußland zurückzubringen, da mocht' ich mich nicht weigern; ich kannte das Land, das vom Süden heraufreicht bis an mein Vaterland und weiter hinausreicht über die Schwelle des Nordens, ich kannte die Menschen und kannte das Elend, das die Kriege und das dieser letzte Krieg im Gefolge hatten. Ich wußte, welche Bahnen gebaut sind, wieviel Schiffe etwa auf den großen Flüssen lagen, und man gab mir an, wieviel Bahnen und Schiffe etwa in Mitteleuropa zu erfassen waren. Ich weiß wohl, daß mein Land, daß unser Norwegen Teil eines Gebirges ist, das von Schottland und Island nach Osten hinüberzieht; ich weiß aber auch, daß es zusammenstößt mit dem asiatischen Urblock und von dorthier begrenzt wird durch entgegenströmende Landmassen. So bin ich dem einen wie dem anderen verwandt, so konnt' ich mich nicht ausschalten, als der Ruf an mich erging. Wenn ich schon vor dem Kriege ganz Sibirien durchfahren hatte, so geschah das um der menschlichen Erkenntnis willen, aus diesem merkwürdigen Land wird die Menschheit noch ungeahnte Schätze heraufholen; wenn ich nun noch einmal — und nicht das letzte Mal — Rußland bereiste, so, um leidenden Menschen zu helfen.

Dem das waren diese Kriegsgefangenen, ringsum löste sich ein Staat auf, um andere Formen anzunehmen; die Menschen hatten kaum das Nötigste und zerfleischten sich in Bürger- und Bruderkrieg; da waren diese armen, gefangenen Soldaten nichts als fremde Lebewesen, die man verkommen und verhungern ließ, wie man es mit den Hunden und allen Haustieren hielt, die man abschlachtete, um selbst das Leben zu fristen. In jenen Wochen und Monaten ahnte ich nicht, daß ich neue Wochen und Monate in diesem Lande zubringen würde, aber wenn ihr mich nach der schwersten Stunde meines Lebens fragt, so steigt auch jene schnell vergangene Episode aus der Erinnerung auf. Ich habe alle Gefangenen zurückgebracht, alle, von Hüben und drüben, und wenn man zuweilen in den Zeitungen liest, der oder jener sei nun erst heimgekehrt, so hat er damals nicht heimkehren wollen wegen eines Mädchens, das er liebte, oder eines Aekers, den er sich gekauft hatte, oder aus diesen beiden Gründen oder aus einem dritten.

Dann also hungerten in Rußland Millionen. Mag sein, daß wir in Norwegen noch nicht so abgestumpft waren, wie die Völker, die soeben den Krieg hinter sich hatten, wenn er auch uns ein anständiges Päckchen auslud; mag sein, daß mir die Not mehr ans Herz griff, weil ich sie mir besser vorstellen konnte und die befallenen Landstriche mir besser vertraut waren und auch, weil mich Freunde riefen. Aber ich kann es bis heute nicht fassen, daß Millionen von Menschen so gleichgültig bleiben, wenn Millionen hungern. Ich bin gewiß kein besserer Mensch als andere aus diesen Millionen, aber vielleicht vernahm und vernehme ich jeden Hilferuf deshalb so gut und schmerzlich brennend, weil ich vor vielen bevorzugt bin — und das nenn' ich kein Verdienst.

Verzeiht es mir, wenn ich so sehr von mir spreche: ich kann das nicht ertragen, wenn Völker geknechtet sind, wenn Völker verhungern; das gellt mir als Klage, Anklage und Ausruf ins Ohr und läßt mich nicht schlafen; das nimmt mir den Glauben an die Notwendigkeit meiner Forscherarbeit. Aber eben, weil ich es mir zum Ziel gesetzt habe, das Meer zu erforschen und den Strömungen nachzuspüren, die es gesetzmäßig durchfurchen wie die Gezeiten das feste Land: eben deshalb mußte ich mir

Raum und Ruhe schaffen, indem ich den Schrei der Hungernden zum Versummen brachte. Nicht ich allein habe das getan, mir haben viele zur Seite gestanden; ein einzelner schafft so etwas nicht und bringt es nicht zum guten Ende; aber daß es nur zu einem ungunen, ich will nicht sagen bösen Ende gebracht werden konnte, das eben riß mich in die schwerste Stunde meines Lebens, und ich könnte nun davon erzählen . . . doch gibt es noch einige Umstände, die vorher berichtet sein wollen.

Die Bahnlinie von Moskau nach Saratow führte in die hungernden Landschaften mitten hinein, aber bis an den Ural und jenseits dieses Gebirges und ins Sibirische gab es nichts als krasse Not. Ich bin auf anderen Bahnstrecken gefahren und über die Wolga; wenn ich hundert Jahre alt würde, ich könnte vielleicht manches davon vergessen, nicht aber diese Fahrt über Saratow hinaus . . .

Die Russen hatten mir damals einen Eisenbahnzug gestellt, mit dem ich sehr schnell dorthin gelangen konnte, wohin mich meine Helfer riefen. Unter ihnen waren prächtige Leute die mit allem Ungemach selbst fertig wurden, aber zuweilen brauchten sie mich doch. So fuhr ich eines Tages über Saratow hinaus, in dessen Spitälern die Flüchtlinge zu Hunderten und Tausenden starben; wenn die Ärzte den Magen der Toten öffneten, fanden sich darin Erde und Gras.

Ich glaubte zu wissen, was der Kampf gegen den Winter bedeutet. Der Kampf, welcher in Ostrußland raste, war entsetzlicher als alles, was ich mir träumen lassen konnte; entsetzlicher als alles, was ich zu denken gewagt hatte. Ich war auf Schlimmes vorbereitet; ich erwartete nicht, ganze Städte, ganze Provinzen anzutreffen, deren Bevölkerung daheim in den Häusern saß und nur darauf wartete, daß der Tod sie erlösen sollte, zu schwach, selbst die Nahrung zu holen, welche sie hätte retten können. Ich erwartete nicht, Männer und Frauen zu sehen, welche vor einigen Monaten in geordneten Verhältnissen gelebt hatten und jetzt von Hunger und Leiden und Tod zu Verbrehen getrieben wurden, aus der schwärzesten Verzweiflung. Ich erwartete nicht, Menschen zu finden, welche durch lange, hoffnungslose Wochen von Angesicht zu Angesicht dem Gespenst des Todes gegenüberstanden, so daß sie alle menschlichen Gefühle verloren hatten; daß sie auf die Friedhöfe gingen, um die Leichen aus ihren Gräbern auszugraben und sie zu verzehren, damit sie selbst leben könnten. An einigen Orten gingen Männer und Frauen nicht bloß zu den Friedhöfen, um das verwesende Fleisch zu holen; sie fingen an, sich gemeinsam zu morden in Wahnsinn und Verzweiflung. An jenem Morgen hinter Saratow brachte mir der Dracht Nachricht von Müttern, die ihre Kinder getötet hatten, um sie zu verzehren . . . und ich mocht' es nicht glauben.

Möglich hielt der Zug, mit jenem Ruck, der verrät, daß ein Hindernis auf den Schienen gesichtet und daß eine Gefahr jah heraufgewachsen ist. Was blieb mir übrig, als auszusteigen und neben dem Gleis her nach vorn zu gehen; dort lag ein Mann an die Schienen geklammert und ließ sich nicht wegbringen, obwohl die Bahnbeamten ihn fortzureißen versuchten. Hinter diesem Manne standen noch Frauen und Männer, wie viele, das wurde mir in diesem Augenblick nicht bewußt.

Doch da war einer, ein gebückter Alter, der ein zerlesenes Zeitungsblatt in der Hand hielt; er tippte, als er mich sah, auf ein Bild zwischen den Zeitungspalten und rief mit einer Stimme, die ihm im Hals stockte: ‚Welch ein Glück! Tanzt, tanzt! Das ist Frithjof Nansen!‘

An der Art, wie er dann eine kleine Verbeugung machte, sah ich, daß ich einen Mann vor mir hatte, der einmal der herrschenden Schicht angehörte — ich erfuhr dann auch, aber nicht in dieser Stunde, daß er Offizier gewesen war, der Oberstleutnant Worowski. Jetzt sprach er nicht mehr viel; jetzt machte er ein paar Schrittden auf die Lokomotive zu, zu dem Mann, der immer noch auf den Schienen lag, bückte sich, klopfte ihm

auf die Schulter und sagte: Siodor — du kannst nun aufstehen!

Dieser Siodor traute mir nicht, er blieb noch liegen. Ich ließ ihn also dort und ging auf die anderen Menschen zu, die hier den Bahndamm gestürmt hatten, einen Mann noch, ein Kind und zwei Frauen. Alle reicheten sie mir die Hand, alle schauten sie mit jenem stillen Lächeln in die Augen, und ich ahnte in diesen Sekunden schon, ohne noch die Einzelheiten zu wissen, daß ich diese Menschen, ihre Hände und ihre Augen, ihr Lächeln und ihr Hoffen enttäuschen müsse. Denn der Beamte, der mir von der russischen Regierung beigegeben war, trat nun auch herzu, rüttelte den Mann auf den Schienen, daß er aufsprang, und fragte ihn, woher er käme.

Wir kommen aus Najesow — weit hinter dem Ural — und sind fünf Wochen unterwegs — weil wir nicht sterben wollten . . .

Nun hatten sie ein kleines Gefährt bei sich, halb Schlitten, halb Wagen, und als wir den Kasten öffneten, waren noch drei Brote darin. Drei Brote, das war die letzte Meile des langen Wegs und der Abstand vom Tode. Denn daß sie uns antrafen, war ein Zufall, wie es ein Zufall war, ob sie noch nach Saratow gelangt wären.

Einer von den Flüchtlingen, der sich als der Lehrer Dimitry Schulz ausgab, trug eine Landkarte bei sich, ein grobes, ungefüges Ding mit einem Maßstab von 1 : 750 000 — was konnte man darauf schon sehen! Er bat mich um einen Bleistift und zeichnete dann, indem er das Blatt einem verhärmtten, hinkenden Mädchen auf die Schulter legte, die Strecke ihrer Wanderschaft ein, ein unbeholfenes, in seinem Verlauf nach Südwesten gerichtetes Zickzack, das, nach unseren Auskünften zu urteilen, quer durch das Hungergebiet führte, aus irgend-einem Flecken im Bezirk Tjumen, der natürlich auf dieser Karte nicht verzeichnet war, bis an die Bahnlinie nach Saratow. Die Hände dieses Lehrers zitterten, er mochte über jedem Millimeter die Mühsal seines Weges bedenken.

Jetzt kam auch Siodor, Siodor Mourawjew, er stellte sich nicht förmlich vor, wie der alte Mann, aber er nannte seinen Namen so, daß er nicht zu überhören war. Ich sagte also zu ihm: Warum warfst du dich auf die Schienen, Siodor Mourawjew? Wär' es nicht genug gewesen, wenn du uns gewinkt hättest?

„Ach, Herr“, antwortete er (ich habe das genau behalten), „wer weiß, ob nicht der Genosse Lokomotivführer vorübergefahren wäre?“

Jetzt zog auch der Genosse Lokomotivführer die Signalfleise; schrill durchheulte der Dampf das Ventil. Ich winkte ihm mit der Hand, daß wir noch nicht fahren könnten. Da kam der russische Kommissär, Iwan Beglow, noch einmal aus seinem Wagen heraus. Ich bedeutete ihm, daß wir hier helfen mußten, diese Menschen kämen von weither; ich zeigte ihm Dimitrys Karte; er runzelte seine Stirn.

„Wer führt euch?“ fragte er.

Da kam denn ein Mann heraufgeschritten, der ein Stück unterhalb am Bahndamm gestanden hatte, Pawel Petrowitsch, und sagte, daß er der Führer sei.

„Wer hat euch denn geschickt?“ fragte Iwan Beglow, „euer Dorfvorsteher? oder wer sonst?“

„Ich bin Dorfvorsteher in Najesow!“ antwortete Pawel Petrowitsch.

„So?“ fragte Iwan Beglow, „und diesen Weg seid ihr marschieret?“

„Diesen Weg“, antwortete Dimitry Schulz, „aber wenn er falsch gewesen wäre: nicht Pawel Petrowitsch hat uns geschickt, wir selbst faßten den Entschluß. Pawel Petrowitsch wollte uns zurückholen — und wir haben ihn nicht fortgelassen.“

Iwan Beglow gab sich mit dieser Erklärung nicht zufrieden.

„Wenn Pawel Petrowitsch euch ziehen ließ, so hat er keine

Macht über euch gehabt. Wenn er keine Macht über euch gehabt hat, wozu war er dann der Dorfvorsteher? Schlimmer noch: wenn er euch nachgefolgt ist und bei euch blieb, hat er die anderen Menschen in ihrer Not zurückgelassen. So oder so: Er hat seine Pflicht verleßt! Oder sag' ich hier etwas Fal-sches?“

Der alte, graue Worowst kam zitternd auf den Kommissär zu, seine linke Hand flatterte über die Hüfte. Leise sprach er: „Sie haben wohl große Macht, daß Sie so sprechen dürfen. Bedenken Sie, daß Pawel Petrowitsch auch nur ein Mensch ist. Wer könnte von sich sagen, daß er niemals in seinem Leben fünf hätte gerade sein lassen?“

„Das mag sein“, antwortete Iwan Beglow. „Aber wer für die neue Ordnung einsteht, darf sich nicht hängen lassen. Haben Sie einen Ausweis über sich, Genosse Petrowitsch?“

Pawel Petrowitsch kramte in seiner Rocktasche; er holte ein kleines Ledertäschchen heraus. Es stakten darin ein paar steife Pappstückchen, mit Stempeln und einem Bilde versehen. Die gab er dem Iwan Beglow.

„Alles in Ordnung“, sagte der, „aber es ist nicht in der Ordnung, daß Sie diese unglücklichen Menschen ziehen lassen, daß Sie selbst nicht in Najesow, wohin man Sie schickte, bis zuletzt aushielten. Ich weiß nicht, Pawel Petrowitsch, ob ich noch für Sie einstehen kann!“

Pawel Petrowitsch atmete schwer. Er dauerte mich, wie er nach einem Ausweg suchte, wie er seine Hoffnung entschwinden sah, wie er am Ziel zerschellte; aber er war nun einmal ein Beamter des russischen Staates, und es stand nicht in meiner Macht, ihn seiner Obrikeit zu entziehen, die ihn so schnell zur Verantwortung zog. Iwan Beglow nahm den Ausweis Pawel Petrowitschs und zerpfückte ihn vor seinen Augen in kleine Stückchen; jeder wußte von uns, was das bedeutete, und mir schien jetzt die Gelegenheit gegeben, für Pawel Petrowitsch zu bitten. Mehr zu tun, war nicht möglich.

„So sagte ich zu Iwan Beglow, dieser Pawel Petrowitsch sei nun kein Beamter mehr, ob man ihn nicht behandeln könne wie die anderen auch.“

Iwan Beglow sagte, er könne ihn nach Moskau bringen lassen; aber er stehe nicht dafür, daß er dort länger leben würde, als wenn er in Najesow geblieben wäre.

„Warum nicht?“ fragte Pawel Petrowitsch.

„Das Gebiet ist aufgegeben!“ antwortete Iwan Beglow.

„Aufgegeben? So war es uns bestimmt, umzukommen?“ fragte Pawel Petrowitsch.

„Wir können nicht alle Hungernden retten“, sagte Iwan Beglow, und er fuhr fort, es sei jedenfalls Pawel Petrowitschs Aufgabe gewesen, in Najesow auszuharren; er solle also dort-hin zurückkehren.

Nun sah Pawel Petrowitsch klar, und er ging schwerfällig über das Bahngleis zu Siodor Mourawjew. Er sagte, daß er mit ihm noch ein paar Worte sprechen müsse. Iwan Beglow erklärte, dagegen sei nichts einzuwenden.

Was er mit diesem Siodor Mourawjew sprach, konnten wir nicht hören, nur erraten; Siodor gab eine Waffe heraus, einen doppelläufigen Revolver. Mit dem kam Pawel Petrowitsch auf uns zu. Wir brauchten nichts zu fürchten, rief er, er werde den Marsch nach Najesow abkürzen. Es schien ihm ein Bedürfnis, noch allen die Hand zu geben, mir, den er lange mit traurigen Augen ansah, den Frauen Marfa und Lisaweta, in deren Händen er die seinen lange ließ, dem Stepan Worowst, der wegblickte, so daß niemand sein wahres Gefühl erriet, dem Dimitry Schulz und dem Kind. Iwan Beglow gab ihm keine Hand — er mußte auch diese Abweisung einstecken, dann sprang er den Bahndamm hinab. Er lief ins Feld, ohne sich noch einmal umzusehen. Dimitry wollte ihm die drei Brote aus dem Wägelchen bringen, Iwan Beglow hielt ihn zurück. Er meinte, sie würden das Brot noch selbst brauchen. Keiner verstand ihn, außer mir. Nun schauten sie alle dem Pawel Petrowitsch nach;

wenn einer so ins flache Feld geht, erscheint seine Gestalt bald nur noch daumengroß, aber auch dann ist sie noch gut sichtbar und nicht einfach wegzulöschen.

Jetzt aber bat der Oberstleutnant Stepan Worowst, daß man ihn in einen Eisenbahnwagen einsteigen ließe, er müsse sich wärmen und freue sich darauf. Wir hätten ihn vielleicht mitnehmen können, es war ja Platz genug da; wir wußten auch, daß der Zug nach wenigen Stunden einem Ameisenhaufen gleichen würde, wenn wir dem Wunsch des Alten nachkämen. Die Leute aus Najesow waren ja nicht die einzigen Flüchtlinge.

Jwan Beglow erriet meine Gedanken und zog mich beiseite und fragte mich, ob er den Flüchtlingen die Wahrheit sagen solle. War es wirklich die Wahrheit? Ich bat ihn, noch etwas zu warten. Die beiden Frauen hatten schon begriffen, daß etwas an der Rechnung falsch gewesen war und hockten auf den Schienen, sie umarmten sich und schwiegen. Ich hatte kein Recht mehr zu schwärzen, und sagte zu Dmitry Schulz, er möge mit seiner Landkarte einmal herkommen.

Dmitry kam. Ich sagte ihm, er sei ein Mann, er habe in seinem Leben vielen Kindern etwas Gutes und Hohes gelehrt, er möge aufmerksam zuhören.

Wenn ich Brot hätte, sagte ich, zwanzig Menschen durch den halben Winter zu bringen oder zehn durch den ganzen — was sollt' ich dann wählen?

Er antwortete, ich müsse eben die zehn wertvollsten retten.

Nun, fuhr ich fort, es hungerten dreißig Millionen; acht Millionen Kinder seien vom Tode bedroht. Diese dreißig Millionen brauchten vier Millionen Tonnen Getreide, das seien achttausend Eisenbahnzüge mit je fünfzig Wagen. Dreißig Millionen — wie soll ich da die Wertvollsten herausfinden? Wir dürfen nur die Menschen retten, die wir durch den Winter — den ganzen, nicht den halben Winter — hindurchbringen können.

Ich hatte das wohl nicht besonders laut gesagt, es war ja auch schmerzlich, das zu äußern — wenn mich zunächst keiner verstand, so deshalb, weil wir einen Schuß durch die Morgenstille hörten, und dann lag in der Richtung, in der der nur noch daumengroße Pawel Petrowitsch verschwunden war, auf dem dürren Felde ein kleiner, schwarzer Fleck. Jetzt wimmerten die Frauen, und Stepan Worowst lallte etwas daher.

'Dmitry', sagte ich, 'ihr gehört zu den zehn, die wir nicht retten können!' Dmitry, ein kleiner Lehrer aus einem Flecken hinterm Ural, begriff nun den Sinn meiner Worte; es zuckte ihm nicht einmal in den Mundwinkeln. Er rieb sich das Kinn mit der Hand und sagte: 'Das ist so gut wie ein Todesurteil. Aber der Mann, über dem der Stab gebrochen ist, hat doch wohl einen Wunsch frei?'

Ich antwortete, wenn es in meiner Macht stünde, werde ich ihm diesen Wunsch erfüllen.

Inzwischen hatte auch Stepan Worowst begriffen. Er murmelte undeutliche Worte, er krächte mit rauher Stimme, warum denn gerade für die Leute von Najesow kein Brot vorhanden sei?

'Väterchen', antwortete ihm Jwan Beglow, 'in dieser ganzen Welt ist nicht so viel Getreide aufzufinden, daß wir nicht die Hälfte der Hungerdistrikte veröden lassen müßten. Genauer: Diese wohlgeordnete Welt gibt so viel Getreide nicht her.'

'Wer rettet ihr denn nun?' schrie Worowst, und seine Stimme hatte nichts Menschenähnliches mehr. 'Wer wird dieses Vorzugs teilhaftig? Welche Beziehungen muß man zu dem neuen Herrn im Kreml haben? Was muß man dafür leisten?'

Es wäre sonst unklug gewesen, so etwas in Jwan Beglows Anwesenheit zu sagen, aber auch Jwan Beglow verstand die Raserei des alten Mannes. Er nahm die Landkarte, die Dmitry Schulz mitgebracht hatte, und zeichnete neue Linien hinein, ein großes Oval, das war das Hungergebiet. Dann

füllte er innerhalb seiner eine große Zone mit Kreuzen. Najesow lag innerhalb dieser Zone, das begriff der Oberstleutnant, wenn auch der Ort, in dem einmal sein Gutshaus gestanden hatte, bei dem großen Maßstab dieser Karte keinen Platz fand.

'Müssen denn alle umkehren, die hierher gewandert sind?' fragte mit einer wohlklingenden Stimme — ich habe das im Ohr behalten, gerade, weil man's nicht erwartet hätte — jenes Mädchen, das Marfa hieß. Jwan Beglow sagte, an den Bahnen seien Zufluchtsstätten errichtet; sie dürften nur so viel Leute aufnehmen, wie sie durch den Winter bringen könnten.

'Wir kommen also zu spät?' fragte das andere Mädchen, Lisaweta.

Ich hob hilflos die Hände.

Inzwischen schien Dmitry, der jedes dieser Worte vernommen hatte, mit sich selbst einig zu sein, er zupfte mich am Arm und zog mich von Siodor fort. Er sagte, Siodor dürfe seine Frage nicht hören: die Frage, ob man nicht ihm als einem vor den anderen Begnadeten das Leben schenken könne? Er, Dmitry Schulz, erbitte als ein zum Tode Verurteilter diese letzte Günst.

Jwan Beglow hörte das, er sagte zu Dmitry: Du bist kein guter Lehrer. Dmitry hob abwehrend die Hände gegen den Mann, der einen Strich durch sein zukünftiges Leben machen wollte, und mehr noch, durch das vergangene. Er schaute sich dann unter seinen Befährten um, sah den kleinen Lew und fragte mit einer Stimme, bebend im Ansturm des Gefühls: 'Soll dieser da, mein Schüler . . . soll Lew leben??'

Er lief auf ihn zu, hob ihn auf den Arm, küßte den Knaben, und Marfa und Lisaweta küßten ihn, Stepan Worowst und Siodor Moutawjen küßten ihn — doch Jwan Beglow wandte sich zu Herbert Patrick: 'Ich darf auch ihn nicht retten . . . aber wenn Sie ihn in England aufziehen wollten . . . in dem reichen Hause Ihrer Eltern . . .'

Als Herbert Patrick dem Knäblein die Hand gab, dem verhäimten, schüchternen und ausgehungerten Wesen, erblickten sich die Züge des Oberstleutnants Stepan Worowst, in seine hastigen Bewegungen kam die Ruhe zurück, seine Sätze wurden wieder deutlich vernehmbar: 'So sind wir nicht ganz umsonst marschiert!'

Jwan Beglow lief zwischen den Schienen auf und ab, er kreuzte dabei die Hände auf dem Rücken und streckte seinen Spitzbart vor, er war totenbleich anzuschauen und seine Augen sahen hinter der Brille leer und verlassen aus wie kleine Höhlen, in denen sich nicht einmal das Echo fangen kann. Schließlich gab er sich einen Ruck und fragte mich vor den Leuten, ob unsere Rechnung stimme, daß man wohl vier Distrikte über den Winter hinwegbringen könne, nicht aber ihrer acht?

Nun schauten mich alle an, auf meinen Lippen lag das Urteil über Tod und Leben, ich hatte mir nie angemaßt, Richter zu sein über die Menschen, schuldige und schuldlose; jetzt mußte ich richten, auf die Gefahr, gerichtet zu werden. Ich sagte also, es sei so, wie er sage.

Jwan Beglow besaß Anstand und Würde genug, mich nicht allein zu lassen, er ging zu Marfa hinüber, küßte ihr die Hand, indem er sich tief vor ihr neigte und sprach: 'Wir können euch nicht retten, wir dürfen's nicht.'

Marfa drohte zu fallen, er stützte sie. Dann gab es für eine Minute nicht mehr den Stepan, den Dmitry, den Siodor, nicht die Lisaweta und die Marfa, sondern ein einziges Tier aus Menschenleibern, aber dieses Tier hatte keinen Leib mehr, nur eine Stimme, und diese Stimme schrie. Sie schrie und schrie, und schaurig stieß der Klang in die weiße Dnis des Herbstes. Kein lebendes Wesen konnte diesen Schrei vernehmen, ohne bis ins Innerste zu erschrecken.

Jwan Beglow mahnte mich, den Zug wieder zu besteigen; ich schämte mich jedes Schrittes, den ich von diesen Menschen hinweg tat.

Damals ist es mir gelungen, ganze Völker gegeneinander auszutauschen. Hunderttausende Griechen in Kleinasien ließen Haus und Hof, Hab und Gut, weil die Türken den Halbmond gegen sie trugen. Die Inseln, die in den Lagen der Hellenen die Wiege Europas waren, Samos und Chios, wo ein roter Wein wächst, gleichen Termitenhügeln — nur, daß keine Insekten, sondern Menschen sich auf ihnen drängten. Ägypten und Bulgarien sandten ihr Mehl, Amerika speiste die Kinder; so harrten die Flüchtlinge auf das, was über sie beschloffen würde.

Damals, ich muß auch das noch sagen, traten die Griechen das trakische Land an die Türken ab; und wieder zog eine Wolke obdachloser Menschen aus der abgetretenen Provinz auf das Herz von Griechenland zu. Vielen befahl ich, umzukehren, damit sie die allzusehr verlassenen Felder noch beernteten. So retteten sie sich einen Teil ihrer Habe.

Wir haben die Mohammedaner in die Türkei geschickt und die Griechen in Griechenland angesiedelt; viele von den Flüchtlingen konnten auch zurückkehren; wir schafften nach und nach für zweihunderttausend Familien den eigenen Herd.

Ich sah diese Menschen auf den Molen der Hafenstädte liegen, in Schmutz und Krankheit, ich sah sie fliehen über die Mariza, elende, gepeitschte Menschen, ich sah sie auf den nassen Straßen schlafen — ich sah auch einmal ein Schiff von Menschen, die durch die Friedensverträge entredet und heimatlos geworden waren, hin- und hergeschickt von einer Küste an die andere, und keiner wollte die Passagiere aufnehmen, obwohl der Rumpf schon leckte und obwohl der Untergang nicht zu vermeiden schien — ich sah auch auf dem Land so viele Menschen, denen keiner eine Heimat wies, und ließ ihnen Pässe ausstellen — auf das Vertrauen hin, daß man in mich setzte: aber, obwohl ich das Elend sah, hundert- und tausendfältig, nichts war zu vergleichen jenen Minuten, die ich hinter Saratow noch durchleiden mußte, als die Leute von Rajesow nach ihrer langen, mühseligen Wanderung begriffen, daß auch Frithjof Nansen nicht der Mann war, der sie vor dem Hungertode retten konnte.

Eine Pfeife schrillte, der Lokomotivführer beugte sich aus seinem Häuschen vor und rief, wir mußten nun endlich weiterfahren, die Strecke sei frei, und hinter uns kämen Lebensmittelzüge. So rief er, er sagte damit nichts Falsches oder Herzloses, und so stiegen wir wieder in unsere Wagen, Herbert Patrick hielt den Knaben auf dem Arm, den er aus der Not retten durfte in dieses ungewisse Leben.

Ich saß nun wieder auf meinem Polster, ich dachte eine kleine Weile daran, sitzen zu bleiben und nicht an das Fenster zu treten, doch stieg wieder ein greller Schrei in den Morgen. Als ich mich zum Fenster hinausbeugte, fuhr die Maschine langsam an; ein paar Menschen liefen nebenher, als ob sie den Zug zurücktreiben könnten.

Der erste war Fjodor Murawjew, nun, noch war er der kräftigste von diesen Leuten. Es schierte ihn nicht, daß die Schwellen aus dem Ries der Bettung herausragten, er schien nicht zu spüren, daß er über Stein und Eisen stolperte, er lief und lief und wäre noch schneller gelaufen, hätte sich nicht einer an seine Bluse geklammert, das war der alte Stepan Worowst. Fjodor wollte ihn zuerst abschütteln, er hoffte wohl auf das Trittbrett springen und ins Innerste eines Wagens eindringen zu können, da war ihm der alte Mann nur ein Hindernis, und so schlug er ihn im Laufen, doch nahm der Alte geduldig — wenn man bei einem so schnellen Vorgang von Geduld reden darf — diese Schläge hin. Jetzt lief auch der Lehrer Dmitry, nicht oben auf der Schwelle, unten, wo sich der Bahndamm aus dem verkrusteten Acker hob. Dmitry hegte die Hoffnung, dort unten eher an der Seite des fahrenden Zuges aushalten zu können, sonst hätte er nicht so gehandelt.

Der Zug mochte zweihundert Meter gefahren sein, als

Fjodor Murawjew stürzte; es war verwunderlich genug, daß er überhaupt so weit kam. Er schlug hin in der Richtung unserer Fahrt, und mich dünkte zuerst, er sei unter die Räder geraten. Ich weiß bis heute, daß mir damals der Gedanke durch den Kopf schoß, der Tod unter den Rädern unseres Zuges wäre wohl das Beste für ihn. Nein, Fjodor Murawjew wurde, vielleicht von einem Trittbrett, seitwärts geschleudert und trudelte die Schräge des Bahndamms hinunter, neben und über ihm der alte Stepan Worowst. Dmitry sah dieses Paar, als er einen Blick zurückwarf, henunte seinen Lauf und kehrte um.

Ich beschloß nun doch, von dem Fenster zurückzutreten und mich zu setzen, Iwan Beglow saß schon da und hatte sich, über alle Regel unserer Fahrt hinweg, einen Wodka aus dem Arzneischrank reichen lassen. Ihr mögt es glauben oder nicht, in derselben Sekunde, in der ich mich niederlegen wollte, gab es einen Ruck von der Lokomotive her, die Bremsen knirschten, wir brauchten nicht bis zehn zu zählen, da stand die Lokomotive.

Sollte denn die Qual niemals enden? Nicht für uns? Nicht für diese armen Teufel? Wir hielten, da stellte sich bald heraus, weil ein paar Pferdeleichen auf dem Bahnkörper lagen. Hinter ihnen waren die Schwellen aufgerissen . . .

Es bleibt nur noch zu sagen, wie jene schwerste Stunde sich beschloß, damals auf den Schienen von Saratow, als unser Zug abermals anhielt, anhielt und zurücksetzen mußte, denn die Hungernden hatten die Schienen aufgerissen, damit kein Lebensmittelzug an ihnen vorüber in das Innere des Landes gelangen könnte. Wir mußten zurück, Schrittschritt für Schrittschritt, und mußten also auch mitansetzen, wie sich die Leute von Rajesow, dessen Chronik mir anvertraut war, mit ihrem Geschick abfanden. Die tapfersten — und so darf ich noch einmal an Eva zurückdenken — waren die beiden Frauen, Marfa und Lisaweta.

Sie rannten nicht neben dem Zug her, wie die Männer taten, sie blieben zunächst an der Stelle, an der wir mit ihnen gesprochen hatten. Langsam stiegen sie dann die Böschung des Bahndamms hinab. Sie taten ein paar Schritte hinaus ins Feld und schauten sich nach Stepan, Fjodor und Dmitry um. Fjodors Wunde war nicht groß; sie qualte ihn nicht so wie der Hunger. Der alte Stepan schien von Krämpfen durchwühlt, seine Arme ruderten hilflos in der Luft herum. Fjodor und Dmitry stützten ihn bis zu den Frauen. Die warteten dann nicht länger, sondern schritten den anderen voran, indem sie sich ihre Hände reichten. Nur um nicht auf der Stelle bleiben zu müssen, an der ihre Hoffnung gestorben war, zogen sie davon . . . etwa den Fußstapfen nach, die sie bei ihrem Herzmarsch in den Schnee getreten hatten. Obwohl sie jetzt noch einmal die Möglichkeit gehabt hätten, mit uns zu verhandeln, schauten sie sich nicht mehr nach uns um.

Der Winter fiel noch härter ein, er ließ seiner nicht spotten, ein scharfer Wind wehte über den Schnee, die fünf kamen nur Schrittschritt für Schrittschritt vorwärts. Noch glomm die Kraft in ihnen, die sie hergetrieben hatte über den Ural; diese Kraft mußte nach zwei, drei Tagen verlöschen. Ein Volk von Krähen ruderte durch die Luft, sie umhüllten einige Sekunden die Wanderer, dann flogen sie weiter. Die Krähen hatten gute Zeit, überall fanden sie Nahrung. Iwan Beglow saß über einem Merkbuch und schrieb sich allerlei auf, sein Kneifer war feucht, feucht war auch das Papier, er murkte darüber und gab sich härter, als er war. Herbert Patrick wiegte den geretteten Knaben auf seinem Schoß, er brachte ihm ein paar englische Worte bei, und wie sollte er's nicht, da Herbert doch nun einmal ein Engländer war und Lew einer werden sollte!

Als dann der Zug in eine große Kurve kam, verschwanden die fünf, die ohnehin zu einem Pünktchen zusammengeschrumpft waren, meinen spähenden Augen, ich konnte nicht unterscheiden, ob das hinten in der Ferne Krähen oder Menschen waren.“

Im innersten Kleinasien.

Ein
Sonderbericht
für
„Das Werk“
von
Dr. Paul Fickeler.

Mit
sechs Lichtbildern
des Verfassers.

Blick auf die
Kurschunlu-Moschee
in Nevschehir.



Dr. P. Fickeler hat im Herbst 1934 zusammen mit Dr. W. Leimbach während einer viermonatigen geographischen Studienreise Kleinasien von Izmir (Smirna) im Westen bis zur Festung Kars, im ehemaligen Armenien, im Osten und von der Mündung des Rızıl Irmağı (Halys) im Norden bis zum Mittelmeerhafen Mersina (Kilikien) im Süden auf einem Wege von 8000 Kilometer kreuz und quer durchreist. Dabei hat er westlich der Stadt Kayseri, dem Caesarea Cappadociae des Altertums, auch die trockensten Steppenlandschaften des innersten Hochlandes in rund 1000 Meter Mittelhöhe, wo der salzigste See der Erde in weltverlassener Einsamkeit ruht, durchquert. Diesen Reiseabschnitt schildert der folgende, eigens für „Das Werk“ geschriebene Aufsatz.

Die abenteuerlich zerschnittene Luffdeckenlandschaft um Ürgüp, westlich der Stadt Kayseri, liegt hinter uns. Nun wandern wir, Ende November, auf dem Rücken der höchsten Luffdecke westwärts weiter durch herbstlich kahle Fluren. Ihr duftiger Teppich aus mattgelben Weizenstoppelfeldern breitet sich bis an den Fuß der Bergmauer aus dunklem Vulkanestein im Süden aus. Dann umfängt uns wieder das herbstliche Olivbraun der Reben- und Aprikosenbaumfelder.

Die Bergstadt Nevschehir.

Als wir nach einiger Zeit eine leichte Geländewelle überschreiten, taucht an der Wegebiegung plötzlich und unerwartet

ein Landschaftsbild auf, das uns freudig überrascht halten läßt. Eine ausgedehnte Bergstadt nahe vor uns wendet uns ihre prächtige Schauseite zu: Nevschehir! Ihre stattlichen weißen Steinhäuser mit den hohen Rundbogenfenen und Fensterfluchten wirken wie Paläste. Stufenartig steigen sie eins über das andere den Bergkegel hinauf, dessen Haupt der Kronreif einer Burgruine ziert. Wie Ausrufungszeichen streben schlanke Gebetstürme zwischen ihnen nach oben. Auf niedrigem Hange gleitet die Häusermasse weit nach Norden hinab. Dieses festliche Bild wird noch gesteigert durch die fruchtbare Talau, welche das helleuchtende Häusermeer im Vordergrund dunkelgrün untermalt. Auf künstlichen flachen Bewässerungsterrassen reihen sich hier Felder an Felder, alle

schachbrettartig in Rechtecke unterteilt, die zum Teil schon dunkelbraun zerpflegt oder aufgehackt und durch Wasserfau-
reihen sauber gestreift, zum anderen Teil schon wieder frisch
übergrünt sind von herblichem Futtertlee.

Erwartungsvoll durchschreiten wir diesen fruchtbaren
Grünstreifen mit seinen vielen Obst- und Walnussbäumen
und schlanken Pyramidenpappeln. Bald haben wir das
Weichbild der Stadt erreicht und in einem Han, das heißt
Ausspannhof, freundliche, wenn auch nicht gerade saubere
Unterkunft gefunden.

Ein Gang durch diese Bergstadt bietet mancherlei reizvolle
Stilleben und Blicke durch Höfe und Gassen nach oben und
unten. Hier erscheint plötzlich die Burgruine im Rundbogen
eines Hoftores, dort wieder bleiben wir entzückt stehen; denn
rechts unten, in dem schwarz beschatteten schmalen Spalt
einer Häusergasse, wächst neben der blaugrauen Kuppel der
Kurschunlu-Moschee im gleißenden Licht der südlichen Mittags-
sonne der weißgelbe schlanke Gebetsturm (Minarett) wie ein
zarter Knospentengel in den blaßblauen Himmel. Hohe
Pyramidenpappeln säulen neben ihm im Wettbewerb empor,
jene grünen lebenden „Türme“ Anatoliens, die alle Sied-
lungen kennzeichnen. Möglicherweise haben diese Pappeln
dem osmanischen Minarett einst als anregendes Vorbild
gedient! Die waagerechte Ebene dahinter verschwimmt in der
Ferne im mattblauviolettten Steppendunst. Das Ganze ein
ungemein duftiges Pastellbild, doppelt zart wirkend in dem
schweren dunklen Rahmen.

Vor Sonnenuntergang steigen wir noch zur Burgruine
hinauf. Von einem der vier runden Ecktürme der Burg, die
aus demselben schwarzen Vulkangestein gebaut ist, das den
Stadtberg unterlagert und zugleich als Straßenpflaster dient,
schweift der Blick weit über Stadt und Land. Der östliche
Talhang ist hoch hinauf mit terrassierten Nebgärten bedeckt
und erinnert irgendwie an das Maintal. Die fruchtbare
Lalauwe setzt sich scharf dagegen ab und ist ganz erfüllt von
bewässerbaren, mauerumzogenen Feldern und Gärten. Als
die Abendröte den seltsam schönen Flachfegelberg des Hırka
Dagi (1670 Meter) überglüht, tasten wir uns wieder in die
Stadt hinab.

In ihr spiegelt sich die Wirtschaft der Umgebung in den
vielen Maisröstereien mit Handbetrieb, in den Läden mit
schwarzen Rosinen und getrockneten Aprikosen und den Koch-
salzklumpen aus dem Salzbergwerk Tuzköy, das heißt „Salz-
dorf“, im benachbarten Steppentale des Kizil Irmağ oder
Halys wider.

Im einfachen Speisehaus essen wir, wie immer, echt tür-
kisch und landesüblich zu Abend. Wir bemühen uns, die ver-
schiedensten Landschaften und Jahreszeiten dieses Landes auch
durch ihre jeweilige Speisekarte kennenzulernen. Sämige
Hammelhirsnsuppe eröffnet den Reigen. Dann folgen die
in ganz Kleinasien im Herbst so geschätzten „Etli lahna
sarmasi“, das heißt „Fleisch-Kohl-Wickel“, mit gehacktem
Hammelfleisch gefüllte und geschmorte Weißkohlrollen; sie
sind mit Paprika meist kräftig durchpfeffert, daß der Gaumen
noch einige Zeit nachflammt und die Darmschädlinge vernichtet
werden. Dieser Brand wird dann gelöscht durch gekochtes
Obst: Birnen, Äpfel oder köstliche Quitten mit sehr viel Saft,
die in diesem obstreichen Lande in vollgefüllten Suppentellern
zum Glück reichlich gereicht werden. Solch ein Essen ist
schmackhaft, gesund und — obendrein sehr preiswert.

Im Zimmer unseres Ausspannhofes führen wir bei der
einseitig wärmenden Glut eines Holzkohlenfeuers, das einem
eisernen Becken, dem „Mangal“, entstrahlt, im Scheine einer
kimmerlichen Steinölampe noch lange Tagebuch. Als wir
um Mitternacht einmal auf die Altane hinaustreten, nimmt
uns ein zauberhaftes Bild gefangen. Der Vollmond über-
gießt die linke hohe Hofseite mit bläulich-weißem Licht. Ihre
Säulen, Bogen und Streben werfen schwarze Schlagschatten

auf die Rückwand. Die anderen Hofseiten sind in Dunkel
getaucht und durch verschiedene Lömnng belebt. Aus allen
Vertiefungen gähnt hohl die Finsternis. Tagsüber voll
lärmendem Leben, webt hier nun nächtliche Stille und seltsam
magischer Zauber, wie in einem morgenländischen Märchen.

Zur Pappelstadt Akşaray.

Am nächsten Tage besuchen wir die neue Mittelschule, in
welcher die männliche und weibliche neutürkische Jugend ge-
meinsam erzogen wird. Mit dem stellvertretenden Leiter, einem
Zeichenlehrer, der in Deutschland studiert hat und dieses be-
wundernd verehrt, unterhalten wir uns über alte und neue
türkische Kunst.

Dann machen wir einen Lastkraftwagen ausfindig, der uns
von Nevşehir südwestwärts nach Akşaray mitnehmen will.
Ohne allzu langes orientalisches Feilschen sind wir diesmal
bald über den Fahrpreis für den Platz neben dem Wagen-
führer handelseinig. Über eine ebene, von Lavablöcken über-
säte Stoppelfelderhochfläche steuern wir geradenwegs auf den
schön geschwungenen Doppelkegel des erloschenen Vulkans
Hasan Dagi zu. Als weithin sichtbare Landmarke zeigt er die
Wegrichtung ständig an. Zuweilen fahren wir an Hügel-
rücken, denen gelegentlich stumpf- bis spitzwinklige Vulkan-
kegel aufgesetzt sind, vorbei. Wir durchqueren Dörfer, deren
Häuser, aus Bruchsteinen gefügt, nur zwei Meter Höhe
erreichen und halb in den Erdboden eingesenkt sind. Ihre
Flachdächer aus gestampftem Lehm überhügeln gewaltige
Heu- und Strohhaufen, die besonders im strengen inner-
anatolischen Winter gegen Kälte schützen und die außerdem
vor Viehfraß gesichert sind. Sie sind stellenweise von hohen
Weidenbäumen und Nebgärten mit Aprikosenbäumen um-
geben. Dann herrscht wieder die blockübersäte weite Felder-
steppe, die etwas an den Hochwestwald erinnert; über sie
fährt unser Lastkraftwagen stellenweise mit vierzig Stunden-
kilometer dahin. In Agzy Kara Han überrastet uns der
große Quaderbau eines alten Han mit dem prachtvollen
Nezwerkgestirn, dem sogenannten „Stalaktitenportal“
der mit Recht so berühmten feldschukischen Baukunst; zu ihm
steht das heutige ärmliche Steppendorf mit seinen Weiden-
bäumen und einigen Walnussbäumen in schroffem Gegensatz.
Große Schaf- und Ziegenherden bezeugen die Haupt-
erwerbsquelle seiner Bewohner.

Als nach Sonnenuntergang goldgelbe und zinnoberrote
Federevölkchen den pfirsichfarbenen Himmel überflammen,
schraubt sich unser Wagen in Windungen den zerschnittenen
Randhang zur Tuz-Göllu-Senke hinunter und fährt auf eine
große Baumoaase zu, aus der ein Meer von Lichtern flimmert:

Akşaray!

Wir sind verblüfft. Wir haben ein ärmliches Steppennest
erwartet und fahren nun in eine Stadt mit zum Teil neuen,
stattlichen Bauten ein, alle versteckt in einem riesigen Wald
schlanker Pyramidenpappeln, ganz ähnlich der Stadt
Sivas. Und dazu noch elektrische Straßenbeleuchtung! Raum
haben wir uns von unserem Erstaunen erholt, als uns einige
Türken im Triumphzuge schon zu dem Leiter des Kraftwerkes
geleiten, einem freundlichen Wolgadeutschen, der mit seiner
Frau seit Jahren dort wohnt. Hoherfreut über diesen unge-
wohnten Besuch deutscher Landsleute, nehmen sie uns, trotz aller
unserer Warnungen vor unseren recht „lebendigen“ Kleidern,
so gastfreundlich auf, daß wir uns bald wie zu Hause fühlen.

Akşaray ist in Folge seines Süßwasserreichtums nicht nur
eine Schwemntegeloaase aus hunderttausend Pappeln, die hier
in regelrechten Pflanzungen zu fünf- bis sechshundert
Stück als Bauholz gezogen werden; es ist auch eingebettet
und durchgrünt von fruchtbaren Gemüse- und Obstbaum-
gärten, in denen Äpfel, Birnen, Maulbeeren, Walnüsse und
Reben gedeihen.



Marktplatz in Aksaray.

Alle diese Vorzüge machten Aksaray von jeher zu einem gesuchten Platz. Schon im Altertum war es als Archaia berühmt, später erlebte es eine neue Blüte in der byzantinischen und noch mehr in der seldschukischen Zeit, wo es eine der bedeutendsten Städte des Sultanats Konium war und wahrscheinlich als Sommeritz der Sultane aus der viel heißeren Hauptstadt Konya diente. Denn Aksaray bedeutet „das weiße Schloss“. Heute ist Aksaray eine freundliche Landstadt mit rund zweitausend Wohnhäusern und 8500 Einwohnern (1936). Seit dem Jahre 1926 besitzt die Stadt ein von Deutschen erbautes elektrisches Kraftwerk mit einer Getreidemühle. Stattliche neue Regierungsgebäude, eine große neue Mittelschule und ein Krankenhaus und viele neue Wohnhäuser, aus rosagrauem Luffstein mit zinnoberroten stumpfwinkligen Pyramidendächern, ragen aus dem Hellgrün der Pappeln hervor, die besonders auffällig die Grundstücke begrenzen.

In schroffem Gegensatz hierzu steht der weiträumige alte Marktplatz mit seinem lebhaften Treiben. Die großen Lehmkastenhäuser, ockerfarben, mit weißgeränderten Fenstern, bedecken Flachdächer, die mit Pappelstämmen, Schilfmatten, Reisig und schließlich mit Lehm gedeckt sind. Sie alle überragt ein sehr hoher, sandfarbener Gebetsturm mit zwei Rundgängen für den Gebetrüfer, den Muezzin, der fünfmal am Tage von dort oben seinen Gebetgesang über die Umgebung ertönen läßt. Gruppen von Lastdromedaren, einhöckerigen Kamelen, lagern dort zusammen mit ihren kleineren Kollegen, den zierlichen, schwarzen Last- oder Reiteseeln, alle bedeckt mit bunten, meist dunkelrot gestreiften Decken. Das Ganze überspannt ein hier nicht allzu häufiger, dunkelgrau-blauer Wolkenhimmel — ein malerisches Bild, das an die Morgenlandgemälde eines Oswald Achenbach erinnert.

Die Dromedare liegen meist unbeweglich und würdevoll, vielfach wiederkäuend. Zuweilen aber erfüllen sie den ganzen Ort mit dumpf orgelndem Gebrüll, das sich steigern kann bis

zum angstvollen Schreien von Schweinen, denen das Schlachtmesser an der Kehle sitzt. In Karawanen von zehn bis zwanzig Stück, gelegentlich auch bis zu dreihundert, ziehen die Dromedare aus der ganzen Umgebung des Tuz Gölü nach Aksaray zum Markt. Dem Lastkraftwagen gegenüber haben sie sich in Kleinasien nur dort noch siegreich behaupten können, wo der Gesichtspunkt Zeit keine Rolle spielt.

Zwischen den hohen Weizenkegeln, die auf dem offenen Marktplatz unter freiem regenlosem Sommer- und Herbsthimmel dieser Binnenlandschaften aufgehäuft und gegen nächtlichen Diebstahl durch eingedrückte Zeichen und Ziffern gesichert sind, bewegen sich Männer und Frauen mit dem Hirtenmantel, dem „Kepenek“, aus weißem oder, seltener, schwarzem Schafswollfilz, der sich infolge seiner Dicke, Steifheit und Armellosigkeit dem Körper nicht anschmiegt, so daß seine Träger wie große wandelnde trapezförmige Bretter wirken. Diese der Landesnatur Kleinasiens vortrefflich angepassten Mäntel sind sehr leicht und preiswert, schützen vor Hitze und Regen und lassen sich infolge ihrer Steifheit beim Übernachten im Freien zugleich als sehr praktische „Einmannzelte“ aufstellen, und zwar mit der Öffnung nach der dem Winde abgekehrten Seite. Die weißen Kepeneks schmücken auf der Vorderseite allerlei schwarze oder blaue Figuren, besonders häufig diejenige des Sechspeichenrades, vielleicht das Gottesymbol des altarabischen Orients; zuweilen sind über diesem Zeichen noch hufeisenförmige und darunter noch andere Sinnzeichen angebracht, die heute meistens wohl mehr als Abwehrzeichen gegen den „bösen Blick“ dienen mögen, ähnlich wie die überall in Kleinasien verbreitete Abwehrfarbe Hellblau.

Der Süßwasserstumpf der Umgebung von Aksaray bietet Watvögeln solch reichliche Nahrung, daß in der Stadt und deren Umgebung alljährlich Hunderte von weißen Störchen nisten, die ihre Nester hier auf Bäume oder Häuser bauen



Bauernfrauen im buntbewalkten Schafswollfilzmantel auf dem Marktplatz von Aksaray.

und auch von den islamischen Türken als heilige Vögel gern gesehen und geschützt werden. Im benachbarten Ort Artakan sollen sogar Tausende nisten! Leider bieten die gleichen Sumpf- und Schilfflächen allzu gute Lebensmöglichkeiten auch der Anophelesmücke, so daß 80 bis 90 v. H. der Bewohner unter Malaria leiden. Die neue Regierung hat aber durch eine eigene Malariaforschungs- und -heilstätte und sonstige Maßnahmen den Kampf gegen diese Geißel mit großer Latkraft aufgenommen.

Ausflug zum Fuß des Hasan Dagi.

Bei warmem Strahlungswetter wandern wir von Aksaray südostwärts durch olivbraune Binsbüschelsteppe auf den Vulkan Hasan Dagi zu. Ein kleiner Hain aus Silberweiden, die mit ihrem weißgrünen Laub viele Landschaften Kleinasiens kennzeichnen, bringt Abwechslung auf dem Wege. Jenseits der Sumpfstreifen im Süden weiden große Herden von Rindern und schwarzen Wasserbüffeln und lange, weiße Streifen dicht aneinander gedrängter Fettschwanzschafe und Ziegen. Immer näher kommt jene steile Gesteinsmauer, deren oberer Rand etwa 250 Meter über dem Boden der Luz-Bözü-Senke liegt und mit 20 Meter Höhe senkrecht abbricht. Von unten bis oben baut hier den ganzen Beckenrand ein grauweißes Ergußgestein auf, das sich, senkrecht zur ehemaligen Abkühlungsfläche, säulenförmig abgesondert hat, ähnlich dem Basalt. Ganz oben, unterhalb der Steilwand, dicht am Fuß der mächtigen Blockhalde, schmiegt sich das Dorf Akhisar, türkisch „Weißburg“, an. Seine niedrigen Flachdachhäuser sind aus dem gleichen Gestein erbaut und in Form und Farbe ihrem Hintergrunde derart angepaßt, daß wir es erst wahrnehmen, als wir dicht davorstehen. Die Mauern der Häuser sind lose gefügt und mit kleinen Fenstern versehen,

die zugleich als Schießscharten dienen. Auch hier lagern Heu- und Strohhaufen auf den Flachdächern.

Von hier zieht es uns weiter zu jener ausgedehnten schwarzen Lavadecke, die vor nicht allzu langer Zeit vom Hasan Dagi nach Nordwesten geflossen ist und die kleineren Vulkankuppen, die den Hauptvulkan umgeben, umströmt hat. Wir klettern auf die Stirnwand des Lavablockmeeres. Das dicke, schwarze, basische Ergußgestein mit seinen vielen Olivinkristallen und Hohlräumen ehemaliger Gasblasen bricht splittig und mahnt beim Herumklettern zur Vorsicht. Überall sieht man noch die ehemalige Fließbewegung und zerspringende Erstarrung dieser früher flüssig-zähen Masse anschaulich vor sich.

Von der Oberfläche dieses wüstenhaften Lavablockmeeres bietet sich ein schöner Blick auf die Nordseite des Hasan Dagi. Er ist eigentlich ein kleines Vulkangebirge, dessen Westende sich zu dem ebenmäßig ansteigenden Doppelkegel empor-schwingt. Mit seiner stattlichen Höhe von 3250 Meter und allseitig freien Lage beherrscht er die Hochsteppenlandschaften Innerkleinasiens weit im Umkreis. Seine Gipfel und Flanken sind jetzt, Ende November, nordseitig tief hinab mit Neuschnee bedeckt, der ihn unter dem zartgrünblauen Seidenhimmel wie ein Hermelinmantel umfließt. Die schrägen Strahlen der Spätnachmittagssonne lassen den Schneemantel leuchten in gelblichem Weiß, das hellblaue Regen- und Lawinenrinnen durchrillen. Der Bergkegel läuft aus in einen jetzt rotviolettten Fuß, den die davorliegenden rotbraunen Jungvulkane überkuppeln. Die Wirkung dieses Bildes wird noch gesteigert durch seinen Gegensatz zu dem unruhigen blauschwarzen Lavafeld im Mittel- und Vordergrund. Seine wilde Zerrissenheit in mannigfachste Kleinformen, in Blockfelsen, Riesenbrotkrusten, zerplante Aufquellungen, Zwergkuppen mit dazwischenliegenden ebenen Flächen, die teilweise



Das Bergdorf Akbisar.

braune Äcker bedecken, weckt Erinnerungen an die Mondoberfläche. Dieses inneranatolische Landschaftsbild, überhaucht von den milden Farben der Abendsonne, atmet jene Zartheit, die ostasiatischen Landschaftsbildern so häufig eigen ist.

Aber es wird Zeit für den Rückmarsch nach dem 17 Kilometer entfernten Akfaray. Das letzte Abendgrün ertrinkt im Westen in der sternfunkelnden Hochlandnacht. Vor uns im fernen Dunkel flimmert das elektrische Lichtermeer unserer Pappelstadt, über dem das Rundganglicht des höchsten Gebetrufsturmes wie der Abendstern schwebt. Denn jetzt, im islamischen Fastenmonat Ramazan, leuchtet von allen Minaretts der mohammedanischen Welt das Licht Allahs und seiner Verheißung!

Nach drei Stunden kommen wir müde und hungrig bei unseren Gastgebern, die schon ein wenig in Sorge um uns waren, an.

Neutürkischer Unterhaltungsabend mit Tanz.

Unseretwegen haben sie für heute Abend einige bekannte Herren der Gesellschaft von Akfaray zu sich ins Haus geladen, und zwar mit deren — unverschleierten Damen! Dies klingt für europäische Ohren zwar nicht weiter verwunderlich, jedoch keineswegs ebenso für den Mohammedaner.

Zerfällt doch in allen islamischen Ländern das gesellschaftliche Leben in zwei völlig getrennte Hälften: in das öffentliche außerhalb und das private Gesellschaftsleben innerhalb des Hauses. Dieses bleibt für die fremden Männer auf die Empfangsräume, den „Selamlık“, und für die Frauen ausschließlich auf die Frauengemächer, den „Haremlik“ — Harem allein bedeutet im Türkischen lediglich „Chefrau“ oder „Gattin“! — beschränkt. Kein Mann darf den Haremlik seines Freundes oder gar Bruders betreten, und selbst eine gut gemeinte Erkundigung nach dem Wohlergehen der Gattin eines anderen gilt als grober Verstoß gegen gute Sitte und

religiöses Gebot! Alle anderen Frauen außer der eigenen sind für einen islamischen Mann einfach nicht vorhanden; höchstens darf er sich vorsichtig erkundigen, wie es denn der „Familie“ ergehe. Aus diesem Grunde ist auch der gemeinsame Tanz der Geschlechter im Verbreitungsgebiet des Islam unbekannt, und Männer und Frauen tanzen jeweils für sich getrennt. Gegen diese restlose Ausschaltung der Frau aus dem öffentlichen Leben durch Verschleierung in jeder Form, durch Gesichtsschleier außerhalb des Hauses, durch das Holzgitterfenster im Hause und durch den Frauenraum nochmals innerhalb des Hauses, hat die neue Türkei ihren vielleicht schwersten und erbittertesten Kampf geführt und führt ihn noch. Aber sie ist, wenn auch schrittweise und taktvoll, zielbewußt und unerbittlich darin vorgegangen und hat die weibliche Jugend durch deren vielfach gemeinsame Erziehung mit der männlichen in Gemeinschaftsschulen zum großen Teil schon für sich gewonnen. Die Frauen der Beamten wurden zum Beispiel durch höheren Befehl ihrer vorgelegten Behörden mehr oder weniger sanft dazu gezwungen, dem Volke mit gutem Beispiel voranzugehen.

Da wir über diese Rolle der Frau im Leben der alten Türkei gut unterrichtet waren und ihre heutige freiere Stellung im neuen Staate in den größeren Städten schon kennengelernt haben, sind wir auf die bevorstehende Hausunterhaltung in diesem entlegenen Provinzstädtchen doppelt gespannt.

Während mein Fahrtgenosse Leimbach und ich dem üppigen Mahle noch kräftig zusprechen, kommen die Gäste schon angerückt, der Arzt, Apotheker, Mittelschullehrer, Richter, Landjägerhauptmann und einige andere; alle mit ihren unverschleierten Gattinnen oder Schwestern.

Bald ist die Unterhaltung auf deutsch, französisch, russisch und türkisch im Gange. Der fließend französisch sprechende Apotheker hat, außer seiner arabischen Frau und seinem ihr ähnelnden Sohn, ausgewählte Schallplatten mit guter



Am salzigsten See der Erde.

alttürkischer Musik mitgebracht und führt uns schöne Lieder und Musikstücke vor. Dazu gibt es übersüßes türkisches Gebäck und reichlich guten einheimischen Most, der unbeschadet des islamischen Alkoholgenussverbotes diese freireligiöse Gesellschaft in die fröhlichste Laune versetzt.

Bald werden auch Tanzplatten aufgelegt, meist Ein- oder Zweischritt Tänze, wozu auch wir die sich durchaus nicht zierenden türkischen Damen sitzsam nach Alter und Rang auffordern. Sie bewegen sich leidlich nach dem ihren Ohren noch wenig gewohnten Takt. Als dann aber ein Walzer kommt, wozu ich mir die hübsche Gattin des Hauptmanns geholt habe, gibt es doch ein wenig Durcheinander und Auf-die-Schube-Treten, diesmal allerdings mehr von seiten der noch ungeübten türkischen Schönen. Wir ziehen es daher vor, geradlinig fortschreitend weiterzutanzten. Als ich den Hauptmann um die Erlaubnis bitte, seine unverheiratete junge Schwester auffordern zu dürfen, lehnt er höflich lächelnd ab: „Das geht hier vorerst noch nicht!“ Spät in der Nacht findet diese gefellige Unterhaltung ein Ende. Solch ein Tanzabend gilt, besonders in bezug auf die alte Türkei, geradezu als umstürzende Neuerung und Kühnheit, worauf die hier versammelten Vertreter der fortschrittlichen Gesellschaft von Akkaray nicht wenig stolz sind. In der Tat zeigt dieser Abend, wie kaum eine andere Erscheinung, welcher grundsätzlicher Wandel im gesellschaftlichen Leben und Denken der neuen Türkei, selbst in entlegenen Orten des Reiches, sich stellenweise schon angebahnt hat.

Zum salzigsten See der Erde.

Als nach tagelangem Warten sich endlich eine Fahrgelegenheit von Akkaray in nordwestlicher Richtung bietet und wir am 30. November im Lastkraftwagen auf zerfahrenem Steppenwege vollen, steigert sich unsere Erwartung von Stunde zu Stunde. Denn wir kommen dem Spiegel des großen Salzsees, des Tuz Gölü, im Herzen des trockensten Hochanatolien, immer näher. Auf sein Erleben haben wir uns seit langem schon ganz besonders gefreut. Von weitem schon leuchtet der weiße Salztstreifen, der den blaugrünen, winterlichen See umgürtet, wie ein riesiger Kreidestrich. Als wir an dem inneren Winkel jener Bucht ankommen, welche die von Norden hereingreifende Halbinsel Uda bildet, verlassen wir das einengende Wagengefängnis mit unserem leichten „Sturmgepäck“.

Wir stehen nun in der trockensten und scheinbar eintönigsten Landschaft des innersten Kleinasien. Die ebene oder nur ganz leicht gewellte herbstlich-olivbraune Wermutkrautsteppe wird hier zur Zeit von einem 300 Meter breiten Ufergürtel aus blaugrauem Ton, dann von einem ebenso breiten Gürtel

aus reinem Kochsalz durchzogen. Dahinter blaut der See. Lange Karawanen von Lastdromedaren ziehen wie Perlschnüre von Zeit zu Zeit an uns vorüber, alle mit dem kleinen Leitesel als Schrittmacher an der Spitze. In wiegendem Paßgang schreiten sie alle dahin, mit weichen Sohlenballen über weichem Steppenboden, leicht und unhörbar. Der Bug ihres geschweiften Halses durchgleitet würdevoll die Steppenluft, und der Blick ihrer großen dunklen Sammetaugen ruht im Grenzenlosen. Zuweilen halten sie, beugen den Kopf zum Boden und rupsen wohlriechenden, nahrhaften Wermut. Sie passen ausgezeichnet in diese Landschaft hinein, diese „Schiffe der Wüsten und Steppen“.

Bald haben wir auch eine Stelle gefunden, wo wir den unheimlichen, nassen Ufermorast und den halbtrockenen, weichen Longürtel überqueren können. Dann tasten wir uns vorsichtig auf den Salzgürtel selber vor, dessen äußerer Rand nur blattdünn ist und unter unseren Füßen wie Glas zerbricht; seewärts wird er jedoch allmählich dicker und trägt uns schließlich gut. Wir rücken soweit wie nur eben möglich bis an das Wasser vor und schlagen mit dem Geologenhammer die Salzdecke auf. Ihre größte Dicke beträgt hier nur fünf Zentimeter. Darunter gähnt dunkelgraublauer bis schwärzlicher, zäher Salztönschlamm. Die Decke ist aus großen Salzkristallen zusammengefügt, deren Flächen im Sonnenschein aufblitzen und ihr einen milden Seidenglanz verleihen. Man glaubt, auf der dünnen Eisdecke eines Sees zu spazieren, jederzeit gewärtig, einzubrechen. Wir atmen daher erleichtert auf, als wir wieder festen Boden unter den Füßen fühlen.

Salzsee im Winter — Salzwüste im Sommer.

Aber nur im Winter, wenn die herbstlichen und winterlichen Niederschläge und Zuflüsse seine flache Riesenwanne einen halben bis einen Meter hoch mit Wasser auffüllen, ihm hierdurch eine größte Länge von etwa 80 Kilometer und eine größte Breite von etwa 25 Kilometer verleihen, ist er ein See. Mit rund 1700 Geviertkilometern wird seine Wasseroberfläche dann dreimal größer als diejenige des Bodensees. Infolge seines hohen Salzgehaltes fehlen dem Tuz Gölü alle Wassertiere und auch die von ihnen sich ernährenden Wasservögel völlig. Aus demselben Grunde friert er, trotz der kontinentalen Winterkälte, niemals zu. Das tiefblaue Niesenauge dieses unvergeßlichen Landschaftsgesichtes leuchtet immer offen in den Winterhimmel Hochanatoliens!

Wenn im Sommer die Zuflüsse versiegen und die kräftige Sonnenstrahlung die Verdunstung gewaltig steigert, dann schrumpft der Salzsee immer mehr zusammen auf einige kleinere Seen und Lämpel, deren Wasser sich allmählich zu einer Sole mit 32 v. H. reinem Kochsalz anreichert und dieses



Der erloschene Vulkankegel Hasan Dage (3250 m).

zum weitaus salzigsten See der Erde macht! Das dafür so berühmte tote Meer mit nur 22 v. H. bleibt weit hinter ihm zurück. Schließlich trocknet der größte Teil des flachen Seebodens aus, und der winterliche Salzsee, der „Tuz Gölü“, verwandelt sich zur sommerlichen Salzwüste, zur „Tuz Tschölü“! Beide Namen sind daher gleichberechtigt und bezeichnen lediglich zwei verschiedene jahreszeitliche Zustände ein und desselben Landschaftsraumes.

Das Kochsalz des Sees ist Eigentum des türkischen Staates und wird besonders am Südufer bei Tassun planmäßig im großen ausgebeutet. Staatliche Wachtposten mit dem schwarzen Kepenek, auf flinken Pferdchen, bewachen seine begehrten Salzufer.

Inzwischen ist es Spätnachmittag geworden, und wir ziehen nach Kotschhisar weiter. Der Tuz Gölü lächelt nun in lichtigem Blaugrün aus weißem Salzrahmen, umwiegt von Hügelwellen, die in zartem Lila und Ocker erblühen, durchgliedert von dunkelblauen Nissen — ein liebliches Bild innerasiatischen Steppenfriedens. Ein kurzer Frühling nur verzaubert diese olivbraunen Steppen für einen Bruchteil des Jahres in eine Blütenlandschaft. Dafür verwandeln aber alle Tage, wenn die aufgestiegene Warmluft, mit feinstem Steppenschaube beladen, das Licht des gesunkenen Tagesgestirns in leuchtendem Farbenfächer entfaltet, die prächtigen Sonnenuntergänge in vielfacher Wandlung diese welt-einsamen Gegenden geradezu in eine einzige riesengroße Landschaftsblüte selber. Die unerschöpfliche Phantasie der Natur ertönt hier in immer neuen Farbensymphonien!

Von Kotschhisar aus durchstreifen wir, fürsorglich begleitet von einem Landjäger mit Gewehr, zwei Tage lang das Nord-

ufer des Tuz Gölü. Auf der in den See weit vorspringenden Halbinsel Uda besteigen wir den höchsten Hügelrücken und genießen aus hundert Meter Höhe einen umfassenden Rundblick auf den winterlichen Salzsee und dessen Umgebung.

Selbst hier ist in den unteren Lagen noch etwas Weizenbau möglich. Die höher gelegenen trockenen Steppenhügel überweiden große Herden weißer Fettschwanzschafe und Ziegen. Das Läuten ihrer Halsglocken paßt gut hierzu, ebenso wie die Hirten im weißen Schafswollfilzmantel, dem Kepenek, die sie gegen räuberische Wölfe schützen müssen.

Im Fremdgastzimmer, dem „Müsafir odasi“, dieses kleinen Dorfes erleben wir wieder einmal die berühmte alt-türkische Gastfreundschaft, die „Müsafir perverlik“, in schönster Weise. Mit untergeschlagenen Beinen, im orientalischen Hochsitz auf Polstern am Boden, genießen wir Hungrigen ein schmackhaftes Mahl aus Suppe, Hühnerbraten mit gefettetem Reis, dem „Pilav“; dazu gibt es eingemachte saure Paprikaschoten und Weißkohlblätter, dann Aprikosentoppot und zum Schluß den üblichen türkischen Mokka. Das ganze Essen ist eingerahmt durch kultisches Händewaschen.

Kotschhisar ist ein ansehnlicher Marktflecken, dessen Bewohner von Landwirtschaft und Durchgangsverkehr leben. Als Markttort einer weiteren Umgebung ist er zugleich deren Bildungsmitte, als deren sichtbarstes Wahrzeichen der stattliche, weiß getünchte Bau der neuen Volksschule („Mk okul“) in die Augen springt. Solche Schulhäuser bilden, neben anderen städtischen und staatlichen Neubauten, in den meisten Orten Anatoliens das auffälligste Kennzeichen der mächtig aufwärtstrebenden neuen Türkei.

„Kamera Auge.“

Unser Auge ist weit empfindlicher als der beste Film.

Man kann das Auge des Menschen und der Tiere bekanntlich mit einem Photoapparat vergleichen. Nun haben in der letzten Zeit die Arbeiten der Photoindustrie vor allem eine ganz erhebliche Erhöhung der Leistungsfähigkeit des Filmmaterials erreicht. Eine ähnliche Entwicklung finden wir bei der „Wissenschaft vom Sehen“. Auch hier haben sich die Gelehrten in letzter Zeit vor allem mit den Vorgängen in der Netzhaut, also dem lichtempfindlichen „Film“ des Auges, befaßt. In erster Linie steht die Frage nach dem Wesen der „Sehsubstanz“ im Vordergrund des Interesses, und hierüber liegt jetzt eine ganze Reihe sehr wichtiger Forschungsergebnisse vor, die zu ganz neuen Aufschlüssen über die ebenso interessanten wie komplizierten Vorgänge beim Sehen geführt haben.

Im Jahre 1876 entdeckte der deutsche Forscher Boll in der Netzhaut des Auges eine rotgefärbte Substanz von recht bemerkenswerten Eigenschaften. Sie bleichte im Lichte rasch aus und verwandelte sich in einen nur schwach gefärbten gelblichen Stoff; brachte man sie ins Dunkle, so stellte sich die rote Farbe wieder ein. Der Entdecker nannte den merkwürdigen Stoff Sehpurpur. Seine Entdeckung war in der Tat aufsehenerregend, denn man durfte glauben, damit die vorher völlig rätselhafte Sehsubstanz gefunden zu haben. Bald darauf wurde entdeckt, daß tatsächlich auf der Netzhaut das vom Auge wahrgenommene Bild sichtbar gemacht werden kann. An den belichteten Stellen der Netzhaut bleicht der Sehpurpur, an den unbelichteten bleibt er rot. Durch Auflösung kann man das Bild „frieren“, so daß es sich auch im Lichte nicht mehr verändert; man erhält auf diese Weise ein sogenanntes „Bleichungsbild“. Somit schien der Beweis geführt zu sein, daß der Sehpurpur die „Sehsubstanz“ sei.

Spätere Untersuchungen erwiesen aber, daß dieser „Beweis“ doch noch auf recht schwachen Füßen stand. Um das zu verstehen, müssen wir uns einen Augenblick mit den Einrichtungen in der „Kamera Auge“ beschäftigen. Der Augennerv spaltet sich in eine sehr große Anzahl feinsten Verzweigungen. Diese führen bis in die Netzhaut, dort sitzen an ihren Enden mikroskopisch kleine, längliche Gebilde: es sind die Sinneszellen des Auges. Es gibt deren zwei verschiedene Sorten, die man nach ihrer Form als „Stäbchen“ und „Zäpfchen“ bezeichnet. Alles deutete nun darauf hin, daß die Zäpfchen beim Sehen wichtiger sind als die Stäbchen. In der Augenmitte, an der Stelle schärfsten Sehens, findet man ausschließlich Zäpfchen, keine Stäbchen. Die Zäpfchen allein sind farbenempfindlich, während die Stäbchen nur Schwarz-Weiß-Empfindungen vermitteln können. Der Sehpurpur findet sich aber fast nur in der Umgebung der Stäbchen.

Die neuesten Untersuchungen haben nun endlich die Lösung des Rätsels gebracht. Es ließ sich nämlich einwandfrei nachweisen, daß auch in den Zäpfchen ein lichtempfindlicher Stoff vorhanden ist, der ähnliche Eigenschaften aufweist wie der Sehpurpur der Stäbchen. Auch er zerfällt im Licht und bildet sich neu im Dunkeln. Nur ist er nicht rot, sondern völlig farblos, und daher war er so schwer zu entdecken. Präpariert man aber die Netzhaut eines Tieres, das nur Zäpfchen besitzt, heraus und schickt einen Lichtstrahl hindurch, so kann man feststellen, daß sie im Licht zusehends „durchsichtiger“ wird. Den neu entdeckten Stoff nannte man einfach „Zäpfchen-substanz“. Es gibt also zwei „Sehsubstanzen“ im Auge: Sehpurpur und Zäpfchen-substanz.

Die „Kamera mit zwei Platten“.

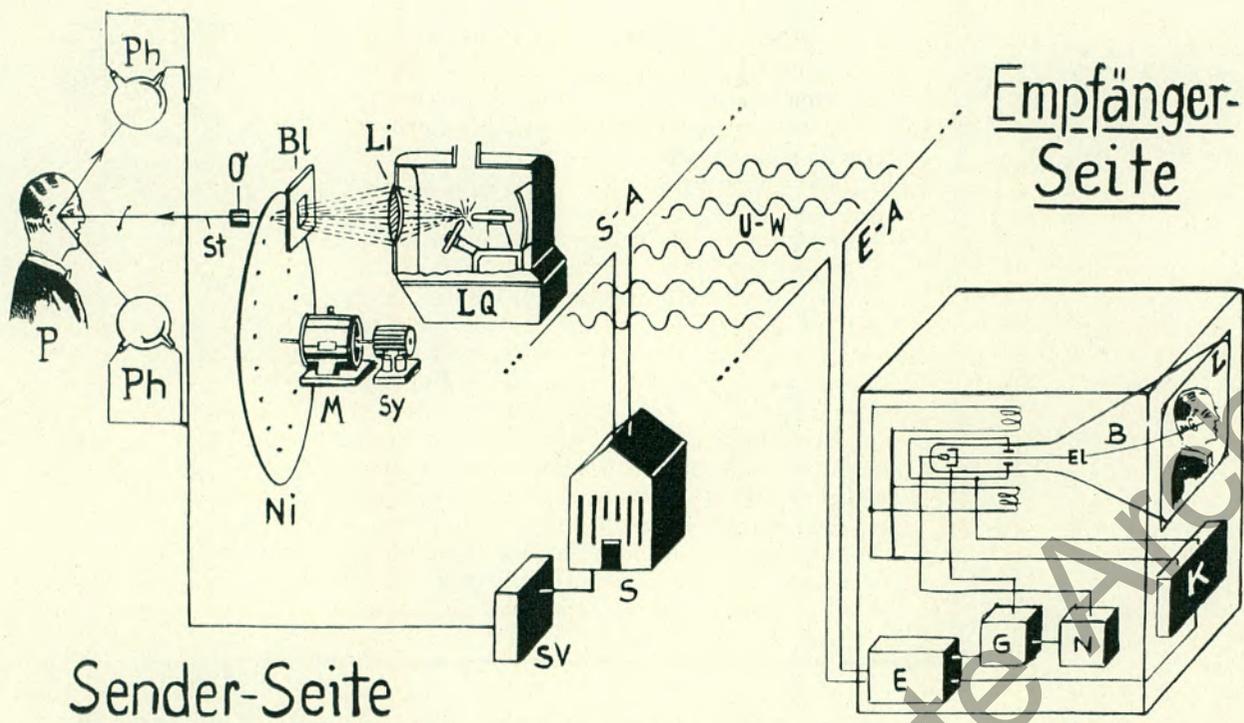
In die photographische Kamera wird bekanntlich jeweils nur ein Film oder eine Platte eingelegt. Warum arbeitet nun die Natur gewissermaßen mit zwei „Filmen“? Auch diese zuerst sehr merkwürdig erscheinende Tatsache hat sich jetzt aufklären lassen: Die beiden „Sehsubstanzen“ haben verschiedene Eigenschaften, die sich gegenseitig ergänzen. Es gibt ja auch Filmforten, die besonders lichtempfindlich sind; einzelne Sorten sind weniger empfindlich, machen diesen Nachteil aber durch andere Vorzüge wett. So unterscheiden sich auch die beiden

„Filme“ der menschlichen und tierischen Netzhaut, der Stäbchenapparat und der Zäpfchenapparat, in ganz ähnlicher Weise voneinander. Man hat festgestellt, daß Nachttiere oder solche, die dauernd im Dunkeln leben, wie der Fgel, die Fledermaus und der Maulwurf, nur Stäbchen besitzen, ausgesprochene Tagtiere dagegen, wie Eidechsen, nur Zäpfchen. Es kann also kaum mehr zweifelhaft sein, daß die Stäbchen zum Sehen in der Dämmerung, die Zäpfchen zum Sehen am Tage besonders geeignet sind. Ein Vergleich der Eigenschaften der beiden „Filme“ zeigt, daß im ganzen genommen die Zäpfchen die weitaus besseren Leistungen zeigen. Daß sie allein farbenempfindlich sind, wurde schon erwähnt. Darüber hinaus liefern sie bedeutend schärfere Abbildungen. Außerdem wurde kürzlich noch entdeckt, daß die „Zäpfchen-substanz“ in der Regel bedeutend rascher auf Belichtung oder Beschattung „anspricht“ als der Sehpurpur und infolgedessen die „Nachricht“ davon erheblich rascher an das Gehirn weitergeben kann. Die Folge ist, daß der Organismus entsprechende Maßnahmen — zum Beispiel Erweiterung der Pupille bei Verdunkelung — rascher folgen lassen kann, was ohne Zweifel in vielen Fällen einen bedeutenden Vorteil darstellt.

Dem steht als einziger, aber dafür höchst schwerwiegender Nachteil gegenüber, daß der ganze Apparat der Zäpfchen bei schlechten Lichtverhältnissen versagt. Dann funktionieren allein noch die Stäbchen mit ihrer Sehsubstanz, dem Sehpurpur. Da diese aber keine Farben wahrnehmen, erscheint unserem Auge in der Dämmerung die ganze Welt grau in grau. Freilich müssen auch sie sich erst nach und nach an die verminderte Helligkeit anpassen; diese Anpassung erreicht erst etwa nach einstündigem Aufenthalt im Dunkeln ihr Höchstmaß. Sie kann dann aber auch das Mehrtausendfache der Empfindlichkeit des an Helligkeit angepassten Auges erreichen. Mit einem Photoapparat können wir eine Landschaft im hellen Sonnenschein ohne weiteres mit einer tausendstel Sekunde Belichtungszeit auf die Platte bannen, während wir im ungewissen Mondlicht viele Minuten lang belichten müssen, um ein brauchbares Bild zu erzielen. Mit unseren Augen erkennen wir aber die mondbeschienene Landschaft „im Augenblick“ — der Sehpurpur ist also um ein Vielfaches empfindlicher als selbst der beste Film!

In letzter Zeit hat sich sogar zeigen lassen, daß bis in Einzelheiten hinein der Sehpurpur und sein Gegenstück, die „Zäpfchen-substanz“, genau die Eigenschaften aufweisen, die man von einer Sehsubstanz erwarten muß. Nun gibt es, allerdings nur sehr selten, auch Menschen, die überhaupt keine Farben unterscheiden können, sondern nur schwarze, weiße und graue Töne wahrnehmen. Es ist höchstwahrscheinlich, daß bei ihnen nur eine der beiden Sehsubstanzen funktioniert, nämlich der Sehpurpur. Fragt man einen solchen total farbenblinden Menschen, welche Farbe ihm als die hellste erscheint, so nennt er nicht Gelb, sondern eine uns mehr grünlich erscheinende Farbe. Es kann kein Zufall sein, daß dieses Gelbgrün genau die gleiche Farbe ist, auf die der Sehpurpur in der Netzhaut am raschesten anspricht. Auch das ist also ein Beweis für die Richtigkeit der neuen Forschungsergebnisse über die beiden „Sehsubstanzen“ unserer Augen, mit deren Entdeckung wiederum eines der Wunder der Natur entschleiert wurde.

Dr. H. Seifert.



Sender-Seite

Empfänger-Seite

Abbildung 1. Schematische Darstellung des Fernsehens.

Zeichnungen: v. Römer.

- P = zu übertragende Person.
- LQ = Lichtquelle.
- Li = Linse.
- Bl = Blende.
- Ni = Nipkow-Lochscheibe.
- M = Elektromotor.
- Sy = Synchronisierungsborrichtung.
- O = Objektiv.

- St = Lichtstrahl.
- Ph = Photozellen.
- SV = Sendeverstärker.
- S = Sender.
- S-A = Sendeantenne.
- U-W = Ultrakurzwellen.
- E-A = Empfangsantenne.
- E = Empfänger.

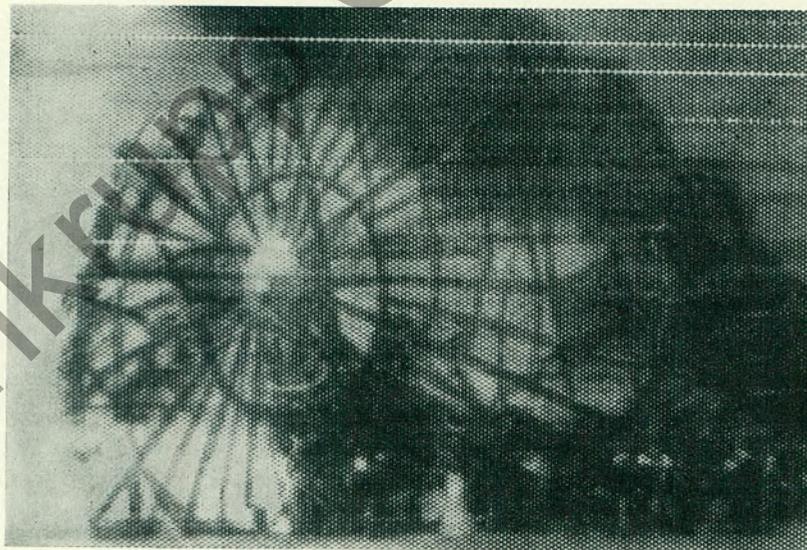
- G = Gleichrichter zur Helligkeitssteuerung.
- N = Neßgerät für Braunsche Röhre.
- K = Rippgerät für Zeilenablenkung.
- B = Braunsche Röhre.
- El = Elektronenstrahl.
- L = Leuchtschirm mit dem drahtlos übertragenen Bild der Person.

Das Wunder des Fernsehens.

Von H. und B. von Römer, München.

Seit vielen Jahren wird, besonders in Deutschland, an dem Problem des Fernsehens gearbeitet. Die Entwicklung ging in aller Stille vor sich. Unermüdlich schafften die Erfinder und Ingenieure in ihren Laboratorien an der Verbesserung der Fernsehmethoden und an den hierzu notwendigen Apparaten. Nach den bisher erzielten Fortschritten ist anzunehmen, daß schon in verhältnismäßig kurzer Zeit das Fernsehtelephon, der Fernsehgrundfunk und das Fernsehokino zu den alltäglichen Einrichtungen gehören werden.

Stellt schon das Radio für den Laien eine recht geheimnisvolle Angelegenheit dar, so ist das Fernsehen für viele ein



Scherl Bilderdienst.

Abbildung 2. Funkbild von der Luftschiffkatastrophe in Lakehurst.

Das Prinzip des Bildfunks ist dem des Fernsehens ähnlich. Auch hier wird, wie man am oberen rechten Rande des Bildes besonders deutlich sehen kann, Punkt für Punkt von einem Lichtstrahl abgetastet, der anschließend beim Durchgang durch eine lichtelektrische Zelle hier je nach der hellen und dunklen Stelle einen Strom verschiedener Stärke erzeugt. Dieser wird vom Sender zum Empfänger durch Funkverbindung übertragen, dort in Lichtschwankungen zurückverwandelt, die, auf eine photographische Platte fallend, hier ein aus Punkten verschiedener Helligkeit zusammengesetztes Bild hervorufen.

fast unbegreifliches Wunder. Wir wollen deshalb versuchen, an Hand einiger schematischer Zeichnungen dem Leser die wesentlichsten technischen Vorgänge beim Fernsehen in ganz allgemeinverständlicher Form nahezubringen.

Das elektrische Fernsehen ermöglicht die Bildübertragung von Personen, Theaterszenen, Sportkämpfen, Kinofilmen usw. über elektrische Leitungen oder auf drahtlosem Wege. Die Übertragung erfolgt in der Art, daß die Einzelphasen der bewegten Szenen wie bei einem Film in Einzelbildern rasch nacheinander aufgenommen und wiedergegeben werden kann. Genau wie wir beim

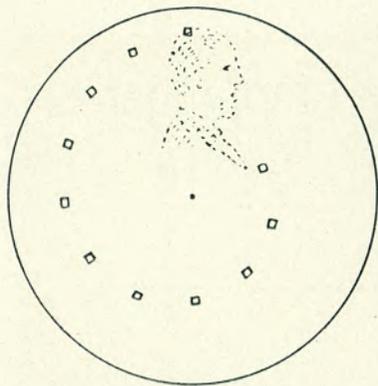


Abbildung 3. Die nach ihrem Erfinder Nipkow benannte Blechscheibe ist mit spiralförmig angeordneten Löchern versehen. Hier sind der besseren Uebersichtlichkeit wegen nur 12 Löcher gezeichnet. In der Praxis werden diese Scheiben mit 90 bis 180 eingestanzten Löchern versehen. Wenn die Scheibe still steht, ist durch ein Loch nur ein winziger Teil des Kopfes zu sehen.

äußerst geringen Stromschwankungen werden jetzt im Sendeverstärker verstärkt, und mit diesem verstärkten Strom wird der Sender „moduliert“, das heißt die Energie der von ihm ausgehenden Wellen gesteuert. Durch die Sendeantenne werden nun die Wellen des Bildsenders ausgestrahlt.

Für das einwandfreie praktische Fernsehen sind mindestens 10 000 Bildpunkte pro Sekunde erforderlich, die jedoch nur auf ultrakurzen Wellen, das sind Wellen von fünf bis neun Meter Länge, zu übertragen sind. Bei Verwendung dieser sehr kurzen Wellen werden nämlich gewisse Störungen beseitigt, so daß Verzerrungen des Bildes vermieden werden. Die Ultrakurzwellen breiten sich bekanntlich geradlinig aus. Sie folgen nicht, wie die Radiowellen, der Erdkrümmung; daher ist ihre Reichweite von der Aufstellungshöhe der Sende- und Empfangsantennen abhängig.

Kehren wir nun zurück zu unserm Beispiel (vgl. wieder Abb. 1). Die ultrakurzen Wellen sind also von der Empfangsantenne aufgefangen worden und

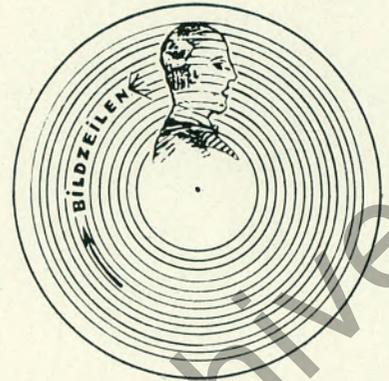


Abbildung 4. Bei schneller Umdrehung der Nipkowscheibe wird der ganze Kopf sichtbar. Das zu übertragende Bild wird, wie man sagt, „abgetastet“, d. h. in einzelne Zeilen aufgeteilt. Jede Zeile kann man sich wiederum in einzelne Bildpunkte von der Größe eines der eingestanzten Löcher zerlegt denken.

Rundfunk nur etwas hören können, wenn der Sender in Tätigkeit ist, können wir beim Fernsehen nur dann etwas sehen, wenn Bilder ferngesendet werden. Wir haben also auch hier zwischen dem Sender und dem Empfänger zu unterscheiden.

Nehmen wir einmal an, daß das Porträt einer Person auf eine gewisse Entfernung unmittelbar drahtlos übertragen werden soll.

Dies geht nun folgendermaßen vor sich (Abb. 1): Um das Bild der Person in allen Einzelheiten und Helligkeitswerten genau übertragen zu können, müssen wir die Person mittels einer starken Lichtquelle punktwise „abtasten“, das heißt in viele Bildpunkte zerlegen. Dies geschieht entweder durch die sogenannte Nipkow-Lochscheibe, durch das Weillersche Spiegelrad oder durch eine Spiegelschraube. In der Abbildung 3 ist eine solche Nipkow-Scheibe schematisch dargestellt. Man erkennt die spiralförmig angeordneten Löcher. Durch schnelle Umdrehung dieser Scheibe wird das Bild in viele Bildelemente zerlegt (Abb. 4).

Das von der beleuchteten Stelle des Kopfes zurückgeworfene Licht wird nun von lichtelektrischen Zellen, den sogenannten „Photozellen“, aufgenommen (Abb. 5). Diese besitzen die Fähigkeit, die aufgefingenen Lichtwerte in elektrische Stromstöße umzuwandeln. Die Photozellen werden also schnell nacheinander die hellen und dunklen Stellen des Kopfes erfassen. Bei den hellen Stellen werden starke, bei den dunklen Stellen schwache Ströme fließen. Die so entstandenen

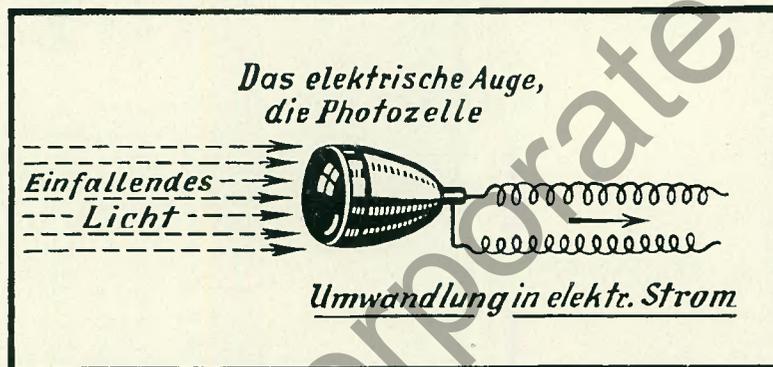


Abbildung 5. In der sogenannten Photozelle spielt sich ein für das Fernsehen sehr wichtiger Vorgang ab. Die einfallenden Lichtstrahlen werden nämlich in elektrische Stromstöße umgeformt, die nach der Empfangsstation übertragen werden. Dort geschieht wieder eine Rückverwandlung der elektrischen Ströme in Lichtwerte.

Gleichrichter gesteuert wird, zeichnet das auf der Senderseite abgetastete Bild auf den Leuchtschirm der Braunschen Röhre. Das Rippgerät arbeitet dabei synchron mit dem Motor auf der Senderseite, so daß während einer Umdrehung der Nipkow-Scheibe das Bild am Leuchtschirm der Braunschen Röhre einmal aufgezeichnet wird. Ein besonderes Netzgerät dient zur Herstellung der zum Teil sehr hohen Betriebsspannungen von etwa 3000 bis 5000 Volt für die Braunsche Röhre.

Sollen jetzt aber Bild und Ton gleichzeitig empfangen werden, so müssen wir zwei getrennte Ultrakurzwellen aus einem Doppelsender ausstrahlen. Die Empfangsantenne nimmt dann beide Wellen zugleich auf, und diese gelangen durch die Antennenleitungen zum Bildempfänger bzw. zum Tonempfänger. Bild- und Tonempfang sind bei den modernen Fernseh- und Rundfunkgeräten in einem Gehäuse vereinigt (Abb. 6). Oben am Leuchtschirm sehen wir das ferngesendete Bild, und aus dem darunter angeordneten Lautsprecher vernehmen wir gleichzeitig das gesprochene Wort bzw. den Schall der Musik.

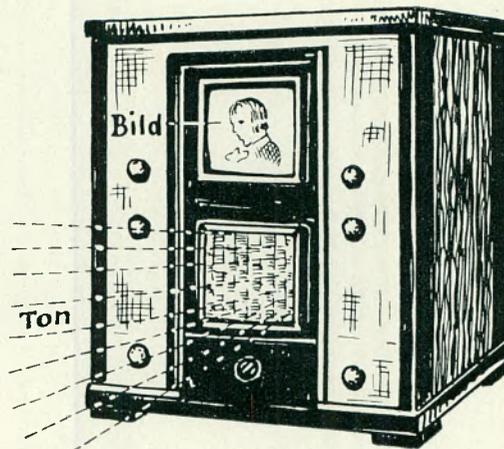


Abbildung 6. Gleichzeitige Wiedergabe von Bild und Ton. Ein moderner Fernseh-Rundfunk-Empfänger, System Telefunken. Oben die Leuchtschirm der Braunschen Röhre, unten die mit einem Gewebe überspannte Schallöffnung des Lautsprechers.



Am Starnberger See.

Lichtbild: Dr. Pfeiffer.

Sommerfreuden.

Von Bruno Brehm.

Jetzt, da sich in der früh herabsinkenden Dämmerung Gegenwart und Vergangenheit die Hände reichen, da sich dieser dahingehende Sommer zu allen andern Sommern unseres Lebens gesellt, wollen wir ihrer, die unsere Jahre gekrönt, gewärmt und beglückt haben, so gedenken, als wären sie alle einer gewesen, in welchem wir selig an der Brust dieser guten Erde gelegen sind.

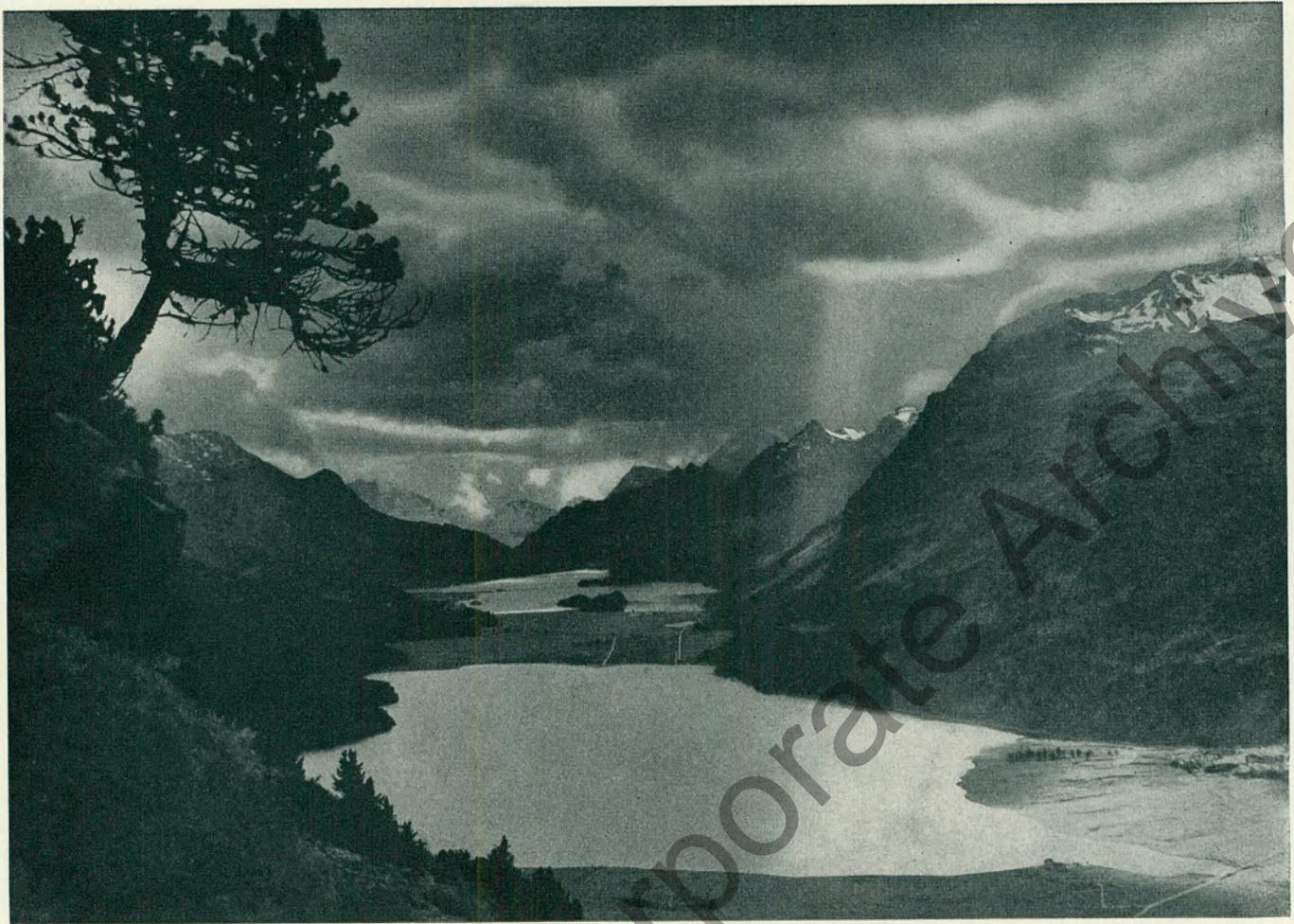
Kindersommer nach grauen Schuljahren, geduckt im kühlen Schatten des Waldes, auf der Suche nach braunen Schwämmen, herumkriechend zwischen Stachelbeeren und Johannisbeeren, mit einem Butterbrot in der Hand, das nicht schmecken will, weil die Butter in der Sonne zergangen ist — und auf einmal ist man von den länger werdenden Abenden überrascht, sitzt lange im Finstern und hört die Geschichten von dem edlen, gerechten, aber grausamen Räuberhauptmann Schinderhannes, kann gar nicht begreifen, daß dies noch der gleiche Sommer sein soll, zu dessen Beginn man zwischen stacheligen Brombeersträuchern und bösen Brennnesseln auf den weiten Schlägen so viel Erdbeeren gepflückt hat, daß man abends vor dem Einschlafen die roten Küglein durch den heraufziehenden Traum rollen sah.

Kindersommer am Meere, mit dem weichen Sand der Dünen zwischen den Beinen — und die Frage der Mutter: „Wo

sind denn alle Kirchenkörner hin?“ — „Die habe ich alle geschluckt!“ — Beileibe nicht aus Übermut oder aus Bosheit, nur weil während des Spielens wirklich keine Zeit zum Ausspucken war. Dann aber dürfen alle baden gehen und der Kerneschluckter muß im Bette liegen. Da besucht ihn eines Tages der gute Onkel, der Kopfschmerzen hat und die Brille abnimmt. „Ich wußte gar nicht, wie schön man von diesem Fenster aus das Meer sehen kann. Ja, das Meer, es ist ein erhebender, ein herrlicher Anblick!“

Da richtet sich der kleine Junge mit der Gellsucht ein wenig im Bett auf und blickt dem Onkel über die Schulter, er will auch wissen, welches Meer der Onkel denn da sehen kann, und da merkt er, daß es das große, in der Sonne blühende Blechdach dort drüben über dem Hof ist, was der Onkel für das Meer hält. So habe ich zum erstenmal erfahren, was ein Dichter ist, der sich auch über den Schein freut, aber es kam mir ein wenig lächerlich vor, weil der Onkel wirklich ein erhebendes Gesicht machte. Die Brille versteckte ich, denn ich war ein gutes Kind und wollte dem Onkel keine Enttäuschung bereiten. Aber ein paar Tage später sagte die Tante zu mir: „Ich weiß schon, warum du so grün im Gesicht bist, mein Kind, das ist nicht die Gellsucht, sondern die Bosheit.“

Bubensommer dann — mit Kopfsprüngen in das kühle auf-



Gewitterstimmung im Oberengadin.

Lichtbild: Steiner.

spritzende Wasser, dazu das Zählen des Schwimmmeisters: ei — ne! zwei — e! Tauchen nach Geldstücken in die geheimnisvolle grüne Tiefe mit den aufperlenden Luftbläschen, eine Freischwimmerprüfung über einen kleinen Fluß, Kahnfahrten mit Umwerfen und unter dem Wasser unter das kieloben schwimmende Boot tauchen, damit die guten Leute am Ufer glauben sollen, diese lieben Jungen seien allesamt ertrunken.

Jünglingsommer mit erster, scheuer Liebe voll Angst und Bangen, Parkbänke mit eingeschnittenen Herzen und Schulhefte mit den ersten Gedichten — dann die ersten Bergfahrten, der erste Anblick eines funkelndweißen Schneefeldes gegen den von Bläue bebenden Himmel über den grellen Zacken des Kalkgesteins — ja, und dann sind wir einmal ein wenig von daheim durchgebrannt, weil wir es nicht mehr aushalten konnten, daß allmorgendlich die liebe Frau Konsul den Arm aus dem Schal wickelte und von der Terrasse der Pension bei Sonnenschein und Nebel auf das Gebirge zeigte und ihren Gemahl fragte: „Liebes, siehst du die Scheichenspitze?“ Dann sind wir, nur mit einer Schwimmhose und einer Zahnbürste bewaffnet und mit unwahrscheinlich wenig Geld, davongeschlichen und quer durch das Salzkammergut gezogen und hatten dabei als rauher Jüngling das Gefühl, als wären wir ganz unvermittelt auf den Mond geraten. Da gab es auf einmal Bürschchen in unserm Alter, aber waren wenig geschniegelte und gebügelte Bürschchen mit weißen Hosen und weißen Schuhen, den Tennisschläger unter dem Arm, geschlechte Knaben, die es verstanden, mit Mädchen zu scherzen und zu plaudern — da flanieren sie auf der Strandpromenade auf und ab, als könnte das ihr ganzes Leben lang so weitergehen, und zogen sich dabei meine abgrundtiefe indianische Ver-

achtung zu. Nachdem ich aber alle Seen dort, wo sie am breitesten waren, durchschwommen hatte — immer mit einem Auge nach den in den Badeanstalten Zurückbleibenden schielend, ob diese auch merkten, welch verfluchter Kerl ich war —, da war dann auf einmal das obnehin schon so knappe Geld zu Ende, und die neuemütige Heimkehr schien an der Zeit. Im Lauffschritt also am Seeufer entlang, aber da pfiß schon das Züglein, die Berge wiederholten höhnisch den langgezogenen Pfiff, und da stand ich mit dem Fahrgeld, von dem sich nichts mehr herunterbeißen ließ, und konnte bis morgen warten. Aber immer gibt es etwas, was den Kummer tröstet, und hier war es eine Tafel mit einem Verschen von Busch:

Ein Vergnügen eigener Art

Ist und bleibt die Wasserfahrt.

Lesen und beherzigen ist eines, wir besteigen einen nicht angeschlossenen Kahn, rudern auf das andere Ufer, bedanken uns bei dem gastlichen Boot, pflückten — ohne Erlaubnis — einige Birnen, legten uns auf den Rücken, deckten uns mit dem Bauch zu und schliefen, wie man nur mit siebzehn Jahren schlafen kann.

Kohlkröserln, zum erstenmal gepflückt auf einem windigen Joch, Habichtschreie in der Luft, Pfeifen der Murmeltiere — o dieser zarte, milde Duft, der alles Glück des Sommers in sich schließt, die ersten Schreie der Gipfeldohlen, und unten, tief unten ziehen die kleinen Straßen durch das Land, schleicht unendlich langsam ein Zug mit einer Rauchfahne dahin, blinkt ein Fluß, liegt der Flickenenteppich von Feldern, Wiesen und Wäldern.

Klirren im Gestein. Horch! Das sind Gamsen. Wo denn? Ja, wo denn? Dort drüben stehen und äugen und sichern sie



Am
Öschinensee.

Lichtbild:
J. Gaberell.

und ziehen langsam höher hinauf. Aus den Latschen duftet das Harz, der Schnee fühlt den Puls — ja und da stehen wir drei dumme Jungen, ausgerüstet mit einem Wäschestrick, überhören die Warnungen der Bergführer und wollen gerade durch die Wand da hinauf. Diesmal wurde Dummheit und Übermut nicht bestraft — hört ihr, dort tief unten rauscht die Pasterze.

Aber einmal gehen wir mit dem Kandel Simonlehner, vulgo Perlehner, Schafe suchen, die sich in den Wänden versteigen hatten. Wir steigen auf Leitern aus Lärchenbäumen die steilen Wände hinan, wir locken: „Huzala, Huzala!“ dann trete ich auf ein Schneebrett, der Fuß rutscht ab, in saufender Fahrt geht es hinunter. Jemandwie bekam die Hand doch einen Latschenzweig zu fassen, nun liegt man da, zerschunden und blutig.

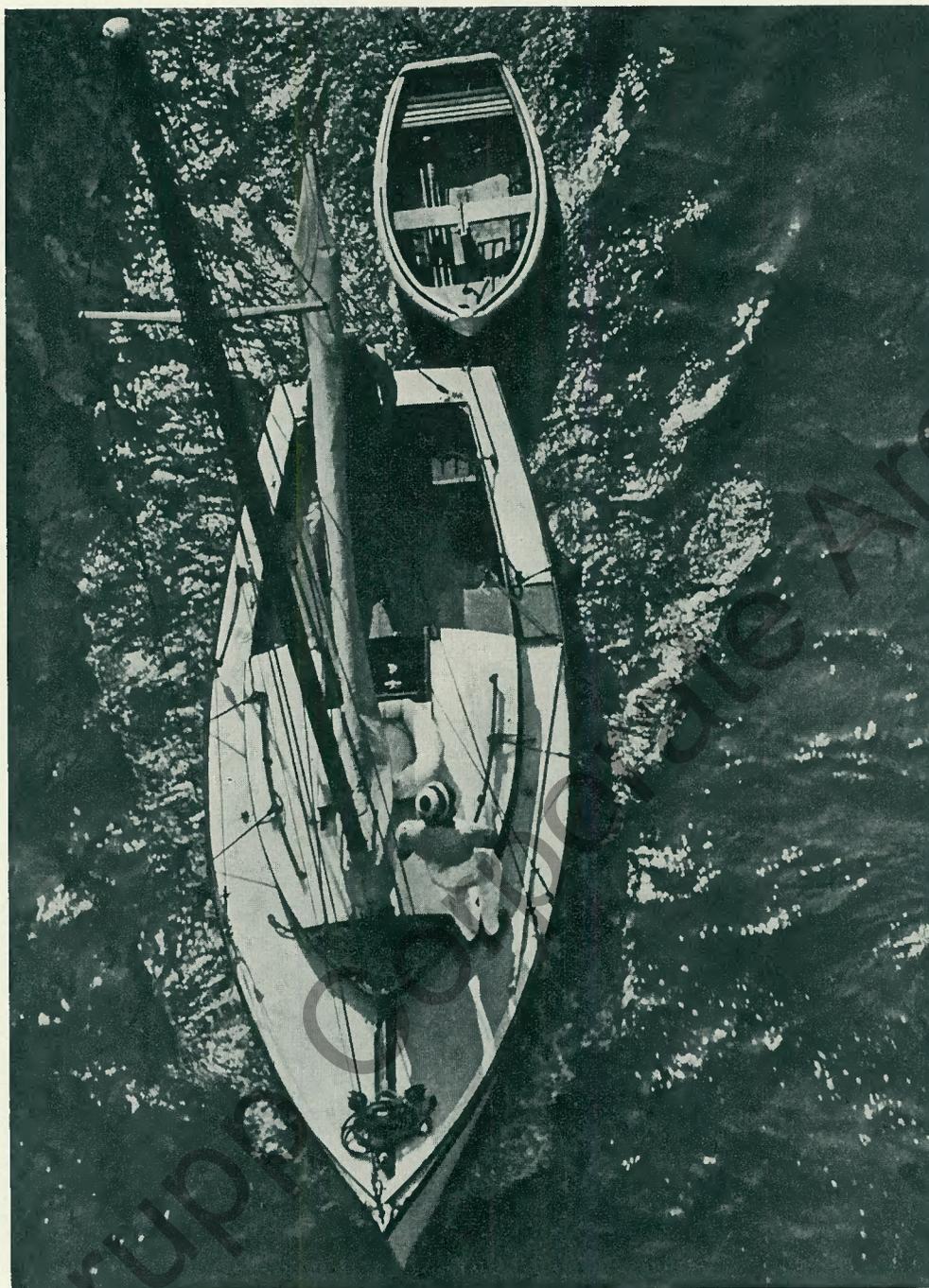
Auf dem Heimweg zittern noch ein wenig die Knie, und die Mutter weint, wie sie ihren Jungen so zugerichtet sieht: „Ich seh schon, dich werden sie noch einmal auf einer Bahre nach

Hause bringen.“ Nun, ich bin auf einer Bahre nach Hause gekommen, aber das war ein wenig später, im Kriege.

Vorher aber noch die ersten Manöver, da die Brust so voll von Glück war, daß man ganz vorschristswidrig, allein auf Patrouille, vor Freude über das schöne Leben, das hohe Korn und die Lerchen oben im Blau, zu brüllen begann, weil es einem sonst das Herz abgedrückt hätte. Und immer, im tiefen Flug um die insektenabstreifenden Beine des Pferdes, die Schwalben als Begleiter, ja, da muß man — zur größten Verwunderung des Dienstpferdes, diesem die Arme um den schaumbesflochtenen Hals schlingen und ihm einen Kuß auf die weichen Nüstern geben.

Dann aber die große Sommerschlacht von Lublin bis Lemberg in dieser grenzenlos weiten Landschaft, wo man sich nachts eher unter den Sternbildern des Himmels zurechtfindet als auf den Wegen, die sich in den großen Wäldern verlieren, während draußen am Himmelstrand die Dörfer aufflammen.

Eine eiserne Treppe in einer russischen Kaserne, die dicht



Im Schlepptau.

Lichtbild: W. Bauer.

unter das Dach führt; von dort kann man durch die vor Hitze zitternde Luft, weit hinaus, bis zur Wolga sehen. Über die Dächer her kommt weißer Taubenflug und verliert sich, eine fröhliche Himmelschrift, draußen im Blauen. Ein Leierkasten tönt herauf. Heimweh und Glück machen traurig und selig zugleich.

Ziehen wir hier den Schleier rasch wieder zu und zeigen wir ein anderes Bild, einen See, ein Boot, und in dem Boot liegen wir und hören die leichten Wellen an den Kiel plätschern und halten die Augen geschlossen. Da rauscht es über uns, wir blicken auf: Wildenten sind es, deren Flügelschlag unser Herz mit der Botschaft des Vergänglichen rührt. Oben am Himmel aber stehen wie eine Waage mit gleichschwebenden Schalen eine kleine rötliche Sonne und ein blasser Mond, als würde die Zeit ausgewogen am längsten Tage des Jahres.

Eine Wasserschlacht können wir ausspritzen sehen, zwei Segelboote rauschen hart nebeneinander her, ein Mädchen soll geraubt werden, wir haben sie schon bei den Händen ge-

faßt, aber ihr heldenhafter Verteidiger hält die Zappelnde noch bei den Füßen fest, er geht lieber mit seinem Boot unter und reißt uns mit, als daß er seine Herzdame aufgegeben hätte. Geschrei, Lachen, Spritzen — das Mädchen wird zu einem solchen Verteidiger beglückwünscht.

Die Tische der Felder sind schon abgedeckt, das Abendrot des Jahres, der rötlich blühenden Heide und die rotwangigen Äpfel leuchten auf, und unter den Siebeln der Stadeln und Häuser hängt vor dem bräunlichen Holz, Kolben an Kolben, der golden prunkende Mais. Nun heben wir noch einmal den Arm und teilen wieder den Schleier. Vereinnigt von Dünsten, mit weiter Sicht, in klarem Licht liegen das Land, die Seen, das Meer, die Berge und die Wiesen vor uns. Gegenwärtig ist der Sommer noch, wir können uns noch diesen oder jenen Tag pflücken, können in der Sonne liegen oder aus dem Schatten in das Bunte, Helle hinausblicken, wir können für den Winter ernten und für spätere Tage, deren Zukunft ungewiß und deren Geschenke vielleicht herb und bitter sein werden.

Besserung.

Eine Lausbubengeschichte von Ludwig Thoma.

Wie ich in die Ferien gefahren bin, hat die Tante Fanny gesagt: „Vielleicht kommen wir zum Besuch zu deiner Mutter. Sie hat uns so dringend eingeladen, daß wir sie nicht beleidigen dürfen.“

Und Onkel Pepi sagte, er weiß es nicht, ob es geht, weil er so viel Arbeit hat, aber er sieht es ein, daß er den Besuch nicht mehr hinauschieben darf. Ich fragte ihn, ob er nicht lieber im Sommer kommen will, jetzt ist es noch so kalt, und man weiß nicht, ob es nicht auf einmal schneit. Aber die Tante sagte: „Nein, deine Mutter muß böse werden, wir haben es schon so oft versprochen.“ Ich weiß aber schon, warum sie kommen wollen; weil wir auf Ostern das Geräucherte haben und Eier und Kaffeekekchen, und Onkel Pepi ist so furchtbar viel. Daheim darf er nicht so, weil Tante Fanny gleich sagt, ob er nicht an sein Kind denkt.

Sie haben mich an den Postomnibus begleitet, und Onkel Pepi hat freundlich getan und hat gesagt, es ist auch gut für mich, wenn er kommt, daß er den Aufruhr beschwichtigen kann über mein Zeugnis.

Es ist wahr, daß es furchtbar schlecht gewesen ist, aber ich finde schon etwas zum Ausreden. Dazu brauche ich ihn nicht.

Ich habe mich geärgert, daß sie mich begleitet haben, weil ich mir Zigarren kaufen wollte für die Heimreise, und jetzt konnte ich nicht. Der Fritz war aber im Omnibus und hat zu mir gesagt, daß er genug hat, und wenn es nicht reicht, können wir im Bahnhof in Mühlendorf noch Zigarren kaufen.

Im Omnibus haben wir nicht rauchen dürfen, weil der Oberamtsrichter Zirngiebl mit seinem Heinrich darin war, und wir haben gewußt, daß er ein Freund vom Rektor ist und ihm alles verschuftet.

Der Heinrich hat ihm gleich gesagt, wer wir sind. Er hat es ihm ins Ohr gewispert, und ich habe gehört, wie er bei meinem Namen gesagt hat: „Er ist der Letzte in unserer Klasse und hat in der Religion auch einen Bierer.“

Da hat mich der Oberamtsrichter angeschaut, als wenn ich aus einer Menagerie bin, und auf einmal hat er zu mir und zum Fritz gesagt:

„Nun, ihr Jungens, gebt mir einmal eure Zeugnisse, daß ich sie mit dem Heinrich dem seinigen vergleichen kann.“

Ich sagte, daß ich es im Koffer habe, und er liegt auf dem Dache vom Omnibus. Da hat er gelacht und hat gesagt, er kennt das schon. Ein gutes Zeugnis hat man immer in der Tasche. Alle Leute im Omnibus haben gelacht, und ich und der Fritz haben uns furchtbar geärgert, bis wir in Mühlendorf ausgestiegen sind.

Der Fritz sagte, es reut ihn, daß er nicht gesagt hat, bloß die Handwerksburschen müssen dem Gendarm ihr Zeugnis hergeben. Aber es war schon zu spät. Wir haben im Bahnhof Bier getrunken, da sind wir wieder lustig geworden und sind in die Eisenbahn eingestiegen.

Wir haben vom Kondukteur ein Rauchsüpee verlangt und sind in eines gekommen, wo schon Leute darin waren. Ein dicker Mann ist am Fenster gesessen, und an seiner Uhrkette war ein großes, silbernes Pferd.

Wenn er gehustet hat, ist das Pferd auf seinem Bauch getanz und hat geschpepelt. Auf der anderen Bank ist ein kleiner Mann gesessen mit einer Brille, und er hat immer zu dem Dicken gesagt, Herr Landrat, und der Dicke hat zu ihm gesagt, Herr Lehrer. Wir haben es aber auch so gemerkt, daß

er ein Lehrer ist, weil er seine Haare nicht geschnitten gehabt hat.

Wie der Zug gegangen ist, hat der Fritz eine Zigarre angezündet und den Rauch auf die Decke geblasen, und ich habe es auch so gemacht.

Eine Frau ist neben mir gewesen, die ist weggerückt und hat mich angeschaut, und in der anderen Abteilung sind die Leute aufgestanden und haben herübergeschaut. Wir haben uns furchtbar gesteut, daß sie alle so erstaunt sind, und der Fritz hat recht laut gesagt, er muß sich von dieser Zigarre fünf Kisten bestellen, weil sie so gut ist.

Da sagte der dicke Mann: „Brave, so wächst die Jugend her“, und der Lehrer sagte: „Es ist kein Wunder, was man lesen muß, wenn man die verrohte Jugend sieht.“

Wir haben getan, als wenn es uns nichts angeht, und die Frau ist immer weitergerückt, weil ich so viel ausgespuckt habe. Der Lehrer hat so giftig geschaut, daß wir uns haben ärgern müssen, und der Fritz sagte: ob ich weiß, woher es kommt, daß die Schüler in der ersten Lateinklasse so schlechte Fortschritte machen, und er glaubt, daß die Volksschulen immer schlechter werden. Da hat der Lehrer furchtbar gehustet, und der Dicke hat gesagt: ob es heute kein Mittel mehr gibt für freche Lausbuben.

Der Lehrer sagte: Man darf es nicht mehr anwenden wegen der falschen Humanität, und weil man gestraft wird, wenn man einen bloß ein bißchen auf den Kopf haut.

Alle Leute im Wagen haben gebrummt: „Das ist wahr“, und die Frau neben mir hat gesagt, daß die Eltern dankbar sein müssen, wenn man solchen Burschen ihr Sigleder verhaut. Und da haben wieder alle gebrummt, und ein großer Mann in der anderen Abteilung ist aufgestanden und hat mit einem tiefen Bass gesagt: „Leider, leider gibt es keine vernünftigen Altern nicht mehr.“

Der Fritz hat sich gar nichts daraus gemacht und hat mich mit dem Fuß gestossen, daß ich auch lustig sein soll. Er hat einen blauen Zwicker aus der Tasche genommen und hat ihn aufgesetzt und hat alle Leute angeschaut und hat den Rauch durch die Nase gehen lassen.

Bei der nächsten Station haben wir uns Bier gekauft, und wir haben es schnell ausgetrunken. Dann haben wir die Gläser zum Fenster hinausgeschmissen, ob wir vielleicht einen Bahnwärter treffen.

Da schrie der große Mann: „Diese Burschen muß man züchtigen“, und der Lehrer schrie: „Ruhe, sonst bekommt ihr ein paar Ohrfeigen!“ Der Fritz sagte: „Sie können's schon probieren, wenn Sie eine Schneid haben.“ Da hat sich der Lehrer nicht getraut, und er hat gesagt: „Man darf keinen mehr auf den Kopf hauen, sonst wird man selbst gestraft.“ Und der große Mann sagte: „Lassen Sie es gehen, ich werde diese Burschen schon kriegen.“

Er hat das Fenster aufgemacht und hat gebrüllt: „Kondukteur, Kondukteur!“

Der Zug hat gerade gehalten, und der Kondukteur ist gelaufen, als wenn es brennt. Er fragte, was es gibt, und der große Mann sagte: „Die Burschen haben Biergläser zum Fenster hinausgeworfen. Sie müssen arretiert werden.“

Aber der Kondukteur war zornig, weil er gemeint hat, es ist ein Unglück geschehen, und es war gar nichts.

Er sagte zu dem Mann: „Deswegen brauchen Sie doch keinen solchen Spektakel nicht zu machen.“ Und zu uns hat er

gesagt: „Sie dürfen es nicht tun, meine Herren.“ Das hat mich gefreut, und ich sagte: „Entschuldigen Sie, Herr Oberkondukteur, wir haben nicht gewußt, wo wir die Gläser hinstellen müssen, aber wir schmeißen jetzt kein Glas mehr hinaus.“

Der Fritz fragte ihn, ob er keine Zigarre nicht will, aber er sagte nein, weil er keine so starken nicht raucht.

Dann ist er wieder gegangen, und der große Mann hat sich hingesezt und hat gesagt, er glaubt, der Kondukteur ist ein Preuße. Alle Leute haben wieder gebrummt, und der Lehrer sagte immer: „Herr Landrat, ich muß mich furchtbar zurückhalten, aber man darf keinen mehr auf den Kopf hauen.“

Wir sind weiter gefahren, und bei der nächsten Station haben wir uns wieder ein Bier gekauft. Wie ich es ausgetrunken habe, ist mir ganz schwindlig geworden, und es hat sich alles zu drehen angefangen. Ich habe den Kopf zum Fenster hinausgehalten, ob es mir nicht besser wird. Aber es ist mir nicht besser geworden, und ich habe mich stark zusammengenommen, weil ich glaubte, die Leute meinen sonst, ich kann das Rauchen nicht vertragen.

Es hat nichts mehr geholfen, und da habe ich geschwind meinen Hut genommen.

Die Frau ist aufgesprungen und hat geschrien, und alle Leute sind aufgestanden, und der Lehrer sagte: „Da haben wir es.“ Und der große Mann sagte in der anderen Abteilung: „Das sind die Burschen, aus denen man die Anarchisten macht.“

Mir ist alles gleich gewesen, weil mir so schlecht war.

Ich dachte, wenn ich wieder gesund werde, will ich nie mehr Zigaretten rauchen und immer folgen und meiner lieben Mutter keinen Verdruß nicht mehr machen. Ich dachte, wieviel schöner möchte es sein, wenn es mir jetzt nicht schlecht wäre, und ich hätte ein gutes Zeugnis in der Tasche, als daß ich jetzt den Hut in der Hand habe, wo ich mich hineingebrochen habe.

Fritz sagte, er glaubt, daß es mir von einer Wurst schlecht geworden ist.

Er wollte mir helfen, daß die Leute glauben, ich bin ein Gewohnheitsraucher.

Aber es war mir nicht recht, daß er gelogen hat.

Ich war auf einmal ein braver Sohn und hatte einen Abscheu gegen die Lüge.

Ich versprach dem lieben Gott, daß ich keine Sünde nicht mehr tun wollte, wenn er mich wieder gesund werden läßt. Die Frau neben mir hat nicht gewußt, daß ich mich bessern will, und sie hat immer geschrien, wie lange sie den Gestank noch aushalten muß.

Da hat der Fritz den Hut aus meiner Hand genommen und hat ihn zum Fenster hinausgehalten und hat ihn ausgeleert. Es ist aber viel auf das Trittbrett gefallen, daß es geplatscht hat, und wie der Zug in der Station gehalten hat, ist der Expeditior hergelaufen und hat geschrien: „Wer ist die Sau gewesen? Herrgottsaferament, Kondukteur, was ist das für ein Saustall?“

Alle Leute sind an die Fenster gestürzt und haben hinausgeschaut, wo das schmutzige Trittbrett gewesen ist. Und der Kondukteur ist gekommen und hat es angeschaut und hat gebrüllt: „Wer war die Sau?“

Der große Herr sagte zu ihm: „Es ist der nämliche, der mit den Bierflaschen schmeißt, und Sie haben es ihm erlaubt.“

„Was ist das mit den Bierflaschen?“ fragte der Expeditior.

„Sie sind ein gemeiner Mensch“, sagte der Kondukteur, „wenn Sie sagen, daß ich es erlaubt habe, daß er mit die Bierflaschen schmeißt.“

„Was bin ich?“ fragte der große Herr.

„Sie sind ein gemeiner Lügner“, sagte der Kondukteur, „ich habe es nicht erlaubt.“

„Tun Sie nicht so schimpfen“, sagte der Expeditior, „wir müssen es mit Ruhe abmachen.“

Alle Leute im Wagen haben durcheinander geschrien, daß wir solche Lausbuben sind, und daß man uns arretieren muß. Am lautesten hat der Lehrer gebrüllt, und er hat immer gesagt, er ist selbst ein Schulmann. Ich habe nichts sagen können, weil mir so schlecht war, aber der Fritz hat für mich geredet, und er hat den Expeditior gefragt, ob man arretiert werden muß, wenn man auf einem Bahnhof eine giftige Wurst kriegt. Zuletzt hat der Expeditior gesagt, daß ich nicht arretiert werde, aber, daß das Trittbrett gereinigt wird, und ich muß es bezahlen. Es kostet eine Mark. Dann ist der Zug wieder gefahren, und ich habe immer den Kopf zum Fenster hinausgehalten, daß es mir besser wird.

In Endorf ist der Fritz ausgestiegen, und dann ist meine Station gekommen.

Meine Mutter und Annchen waren auf dem Bahnhof und haben mich erwartet.

Es ist mir noch immer ein bißchen schlecht gewesen und ich habe so Kopfschmerz gehabt.

Da war ich froh, daß es schon Nacht war, weil man nicht gesehen hat, wie ich blaß bin. Meine Mutter hat mir einen Kuß gegeben und hat gleich gefragt: „Nach was riechst du, Ludwig?“ Und Annchen fragte: „Wo hast du deinen Hut, Ludwig?“ Da habe ich gedacht, wie traurig sie sein möchten, wenn ich ihnen die Wahrheit sage, und ich habe gesagt, daß ich in Mühlendorf eine giftige Wurst gegessen habe, und daß ich froh bin, wenn ich einen Kamillentee kriege.

Wir sind heimgegangen, und die Lampe hat im Wohnzimmer gebrannt, und der Tisch war aufgedeckt.

Unsere alte Köchin Theres ist hergelaufen, und wie sie mich gesehen hat, da hat sie gerufen: „Jesus Maria, wie schaut unser Bub aus? Das kommt davon, weil Sie ihn so viel studieren lassen, Frau Oberförster.“

Meine Mutter sagte, daß ich etwas Unrechtes gegessen habe, und sie soll mir schnell einen Tee machen. Da ist die Theres geschwind in die Küche, und ich habe mich auf das Kanapee gesezt.

Unser Bürschel ist immer an mich hinaufgesprungen und hat mich abschlecken gewollt. Und alle haben sich gefreut, daß ich da bin. Es ist mir ganz weich geworden, und wie mich meine liebe Mutter gefragt hat, ob ich brav gewesen bin, habe ich gesagt, ja, aber ich will noch viel braver werden.

Ich sagte, wie ich die giftige Wurst drunten hatte, ist mir eingefallen, daß ich vielleicht sterben muß, und daß die Leute meinen, es ist nicht schade darum. Da habe ich mir vorgenommen, daß ich jetzt anders werde und alles tue, was meiner Mutter Freude macht und viel lerne und nie keine Strafe mehr heimbringe, daß sie alle auf mich stolz sind.

Annchen schaute mich an und sagte: „Du hast gewiß ein furchtbar schlechtes Zeugnis heimgebracht, Ludwig?“

Aber meine Mutter hat es ihr verboten, daß sie mich ausspottet, und sie sagte: „Du sollst nicht so reden, Annchen, wenn er doch krank war und sich vorgenommen hat, ein neues Leben zu beginnen. Er wird es schon halten und mir viele Freude machen.“ Da habe ich weinen müssen, und die alte Theres hat es auch gehört, daß ich vor meinem Tod solche Vorsätze genommen habe. Sie hat furchtbar laut geweint und hat geschrien: „Es kommt von dem vielen Studieren, und sie machen unsern Buben noch kaput.“ Meine Mutter hat sie getröstet, weil sie gar nicht mehr aufgehört hat.

Da bin ich ins Bett gegangen, und es war so schön, wie ich darin gelegen bin. Meine Mutter hat noch bei der Lüre hereingeleuchtet und hat gesagt: „Erhole dich recht gut, Kind.“ Ich bin noch lange aufgewesen und habe gedacht, wie ich jetzt brav sein werde.



Das Spiegelbild.

Lichtbild: Stefani.

Der Neue.

Von Rudolf Kreuzer.

Er war zu uns gekommen, mitten im Schuljahr, als unser alter Ordinarius, der Professor Engelbrecht, an einer heimtückischen Blutvergiftung erkrankt und plötzlich gestorben war. Er trug einen Anzug aus feinstem Schneidertuch und mit messerscharfer Bügelfalte; es war nicht zu sagen, ob er alt war oder jung, sein Gesicht war scharf geschnitten, die fingerdicke Narbe eines Säbelhiebes lief quer durch dieses braungebrannte Gesicht, lief vom Ohr bis fast in den Winkel des Mundes, und seine Gestalt war straff und hager und glich eher der eines Soldaten oder Offiziers als eines Lehrers an unserem Gymnasium. Da er, wie gesagt, ganz plötzlich zu uns gekommen war, mitten im Schuljahr, über Nacht gewissermaßen, wußten wir nichts von ihm, konnten wir auch von anderen über ihn nichts in Erfahrung bringen, war er für uns ein unbeschriebenes Blatt. Wir waren, wie alle Tertianer, nicht unerfahren in der Erkundung dessen, was zu wissen für uns wichtig war; wir beobachteten ihn vom ersten Augenblicke an sorgfältig und lauernd, lasen in seinem Gesicht, prüften den Blick seiner hellen, wachen Augen, studierten die Bewegungen seiner Hände, aber wir wurden nicht recht klug aus ihm, kamen aus einem Gefühl der Verwunderung nicht heraus. Was sollte man zum Beispiel denken, was sollte man darüber sagen, daß er, der Neue, schon in der ersten Lateinstunde unseren Klassenprimus, den kleinen Bamberger, den eifrigen Musterknaben und besten Lateiner, unbarmherzig von seinem bisher unumstrittenen Throne stieß? Er ließ ihn ein Kapitel

übersetzen aus Cäsars „Gallischem Krieg“; er war wohl vorbereitet wie immer, unser Klassenprimus Bamberger, aber er kam trotzdem nicht sehr weit in seiner Übersetzung, kam eigentlich nur zu einem einzigen Satz. „Der Anführer stieg auf einen Hügel, um das Gelände zu erkunden“, lautete der Satz, das heißt, er hätte doch wohl anders lauten müssen; denn auf einmal machte der Neue ein Gesicht, als ob er Essig getrunken hätte, und meinte, er habe wohl nicht richtig verstanden, und unser Bamberger sagte den Satz noch einmal. Was hätte er auch anderes tun sollen, wie hätte er auch sonst sagen sollen? Aber da spielte auf einmal ein halb belustigtes, halb mitleidiges Lächeln um die Lippen des Neuen, und er sprach, mit einer Stimme voll beißenden Spottes und in dem etwas weinerlichen Tonfall des kleinen Bamberger, das Wort „Anführer“ nach, mit einer grausam lächerlichen Betonung der Vorsilbe „An“, und setzte dann kopfschüttelnd hinzu: „Und so etwas will hier Primus sein!“ Wir sahen uns verwundert an, wir lächelten belustigt; aber wenn wir auch unserem Primus, dem Musterknaben, diese Niederlage aus ganzem Herzen gönnten, so war uns doch nicht recht wohl dabei. Wir selbst hatten nie anders gesagt als „der Anführer“, und auch der Professor Engelbrecht, unser guter alter Ordinarius, hatte nie einen anderen Ausdruck gebraucht. Aber dann ließ der Neue unseren Klassenkönig in der Übersetzung fortfahren, und wir wußten, daß jetzt etwas Entscheidendes geschehen werde; denn der Klassenkönig war der „Schwarze

Büffel“, unser Häuptling, breit und stämmig und schon im Stimmbruch begriffen, auf der Schule ein hoffnungsloser Fall. Wir sahen schon an der Art, mit der er sich aus seiner Bank erhob, daß er völlig unvorbereitet war, wie immer, und warteten gespannt, was nun geschehen werde. Und es geschah etwas sehr Unerwartetes und Merkwürdiges. Der „Schwarze Büffel“, erfahren in allen Kriegslisten, machte plötzlich ein Schmerzgepeinigtes Gesicht; er starrte wie versteinert über den Rand des Buches hinweg ins Leere, fuhr sich mit einer jähen, gequälten Bewegung seiner Hand an die linke Wange und stammelte mit leidgepreßter, gut verstellter Stimme, daß er von fürchterlichen Zahnschmerzen gepeinigt sei. Aber das war nicht das Unerwartete, Merkwürdige, das hatten wir schon öfter erlebt, hatten wir auch schon selbst ausprobiert in den verschiedensten Varianten, sondern das Unerwartete, Merkwürdige geschah erst jetzt, als der Neue dem „Schwarzen Büffel“ in die Augen schaute mit einem Blick, der nicht erkennen ließ, ob er ihm glaubte oder nicht, und nur ein ganz klein wenig die Hand hob und sagte: „Sie können sich setzen.“ Er sagte nicht mehr und nicht weniger, es war alles, was er sagte, und wir wußten immer noch nicht, was wir davon halten sollten; aber es ging uns auch gar nicht mehr darum, denn er hatte „Sie“ gesagt zu unserem Häuptling, und das ließ uns erstaunen und erschien uns so wunderbar und merkwürdig wie der Neue selber.

Das Wunderlichste und Merkwürdigste aber geschah einige Tage später, an einem schulfreien Nachmittage, und von dem wollte ich ja eigentlich erzählen.

Unsere Jagdgründe waren draußen vor der Stadt, im leeren Hochwasserbett der Isar. Weidensträucher standen überall darin umher und kleine silbrige Zitterpappeln, und dort spielten wir unsere wilden Knabenspiele, warfen Lomahawf und Lasso, schossen mit Bogen und Pfeil, schlugen uns die Köpfe blutig und rauchten unsere Friedenspfeifen. Der beste Schütze aber war der „Schwarze Büffel“, unser Häuptling, und sein Meisterschuß, das war der Schuß durch den Vorhangring. Einmal, ein paar Tage nachdem der Neue zu uns gekommen war, waren wir wieder, eine stattliche Horde, in den Jagdgründen versammelt, und der „Schwarze Büffel“ zeigte seinen Meisterschuß. Er holte einen Ring aus der Tasche, einen Ring aus weißem Porzellan, nicht größer als der Teller einer Knabenhand; es war ein Ring, wie ihn die Hausfrauen zum Aufhängen der Vorhänge an den Gardinenstangen hatten, damals in der Zeit vor dem Kriege. Der „Schwarze Büffel“ also zog einen solchen Ring aus der Tasche und hängte ihn an den Ast einer niederen Zitterpappel, und dann schritt er die Entfernung ab, und wir saßen im Kreise um die Zitterpappel und sahen gespannt auf den Ring, und der „Schwarze Büffel“ legte einen Pfeil auf und spannte den Bogen, und es dauerte nur die Zeit von ein paar Herzsclagen, dann schwirrte der Pfeil heran, schoß haarscharf — wir sahen es ganz deutlich — mitten durch den Ring, schoß mitten durch den kleinen, runden Kreis des Porzellanrings. Es war ein staunenswerter Schuß, ein Meisterschuß; niemand von uns hätte ihn dem „Schwarzen Büffel“ nachgemacht. Aber dann, als wir aufblickten, stand auf einmal der Neue vor uns da, stand wirklich und lebhaftig der Neue mitten unter uns, und keiner wußte, woher er so plötzlich gekommen war. Er trug auch diesmal seinen feinen Anzug mit der messerscharfen Bügelsalte, aber seine hellen braunen Schuhe waren beschmutzt und hatten graue, schlammige Ränder von dem feuchten Schwemmsand des Hochwasserbettes; aber das schien ihn nicht anzufechten, er lächelte uns zu, und dann nahm er dem „Schwarzen Büffel“ den Bogen aus der Hand und ließ sich auch einen Pfeil geben, und er spannte erst prüfend den Bogen, und dann legte auch er einen Pfeil auf und zielte nach

dem Vorhangring, und wir starrten wie gebannt nach dem Ring, und in unseren Herzen kicherte schon die Schadenfreude; aber da schwirrte auf einmal der Pfeil heran, schwirrte, weiß Gott, mitten durch das runde Loch des Porzellanrings, schwirrte nicht anders hindurch als wie bei dem Schuß des „Schwarzen Büffels“, und es schlug uns das Herz zum Halse herauf vor Staunen und Verwunderung. Was war das nicht für ein Kerl, der Mann mit der messerscharfen Bügelsalte und den bedeckten Schuhen, der Schulfuchs, der nicht einmal unseren Primus hatte gelten lassen wollen! Er schoß mit Pfeil und Bogen, als hätte er nie etwas anderes getan. Aber jetzt nahm er den Ring von dem Ast und hängte ihn an eine andere Pappel, an eine sehr viel weiter entfernte Pappel, und dann ging er wieder zurück zu dem Anstand und gab den Bogen wieder an den „Schwarzen Büffel“, und uns schwindelte vor einem solchen neuen Schuß, vor einem Schuß auf solche Entfernung. Aber der „Schwarze Büffel“, unser tapferer Häuptling, nahm den Bogen in Empfang, nahm den Wettkampf auf. Er prüfte die Entfernung und kniff die Augen ein, er blieb ganz ruhig, aber uns bangte um den Schuß, und dann hob er langsam den Bogen und zielte lange und bedächtig, es schien uns, als zielte er schon zu lange, aber dann schoß der Pfeil von dem Bogen, schoß zu dem Ring, haarscharf zu dem Ring, aber schoß nicht hindurch, schoß daneben vorbei, ganz hart daneben vorbei, es war, als hätte sich der Ring bewegt, vielleicht war es der Wind, vielleicht auch hatte ihn der Pfeil noch ein wenig gestreift. Das Gesicht des „Schwarzen Büffels“ wurde plötzlich blaß; er tat uns leid, unser tapferer Häuptling; es war ein Schuß gewesen, der sich hatte sehen lassen können, es war fast unmöglich, einen besseren zu tun, und überhaupt, man mußte erst abwarten, ob ihn der Neue auch nur annähernd erreichte. Wir sahen zu dem Neuen hin, der sich den Bogen von dem Häuptling hatte geben lassen, er hatte den Pfeil schon aufgelegt, er zielte bereits nach dem Ring, und unsere Herzen begannen heftiger zu schlagen, wir bangten, daß er treffen, daß er den Sieg davontragen könnte über unseren Häuptling. Aber seltsam, jetzt, da er immer noch zielte, schlich sich ein sonderbares Gefühl in diese Angst, fast eine Hoffnung, daß es so sein möge, und es war uns, als zöge er unsere Herzen von dem „Schwarzen Büffel“ weg und zu sich heran, so wie ein kleines Stückchen Eisen durch einen stärkeren Magnet weggezogen wird von einem schwächeren. Und dann schwirrte plötzlich der Pfeil von der Sehne, schwirrte durch die Luft heran, schwirrte durch den kleinen, runden Kreis des Ringes, mitten durch den porzellanweißen, knabenhandgroßen Vorhangring, und da wir noch dasaßen, erstaunt und mit offenem Mund, trat der Neue zu dem „Schwarzen Büffel“, gab ihm den Bogen zurück, schüttelte ihm die Hand, winkte uns noch einmal flüchtig zu und ging langsam durch die Weidenbüsche davon.

Das war, wie gesagt, schon ein paar Jahre vor dem Kriege, und ich erinnere mich, daß der „Schwarze Büffel“ am nächsten Tage zum ersten Male seinen Casar präpariert hatte, fast so gut wie unser Primus Bamberger, und daß er bald nicht mehr der Klassenletzte war, sondern ein tüchtiger Schüler geworden ist; aber das hatte wohl nicht viel zu sagen, war auch wirklich nicht mehr wichtig, denn ein paar Jahre später kam der Krieg, und der brauchte keine guten Schüler, sondern gute Schützen, und ein solcher war ja auch der Infanterist Alfons Strehl, unser einstmaliger Häuptling „Schwarzer Büffel“, und auch der Professor Weih war ein solcher, der Schuß durch den Vorhangring hatte es bewiesen. Aber wer der bessere Schütze gewesen ist von den beiden damals im Kriege, das weiß ich nicht zu sagen, weiß nur, daß sie fielen, daß sie beide fielen, der eine schon bei dem Vormarsch an der Marne, der andere kaum ein Jahr später in dem mörderischen Ringen um Verdun.

Zwei Geschichten

von Max Jungnickel.

Der Held.

Manchmal wundert man sich, daß dieses oder jenes Thema noch nicht literarisch gestaltet ist. Hier und da liegen Samenkörner, die es verdienen, in fruchtbare, gute Erde gebracht zu werden. Es wäre gewiß reizvoll, einmal den Roman einer Schraube zu lesen, den Roman einer ganz gewöhnlichen Schraube. Wie könnte man das gestalten! So zeitnah, so tief und volksverbunden eingebettet in den Motor dieser Zeit. Ja, das wäre entschieden eine Aufgabe.

Aber da ist ein heutiger Roman, den das Leben brutal und ganz groß geschrieben hat. Ein wahrer Ringkampf des Lebens mit dem Tode. Der Roman eines Gelehrten, der wie Prometheus für die Menschen ein Geheimnis holt und dabei langsam vom Tod zerhackt wird und trotzdem nicht früher ruht, bis er, nur noch kriechend, der Menschheit die gelöste, glückliche Zauberformel bringt — und dann gleich zusammenfällt und stirbt.

Da ist vor einiger Zeit der Leiter einer radiologischen Station gestorben. Er ging zugrunde an den Folgen der dauernden Arbeit mit den Röntgenstrahlen. Vor ungefähr dreißig Jahren fing er an, die Röntgenstrahlen zu studieren. Eine selbstmörderische Tat, denn niemand ahnte ja damals die furchtbaren Wirkungen dieser Strahlen. Der Gelehrte arbeitete ohne jegliche Schutzmaßregeln. Nach und nach verlor er alle Finger seiner Hände. Einige Jahre später griff die Zerstörung auch auf sein Gesicht über. Die Strahlen ritzen ihn, schnitten ihn und bissen auf ihn ein. Man mußte dem Gelehrten das linke Auge entfernen. Schließlich war sein ganzer Schädel mit Verbänden verdeckt, um die furchtbaren Wunden nicht sehen zu lassen. Der Gelehrte wurde von Schmerzen gefoltert. Er lag manchmal stundenlang und weinte wie ein kleines Kind. Aber immer wieder rang er sich hoch und kämpfte wie ein Held am Rande des Grabes mit dem großen, menschenfreundlichen Geheimnis. Noch drei Tage vor seinem Tode behandelte er Kranke, konnte ihnen, kurz vor seinem letzten Atemzug, noch Hilfe bringen. Dann starb er unter entsetzlichen Qualen, aber er hatte die Zauberformel gelöst.

*

Tornisterkameradschaft.

Wir hatten bis Ende 1915 in unserer Kompanie einen Niedersachsen. Daheim war er Streckenarbeiter. Ein stiller, schwerer Kerl. Braunschweiger. Zuverlässig und tapfer. Er konnte auf Beobachtung wie ein Steinbild stehen, aber man sah es ihm an, daß er immer nachdachte,

daß seine Gedanken auf die große Reise nach der Heimat gegangen waren. Bei Sturmangriffen ging er vor mit großen, schlenkrigen Bewegungen. Wie ein wild gewordener Sämann sah er da aus. Er lachte selten; aber wenn er lachte, dann klang das so warm und heimlich, als ob in seiner Fröhlichkeit die Helle einer Herdflamme schlug. Er war viel für sich allein, bastelte gern oder las, wenn wir in Ruhe waren. Er hatte sich übrigens von daheim eine Dienstanweisung und ein Lehrbuch für Lokomotivheizer schicken lassen, weil er den festen Entschluß gefaßt hatte, sich nach Kriegsende zum Zugpersonal zu melden.

Wir waren fast ein ganzes Jahr zusammen in unserer Gruppe. Hatten lange Gefechte und schwere Strapazen hinter uns. Der Zeiger der russischen Jahreszeiten war merkbar über unsere Gesichter gegangen.

Und dann war es Spätherbst geworden. Kränkelnde Sonne über uns. An den Straßen Vogelbeeren wie große Blutstropfen. Bissige Kühle. Sturmfluten wickelten sich schwer und grau um unseren Gräben. Nachts über uns der Mond wie eine schwankende Totenlaterne, die öfter mal ausging und dann wieder aufflackerte. Es war in der Nähe von Wilna. Der Niedersachs lag in einer Schneenacht auf Horchposten. Er kam nicht wieder zurück. Die Ablösung fand ihn erstochen in seinem Loch liegen. Ein Russe hatte ihm das Bajonett durch die Brust gejagt und das Herz durchstoßen. Er mußte lautlos auf der Stelle gestorben sein; wir hätten ja sonst etwas hören müssen, denn die Nacht war von einer gespenstigen Lautlosigkeit.

Als wir am nächsten Tag seinen Tornister durchsuchten und die Sachen herausnahmen, die als sein Nachlaß in die Heimat gehen sollten, saßen wir schweigend im Unterstand. Wir fanden da, zwischen Gewehrputzzeug und der Dienstanweisung für Lokomotivführer, ein Buch so dick und hart wie ein Ziegelstein: „Der Schütterump“ von Wilhelm Raabe. Jener tiefe deutsche Roman, hingeschrieben mit der schwarzen Schwungfeder des Totenengels und mit dem Lächeln eines weisen Narren, der Gesichte zeichnet und mit Menschen spielt wie ein allmächtiger Würfler.

Ein Buch, das von dem Gefallenen noch nicht kalt geworden war. Es lagen da zwischen manchen Seiten gepreßte Kornblumen von russischen Feldern. Auf Seite 220 lag, gleich einem Buchzeichen, das schwarzweiße Band des Eisernen Kreuzes. Wie ein Symbol, ein lebendiges Symbol lag das Buch da unten im Unterstand, bei hagerem Flackern eines armseligen Lichtes. Zwischen Kornblume und Eisernem-Kreuz-Band rumpelten die schweren Räder des Schütterump. Nie habe ich Wilhelm Raabe so erschütternd und groß erlebt als an jenem kalten Spätherbstmorgen, als er in russischer Erde, aus dem Tornister eines niedersächsischen Streckenarbeiters gekrochen kam.

„Wilhelm Tell“ und die Franzosen in Hamborn.

Eine Erinnerung von J. H. Braach.

Winter 1922/23. Frankreich droht damit, deutsches Gebiet zu besetzen. Von den Millionen Tonnen Kohle, die wir — nach den Bestimmungen des Schandpaktes von Versailles — alljährlich abzuliefern haben, ist eine winzige Menge nicht jenen Weg gegangen, den die ungeheuer übersteigerten und uns brutal zudiktirten Tributverpflichtungen einschlagen sollten. Paris jubelt, denn ihm scheint eine leichte Gelegenheit gegeben, sich der Industrie an Rhein und Ruhr zu bemächtigen. Elsaß-Lothringen hat es schon; wenn ihm jetzt noch die Kohlenbergwerke, Hütten und Walzwerke am Niederrhein zufallen, ist Deutschland für ewige Zeiten zu einer nie vergehenden Ohnmacht verdammt. So hofft es.

Verhandlungen hin, Verhandlungen her, deutsche Proteste, englische Warnungen, ein Weihnachtsfest, das keines ist, eine Jahreswende, an der man alle Wünsche für einen guten Verlauf der nächsten Zeit als Phrasen betrachtet; überall leben Argwohn, Spannung, Gewitterschwüle und Ungewißheit.

*

Wir im Ruhrgebiet ahnten vielleicht am meisten, daß Frankreich seine Drohung nicht umsonst ausgesprochen hatte. Wir fühlten den Zweck und stellten uns innerlich auf die kommende — uns notwendig erscheinende Abwehr ein.

Mit dem Willen des Troges und mit der direkten Absicht, für meinen Teil zu diesem werdenden Abwehrkampf beizutragen, änderte ich den vorgeesehenen Spielplan der Stadttheater Hamborn und setzte „Wilhelm Tell“ an. Das Schauspiel, das wie kein anderes zeigt, wie ein unterdrücktes Volk durch Einmütigkeit, Mut und Tapferkeit das Joch der Knechtschaft zertrümmert, sollte wenigstens in dem Teil der Bevölkerung, auf den ich als Intendant einzuwirken vermochte, den Glauben an die heilige deutsche Sache bestärken und alles ausschließen, was nur einem Handreichen oder Nachgeben oder Sichbeugen ähnelte.

Sind schon an großen Theatern die kurzbestiftete Festsetzung einer Erstaufführung und die Einstudierung eines so umfangreichen und große Anforderungen an Personal und Ausstattung stellenden Werkes mit Schwierigkeiten verbunden, so drohten sie vor uns mit unüberwindbarer Mächtigkeit. Die Hamborner Theater waren neu gegründet, besaßen nicht viel mehr als zwei Bühnen ohne Fundus und Requisiten. Dabei war die Künstlerschar — teilweise von einem früher in Hamborn spielenden Operettentheater übernommen, teilweise neu eingestellt und teilweise durch Gastspielverträge verpflichtet — noch nicht aufeinander eingespielt. Trotzdem — es mußte gehen. Mein Theaterdezernent unterstützte mich in vortrefflicher Weise, meine Kommission — wie sehr war man in jenen Jahren von ihr abhängig! — sagte bis auf die ganz links gerichteten Vertreter zu allem ja, und nicht zuletzt Herr M. von der Thyssenhütte half mir in selbstloser und vorbildlicher Weise. Dadurch, daß bei uns auch die geringste Kleinigkeit in den eigenen Werkstätten neu geschaffen werden mußte, waren unsere Handwerker überbeschäftigt und nicht in der Lage, zu einem so schnell angelegten Werk auch nur einen Bruchteil der benötigten Kulissen, Kostüme und Perücken zu liefern. Und die Bühnenbilder meines künstlerischen Beirats sahen einen massiven Berg, schroffe Felsabhängige, Häuser, Zimmerwände und eine Menge anderer Versatzstücke vor. Manches wurde gestrichen und die Wiedergabe des Schauspiels hauptsächlich auf die Wirkung des Menschen — das heißt auf das Spiel der Charaktere widereinander und auf den Eindruck des gesprochenen Wortes — gestellt. Dennoch blieb eine Unmenge übrig, und niemals wären wir fertig geworden, wenn nicht die Werkstätten der Thyssenhütte sich für alle Schreinerarbeiten zur Verfügung gestellt, und wenn nicht der damalige Oberingenieur B. uns bei der Einrichtung neuer Beleuchtungskörper weitgehend geholfen hätte.

Je drohender das Gespenst der Besetzung näherrückte, desto verzweifelter wurde geschafft. Eine Probe folgte der anderen. Jeder Schauspieler mußte, gleichgültig, ob er abends beschäftigt war oder nicht, drei, ja vier Proben täglich über sich ergehen lassen. Immer wieder „Tell“, nichts als „Tell“. Die Massenszenen wurden vor und nach den Vorstellungen durchgeackert, und schon morgens in der Frühe mit Einzelproben begonnen. Das Nebensächliche wurde gestrichen, und das Freiheitliche be-

trat. Eine schwere Arbeit, die nie geglückt wäre, wenn sich nicht jeder Schauspieler und jeder Mann in den Werkstätten willig der großen Aufgabe untergeordnet und über seine Kräfte hinaus geholfen und sich eingesetzt hätte.

Der Tag der Besetzung kam und mit ihm — unsere Aufführung. Während auf einer nahegelegenen Landstraße die Franzosen Regimenter von Artillerie und Pionieren nach Oberhausen und Essen schickten, während in aller Bevölkerung das Maß der Aufregung ein ungeheures war, hielten wir eine Generalprobe, in der wenig klappte. Es gab Wiederholungen und Wiederholungen, hier eine Änderung und dort noch eine Unter- malung; bis in den Mittag hinein wurde durchgehalten und zuletzt nur abgebrochen, weil die Künstler Ruhe für die Vorstellung, die am gleichen Abend war, haben mußten.

Was sollte werden? Würden die Franzosen die Aufführung verbieten? Unser Theater schließen? Von mancher Seite hat man mich, den „Tell“ abzusetzen. Unser Beginnen könnte als Herausforderung gedeutet werden und schlimme Folgen zeitigen. Meinettwegen!

Gegen fünf Uhr erreichte mich die Nachricht, daß Volksmassen unser großes Haus, das sogenannte Rixenhofsche Haus, in dem an drei Abenden in der Woche gespielt wurde, belagerten; kurze Zeit später teilte man mir mit, daß man die eisernen Rolläden, die den Eingang absperrten, aufgerissen und die Fenster eingeschlagen habe, um — „Wilhelm Tell“ zu sehen! Zwei Stunden vor Beginn der Vorstellung war der Zuschauerraum „ausverkauft“, und zu der Zeit, da die Vorstellung beginnen sollte, faßte er statt der vorgeschriebenen sechzehnhundert Personen rund viertausend. Die Menschen drängten sich in den Reihen zusammen, jeder Platz war doppelt belegt, die Gänge und Treppen waren gestopft voll. Als man keinen Fußbreit Platz mehr finden konnte, eroberte man den Bühneneingang, besetzte die Winkel hinter Vorhängen und Kulissen und ließ uns nur so viel Raum, daß wir gerade Bewegungsfreiheit zu Spiel und Umbau hatten. Jeder Versuch, von uns aus „Ordnung“ zu schaffen, und alles Einschreiten der Polizei waren vergebens.

Und doch habe ich nie vorher und niemals nachher eine solche feierliche Stille während des Spiels erlebt, niemals eine solche Weihe, niemals eine derartige Andacht. Und dann brach der Sturm los. Wurden schon einige Szenen, die vaterländische Sentenzen enthielten, mit rauschendem Beifall bedacht, so entfesselte die nächtliche Zusammenkunft der Schwitzer, Urner und Unterwaldner auf dem hohen Rütli ein ungeheures Losen und Branden. Die Szene mußte wiederholt werden, und als jetzt die letzten Worte gesprochen waren, erhoben sich alle Anwesenden, streckten die Schwurfinger in die Höhe und sprachen die Worte des Kösselmann nach:

Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern,
In keiner Not uns trennen und Gefahr.
Wir wollen frei sein, wie die Väter waren,
Eher den Tod, als in der Knechtschaft leben.
Wir wollen trauen auf den höchsten Gott
Und uns nicht fürchten vor der Macht der Menschen.

Und darauf „Deutschland, Deutschland über alles“, „Es braust ein Ruf wie Donnerhall“ in einer Entflammung, in einem gewaltigen, alles umfassenden Geist.

Da stand der Direktor neben seinem Bürogehilfen, der Walzer neben dem Hauer, der Schulrat neben einem Mädels, der Ingenieur neben seinem Zeichner oder dem Arbeiter vom Hochofen — ausgewischt waren Stand und Beruf, Partei und Alter, arm und reich.

Die Franzosen verboten überall den „Tell“, zerstörten in Essen die Einrichtung vieler Innenräume im Theater — Warnungen und Ermahnungen gingen mir zu — ich störte mich an nichts und wiederholte die Aufführung neunzehnmal. Und jedesmal die gleiche Begeisterung und dasselbe Treuebekenntnis nach der Rütliszene.

Und überall im Reich von Kohle und Eisen — damals innerhalb des passiven Widerstandes zum Stillstand verdammt — die gleiche Latkraft in Abwehr und Abweisung und dieselbe unerschrockene Erhebung für Volk und Vaterland.

Die Rundschau



Der künstlerisch ausgeführte Sockel.



Im ersten Flaggen schmuck. Lichtbilder: Börner.

Fahnenmasten aus nahtlosem Stahlrohr am Ehrenmal in Berlin.

Kürzlich wurden am Berliner Ehrenmal neue künstlerische Stahlrohrmasten aufgestellt, die am Geburtstage des Führers erstmalig Flaggen schmuck zeigten. Die Maste sind gestiftet vom Verein Deutscher Eisenhüttenleute, die Gesamtausführung erfolgte nach dem Entwurf von Professor Waldemar Raemisch, Berlin, durch die Werke „Poensgen“ und „Thyssen“ der Deutsche Röhrenwerke AG. (Vereinigte Stahlwerke AG.)

Wie die Wissenschaft das Rätsel des Lebens zu lösen versucht.

Von Edwin Leale in „Popular Science Monthly“, Newyork.

In den letzten Monaten haben in einem Duzend Laboratorien die Forscher, deren Arbeiten sich mit dem Grenzgebiet des größten Geheimnisses der Wissenschaft, des Rätsels des Lebens selber, befassen, aufsehenerregende Fortschritte erzielt. Mit synthetischem Blut, Reagenzröhrenprotoplasma und verwickelten Glasapparaturen haben sie die Grenzen des biologischen Wissens weiter hinausgerückt. Ihre Errungenschaften erregen die Phantasie und deuten künftige erstaunliche Dinge an.

Zwei Gelehrte der Universität von Oregon, Dr. Edwin C. Osgood und Alfred N. Muscovis, arbeiten mit einem Labyrinth von Glasröhren, Flaschen, Kolben und Membranen. Ihr Apparat ist ein künstlicher Knochen zum Erzeugen von Blutzellen im Laboratorium. In ihm sind zum ersten Male in der Geschichte die roten Zellen außerhalb tierischer Körper erzeugt worden.

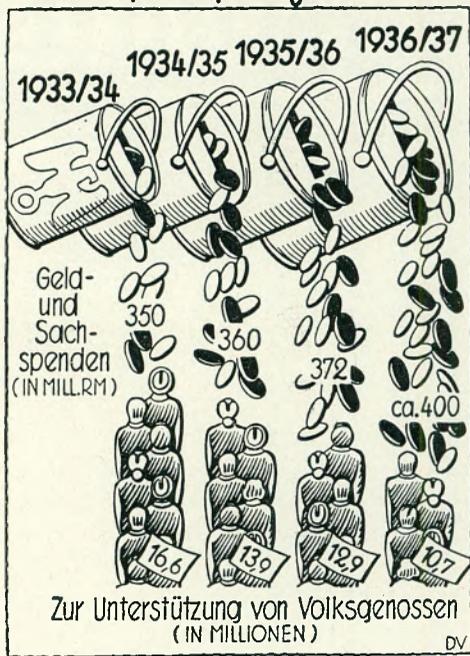
Durch eine kunstvolle Operation gewinnen die Männer eine Spritze voll Mark von einem Brustknochen. Diese lebende Materie wird auf einen gallertartigen Stoff in einer Röhre des Apparates übertragen. Während eine Gas Mischung durch die Röhre fließt, die auf gleichbleibender Temperatur gehalten wird, ermöglicht eine besondere Membran das Hinzutreten von Nahrung und das Ausscheiden von Abfallstoffen. Auf diese Weise lebt das Mark unter natürlichen Bedingungen. Es wächst, tötet Keime,

erzeugt neue Blutzellen, alles innerhalb seines durchsichtigen Gehäuses. Dieser erstaunliche „Glas Knochen“ ist nur eine von vielen Neuerungen, die den Gelehrten unserer Zeit in den Stand setzen, Lebensvorgänge im Laboratorium zu beobachten. Manche dieser Vorrichtungen sind so verwickelt, daß die Vorbereitungen zu einem Versuch, der nur fünfzehn Minuten dauert, eine Woche in Anspruch nehmen. Dies ist zum Beispiel der Fall an der Brown-Universität in Providence (Rhode Island), wo Dr. J. Walter Wilson die Geheimnisse des tierischen Lebens zu erforschen sucht.

Bei einem kürzlichen Versuch schaute Dr. Wilson durch ein stark vergrößertes Mikroskop auf die Zellen einer Kaninchenniere, die er mittels eines Zustroms von synthetischem Blut, das aus einer Salzlösung, Sauerstoff und den roten Blutkörperchen aus Ochsenblut bestand, stundenlang am Leben erhielt. Was er sah, bestärkte ihn in der Anschauung, daß die einzelnen Zellen atmen. Wenn er die Niere erwärmte, konnte er feststellen, daß die Schnelligkeit der Oxydierung mit dem Ansteigen der Temperatur zunimmt. Als er dem Strom synthetischen Blutes giftiges Phosphor zusetzte, sah er, wie beim Absterben der Niere winzige kristallartige Stäbchen innerhalb der Zellen zerbrachen.

Im Sommer 1935 spornete eine vom Rockefeller-Institut in Newyork gemachte Ankündigung das uralte Forschen nach dem Geheimnis des

Die Entwicklung des WFW



Das WFW. 1936/37.

Mit berechtigtem Stolz konnte das Ergebnis des diesjährigen Winterhilfswerkes verkündet werden. In den 400 Millionen Reichsmark zeigt sich der praktische Sozialismus des deutschen Volkes. Dabei hat die Zahl der unterstützten Volksgenossen, die noch nicht in vollem Maße die Segnungen des Wirtschaftsaufstieges gespürt haben, wiederum eine beträchtliche Abnahme erfahren. Gegenüber dem ersten WFW. bedeutet das finanzielle Ergebnis eine Steigerung um 50 Millionen Reichsmark, gegenüber dem vergangenen um etwa 30 Millionen Reichsmark. In diesen Zahlen spiegelt sich auch der wirtschaftliche Aufschwung Deutschlands wieder. Von besonderer Wichtigkeit ist dabei, daß die Leistungen des WFW. zu den Fürsorgemaßnahmen des Staates und der Gemeinden hinzutreten. Nicht nur Erwerbslose mit ihren Familien, auch Kleinrentner, Notstandsarbeiter und alle anderen Volksgenossen, die ihren Lebensunterhalt nicht aus eigener Kraft bestreiten können, werden vom WFW. betreut.

Lebens an. Sie besagte, daß ein mechanisches Rätsel, welches Erfinder über ein Jahrhundert lang genarrt hatte, gelöst worden sei. Oberst Charles A. Lindbergh habe in Zusammenarbeit mit Dr. Alexis Carrel, dem ersten amerikanischen Träger des Nobelpreises für Medizin, ein mechanisches Herz erfunden, das synthetisches Blut mit demselben pulsierenden Lauf pumpt, der den menschlichen Lebensstrom kennzeichnet.

Diese Erfindung eröffnete ein weites neues Forschungsgebiet.

Einzelne Organe — Lebern, Lungen, Nieren, Drüsen — können jetzt unbegrenzt am Leben erhalten und durch die durchsichtigen Wände ihrer Behälter beobachtet werden. So können die Forscher den Ablauf einer Krankheit mit ansehen und die Wirkung der Ernährungsweise und der Arzneien auf das einzelne Organ studieren. Es ist ihnen ein neuer Weg eröffnet, auf dem sie die Probleme des Lebens und des Todes erforschen können.

In einem Falle verbanden Gelehrte des Rockefeller-Instituts eine Schilddrüse mit dem Lindberghschen Herzen. Die Zellen der Drüse wuchsen; ihre Arterien pulsierten; ihre Absonderungen flossen wochenlang weiter, nachdem die Kasse, von der sie stammte, längst begraben worden war.

Ein Begleitresultat der Forschung mittels dieser neuen Technik ist eine klarere Einsicht in die Art und Weise, wie Herzleiden zu behandeln sind. In St. Louis hat Dr. William B. Kouss von der Medizinischen Fakultät der Washington-Universität Forschungen durchgeführt, die sich wie die Tätigkeit einiger Alchimisten alter Zeit anhören. Er bringt tote Herzen im Laboratorium zum Leben und untersucht dann die Wirkung verschiedener Drogen auf die erkrankten Organe.

So haben Forscher in verschiedenen Teilen des Landes Apparate ausgearbeitet, die das Leben nachahmen oder es in Gang halten. Aber sie

haben nicht Leben geschaffen. Jenseits ihrer Arbeit liegen die Grenzen des Unbekannten.

Was ist die Scheidelinie zwischen Leben und Tod? Was ist das geheimnisvolle Etwas, das wir Leben nennen? Was ist dahin, wenn eine Zelle tot ist? Eine fünftausendjährige Forschung hat bis jetzt nicht die Antworten zu geben vermocht.

Wenn man das Ende eines dünnen Glasstäbchens mit Schellack überzieht und das Stäbchen dann in einen Tropfen Chloroform legt, wird der Tropfen das Stäbchen einsaugen, den Schellack auflösen und das Glas ausscheiden. Er verhält sich genau so wie eine Amöbe, wenn sie eine andere Amöbe verzehrt und die Abfallstoffe ausscheidet. Jedoch lebt die Amöbe, wohingegen das Chloroform nicht lebt.

Berührt man gegenüberliegende Seiten eines Öltropfens mit kleinen Stücken Natriumcarbonat, so verändert sich die Oberflächenspannung derart, daß der Tropfen sich sauber in zwei Tropfen spaltet, genau wie eine Amöbe, wenn sie sich fortpflanzt. Das Öl handelt wie etwas Lebendes, besitzt aber kein Leben. Was fehlt ihm?

Etwas, das ihm mangelt, ist eine durchscheinende, gallertartige Flüssigkeit, die man Protoplasma nennt. Diesen Lebensstoff findet man in den Zellen jeder lebenden Pflanze und jedes lebenden Tieres. Die Chemiker können uns seine genaue Zusammensetzung angeben: Sauerstoff 72 %, Kohlenstoff 13,5 %, Wasserstoff 9,1 %, Stickstoff 2,5 %. Außerdem sind Spuren von Eisen, Silizium, Mangan, Magnesium, Kalzium, Chlor, Phosphor, Schwefel, Fluor, Natrium und Jod vorhanden. Das ist alles. Was erhält man aber, wenn man diese Bestandteile zusammenrührt? Ein Klümpchen wertlosen Schmutzes. Etwas fehlt. Dieses Etwas jenseits der chemischen Aspekte der lebenden Materie ist es, was sich der Forschung entzieht.

Dr. George Washington Crile, ein bekannter Clevelandler Arzt, stellt die Theorie auf, daß Elektrizität den Lebensfunken in der Zelle erkläre, und daß unser Körper aus Milliarden winziger Dynamos bestehe. Natürlich pflichten nicht alle Gelehrten dieser Ansicht bei. Aber von einem unveränderlichen Geseß sind alle überzeugt. Es ist: „Leben kommt nur von Leben, Protoplasma wird nur von Protoplasma geschaffen.“

In den letzten Jahren haben die Gelehrten, die sich mit ihren Versuchen im Laboratorium in das Reich des Unsichtbaren begeben, vieles über die Zellen in Erfahrung gebracht. Sie haben beobachtet, wie die winzigen Einheiten sich wie Amöben teilen. Sie haben die festsamen Schnüre und Klümpchen von Chromosomen untersucht, jenen fadenähnlichen Körpern, die die Träger der Gene sind — Elementen in der Zelle, die Erbmerkmale übertragen. Sie haben entdeckt, daß ein einziges Chromosom Tausende von Genen in sich tragen kann, die kaum größer als Moleküle sind.

Dehnte man einen Zoll aus, bis er von einer Küste der Vereinigten Staaten zur anderen (3000 Meilen) reicht, und dehnte man ein Gen im gleichen Verhältnis aus, so würde dieses sich über weniger als 100 Fuß erstrecken! Und doch bestimmen diese unendlich kleinen Faktoren in den Fortpflanzungszellen, ob eine Blume rot oder blau, ein Mensch dunkel oder blond sein wird. Erst vor wenigen Monaten berichtete Barbara McClintock, eine Forscherin an der Cornell-Universität in Ithaca im Staate New York, über eine interessante Entdeckung. Sie hatte festgestellt, daß kaum sichtbare Pünktchen im Protoplasma bei der Erzeugung von Chromosomen, wenn die Zelle sich teilt, als „Generatoren“ wirken. Bei noch neueren Versuchen ist es ihr gelungen, die Punkte zu photographieren. Sie bestehen ihrer Meinung nach aus irgendeiner unbekanntem Verbindung von chemischen Stoffen.

Eine Forscherin im Biologischen Laboratorium der Vereinigten Staaten in Woodshole (Massachusetts), Dr. Ethel Browne Harbey, wirbelte unbefruchtete Eier des gemeinen Seeigels in einer Zentrifuge, die eine Kraft entwickelte, welche zehntausendmal so groß war wie die Anziehungskraft der Erde, wodurch die Eier in zwei Hälften gespalten wurden. Dann suchte sie die Stücke heraus, die keine Kerne oder Mutterelemente enthielten, und befruchtete sie auf chemischem Wege. Als diese Eisfragmente darauf in Meerwasser gebracht wurden, entwickelten sie sich zu lebenden und sich bewegenden Geschöpfen, die weder Väter noch Mütter hatten.

In Washington arbeitet Dr. Frank M. Scherz seit Jahren in den Laboratorien des amerikanischen Landwirtschaftsministeriums an der Erforschung der Pflanzenzellen und des Chlorophylls, des grünen Farbstoffes der Blätter. Durch das Chlorophyll wird Energie in Gestalt von Sonnen-

schein in Materie in Gestalt von Blattfarbstoff umgewandelt. Was das Blut für die Liere ist — so folgert Dr. Scherz —, ist das Chlorophyll für die Pflanzen. Pflanzenleben und tierisches Leben sind so eng verknüpft, daß man das Geheimnis des einen auch als das Geheimnis des anderen ansieht. Infolgedessen suchen Forscher an vielen Orten das Rätsel des Chlorophylls zu lösen.

Ein Gelehrter des Carnegie-Instituts, Dr. M. A. Spaehr, stellte im Pflanzenbiologischen Laboratorium des Instituts in Kalifornien ein Zellenmodell her, das wie eine lebende Zelle „atmet“. Es nimmt Sauerstoff und Zucker auf und verbindet sie so, daß sie Kohlenäure und Wasser bilden, was genau das ist, was die lebende Zelle tut.

Durch solche Modelle, wie auch durch den verwickelteren Apparat, der im Laboratorium Leben unterhält oder nachahmt, suchen die Forscher neue Anhaltspunkte zur Lösung alter Geheimnisse. Sie sammeln eine Tatsache hier und eine andere dort und fügen Wissensstückerchen, die scheinbar keine Beziehung zueinander haben, zu einer Art wissenschaftlichen Mosaikbildes zusammen. Wenn es vollständig ist, wird es die alte Frage „Was ist Leben?“ beantworten. Während der Physiker sich näher an das Herz des Atoms und seine Geheimnisse heranarbeitet, macht sich der Biologe an das Rätsel der Zelle und ihres Lebensfunken heran.

Das deutsche Wort für Baby.

Dr. Ing. Ilse Essers in der Zeitschrift „Frauenkultur“.

Zur Erhaltung deiner Art muß zum Erkennen die Unmöglichkeit eines fremden Velenatnisses ein ebenso leidenschaftliches Velenatnis deinerseits zu deiner Art kommen. Gertrud Scholz-Klink, Nürnberg 1936.

Es war an einem wunderschönen Sommertag. Draußen im Garten spielte mein Junge. Ich hielt meine kleine, kleine Ironbild auf dem Arm. Sie hatte getrunken, schön brav sich satt getrunken, und ich hätte sie nun eigentlich wieder in ihr Körbchen legen müssen, wie sich das so gehört bei einem drei Monate alten Kind. Aber der Tag war so wunderbar, so friedvoll wie selten einer. Wir saßen am Fenster, ich mit meinem Kleinen, kleinen Mädels, und wir schauten hinaus in die sonnige Welt.

Und zu dem kleinen Stückerchen Menschenleben in meinem Arm sagte ich — welche Mutter spräche nicht gern mit ihrem Kind —: Schau, da draußen spielt dein Ulf-Bruder. Der ist so stolz auf dich. Er glaubt bestimmt, er ganz allein sei schuld daran, daß du am Leben bist. Er hat ja jeden Abend zum lieben Gott gebetet: „... und schenk uns auch so ein süßes Baby, wie Steffens eins haben.“

Baby — hm, bist du denn mein Baby?

Das Wort Baby ließ mir keine Ruhe mehr. Wie ein falscher Ton in einem schönen Lied uns ärgern müßte, so hat das Fremdwort mich gestört in dieser Stunde.

Aber was hätte mein Ulf denn beten sollen? fragte ich mich.

Haben wir ein deutsches Wort für Baby, und wie heißt es?

Säugling? — Ganz unmöglich kann ein Kind beten: „Lieber Gott, schenk uns bitte einen Säugling!“ solch ein kaltes, häßliches Wort sagt ein Kind nicht (auch eine Mutter nicht), wenn es aus vollem Herzen den lieben Gott um etwas bittet.

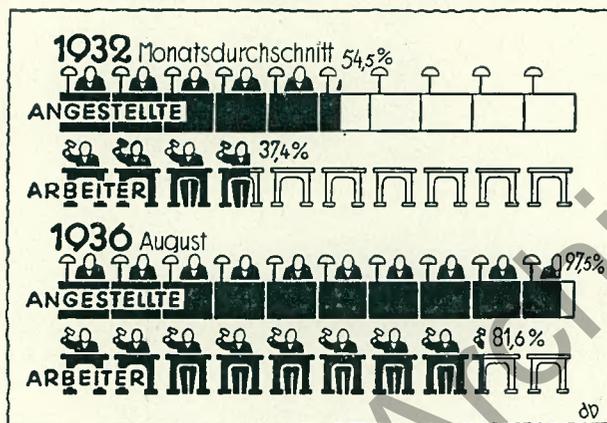
„Und schenk uns ein Kind“, das geht doch auch nicht, denn das würde falsche Vorstellungen ergeben. Ein Kind kann laufen, das können sie aber doch noch nicht, wenn sie auf die Erde kommen — so würde Ulf sofort antworten, wollte man ihm vorschlagen, er solle um ein Kind bitten.

Also was dann? Kleinkind? — Dies Wort habe ich einmal vor zehn Jahren auf einer Ausstellung gelesen. „Für das Kleinkind“, so hatte ein Architekt, dem anscheinend Baby und Säugling auch nicht gefiel, über ein Zimmer geschrieben. Ein paar echte Berlinerinnen meinten dazu ganz trocken: „Neulich waren wir auf der Kleinvieh Ausstellung, jetzt kommen wir zum Kleinkind.“ — Das Wort hat sich in den zehn Jahren wohl nicht sehr eingebürgert. Ich kann mir auch nicht vorstellen, daß Mutter und Geschwister von ihrem Kleinkind sprechen oder daß der Vater nach seinem Kleinkind fragt (es sei denn ironisch). Das Wort ist sicher am Schreibtisch entstanden und paßt wohl auch dorthin, aber nicht in die Kinderstube.

Aber gibt es denn wirklich kein schönes deutsches Wort für Baby? Ist unsere Muttersprache so arm? Oder war ein Wort da und ist nur verdrängt worden durch die Wörter Baby und Säugling, die doch bestimmt noch nicht lange in unserer Sprache leben?

VII/VIII/71

Don den Arbeitsplätzen in der Maschinenindustrie waren besetzt:



Die deutsche Maschinenindustrie voll beschäftigt.

Die Abschlüsse der deutschen Maschinenfabriken für das Jahr 1935/36 stehen weiterhin im Zeichen eines kraftvollen Wirtschaftsaufschwunges. Man kann feststellen, daß mit wenigen Ausnahmen die Maschinenindustrie in Deutschland wieder voll beschäftigt ist. Die Umsatzziffern der Maschinenfabriken haben im Jahre 1936 bereits wieder den Stand des Jahres 1928 erreicht, des Jahres der besten Beschäftigung vor der Krise. Der Auftragseingang bei der deutschen Maschinenindustrie ist weiterhin gut, so daß auch für die Zukunft mit einer weiteren Belegung und guten Beschäftigung zu rechnen ist. Besonders zu beachten ist auch die Feststellung in den Abschlüssen der Maschinenfabriken, daß die Einkommen der Arbeiter keinesfalls festgeblieben sind, sondern daß tatsächlich vielfach die Stundenlöhne infolge der besseren Akkordergebnisse erhöht werden konnten.

Und wie die Gedanken so wandern in einer besinnlichen Stunde, da fällt es mir plötzlich ein. In einem Weihnachtlied heißt es doch: „Es ist ein Kindlein uns geboren.“

Wie klingt das traut und lieb: Kindlein! Woher hat der Dichter dieses Wort? Gewiß hat er es aus seiner Mutter Mund als Kind gehört, denn im Volksmund lebt das Wort ja auch. So sagt zum Beispiel die Schwäbin: „s Kindle“ und die Rheinländerin: „et Kindche“ und andere ähnlich. Und dabei meinen sie eben immer das, was man im Hochdeutschen bald Baby, bald Säugling nennt.

Nun habe ich zwei Jahre lang in der Stille geprüft, so oft jemand von einem Baby sprach, ob dafür das Wort Kindlein passen würde. Und ich kann nur sagen: Es paßt immer, es paßt viel besser als das Fremdwort.

Sobald das verstoßene Wort Kindlein wieder in den Sprachgebrauch eingeführt ist, sind Verwechslungen und Unklarheiten zwischen Kind und Kindlein nicht zu befürchten.

Nun nützen solche Überlegungen nichts, wenn ich sie für mich allein behalte.

Es fragt sich: Kann man den Sprachgebrauch vom Fremdwort weg zum deutschen Wort hinlenken?

Ein Beispiel beantwortet die Frage.

Als die ersten Flugzeuge flogen, nannte man diese in Deutschland nicht Flugzeug, sondern Aeroplan. Und wer sich besonders als Kenner in diesem neuen Fach beweisen wollte, nannte den Eindecker Monoplan und das Wasserflugzeug Hydroplan. Damals hat ein Vorkämpfer der Flugtechnik, Dipl.-Ing. Kober, der die Fremdwörterlei nicht leiden mochte, mit anderen, ebenso denkenden Männern vom Fach sich für das Wort Flugzeug eingesetzt, und der „Verein deutscher Ingenieure“ hat den Kampf sehr unterstützt. Damals erklärten zwar viele: An dem unmöglichen Wort Flugzeug bricht man sich die Zunge ab, und es wird sich darum nicht einbürgern. Jedoch Kober gewann den Grafen Zeppelin für die Sache, und unter dieser Schutzherrschaft hat sich das brave deutsche Wort nicht nur eingebürgert, sondern die volle Alleinherrschaft errungen.

Ich bin davon überzeugt, daß die allermeisten deutschen Eltern ebenso denken wie ich und von ihrem Liebsten, ihrem Eigensten, ihrem Kindlein

327

nicht mit einem Fremdwort sprechen mögen, als ob es ein englisches Baby sei und nicht von deutschem Fleisch und Blut. Darum wandte ich mich an den „Deutschen Sprachverein“. Dort fand ich volles Verständnis. Männer, deren Lebensaufgabe es ist, die deutsche Sprache von Schlacken zu befreien und ihre Schönheit und Reinheit zu pflegen, sagten mir: Nur die deutsche Mutter kann für das Fremdwort „Baby“ das richtige deutsche Wort finden, das sie, die Mutter, befriedigt.

An alle Leser und Lesefinnen wende ich mich nun mit der Bitte, mitzuhelfen im Kampf für ein gutes, deutsches Wort, das in der Zeit des liberalistischen Bildungsdünkels aus dem Hochdeutschen verdrängt worden ist.

Die Kleinsten unserer Volksgenossen sollen nicht mehr Baby, sondern Kindlein heißen!

Lob des Mißerfolges.

Von Gustav Adolf Bischoff.

Aus „Der Kaufmann überm Durchschnitt“.

„Die Hindernisse seiner Unternehmungen soll man lieben“ — so hat einmal ein Meister der Lebenskunst gesagt.

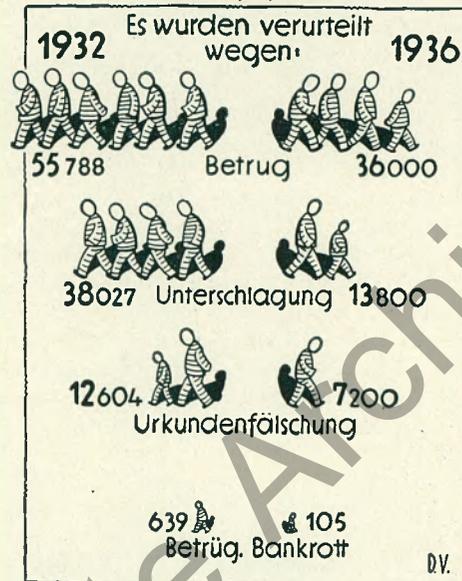
Es ist nicht leicht, sich den Sinn dieses Wortes zu eigen zu machen. Denn wie kann man das Lieben, was einem hindernd in den Weg tritt, wenn man sich gerade auf dem Marsche zu einem lockenden Ziel fühlt?

Der Verfasser weiß sich frei von der Sucht, hier etwa den „weisen Mann“ spielen zu wollen. Aber er ist vom Leben ordentlich gerüttelt und geschüttelt worden und weiß darum, daß es keinen Unsinn bedeutet, wenn er predigt: Man kann nicht genug tun, sein eigenes Leben daraufhin zu überprüfen, ob man mehr bleibenden Gewinn aus augenblicklichen Erfolgen zog, die einem verhältnismäßig leicht „in den Schoß fielen“, oder aus Vorkommnissen, die voller Hemmungen waren.

Der Begriff „Erfolg“ ist für die meisten Menschen eine Fiktion. Sie führt gar zu leicht zu größlicher Selbsttäuschung über die eigenen Qualitäten. Erfolg ist ja durchaus nicht immer die Frucht planvoller Vorausberechnung, besonderer Lüchtigkeit und scharfer Abwägung aller mitwirkenden Umstände, sondern er beruht sehr oft nur auf zufälligem Zusammentreffen günstiger Faktoren. Wird ein „Erfolgsfall“ rückschauend unter die Lupe genommen, so wird in der Regel alles gewissenhaft vermerkt, was an bewusster Aktivität eingesetzt wurde; aber es wird zu gern so getan, als ob es allein dieses Zutun gewesen sei, das den günstigen Ausgang herbeiführte. Ja, es wird sogar in vielen Fällen aus Not Tugend gemacht, indem vorgekommene notorische Fehler und Unterlassungen als wohlberrechnende „Taktik“ ausgelegt werden. Die glücklichen Zufälligkeiten aber, wie günstige Zeit, günstige Situation usw., bleiben wohlweislich außerhalb der Betrachtung. Die Größe und Bedeutung vieler Berühmtheiten schmilzt demgemäß oft zu einer Wenigkeit zusammen, wenn man sich in Nüchternheit klarmacht, wie weit die Bedeutung sich nur auf besonderer Gunst der Umstände aufbaute. Mißerfolge und Hindernisse aber zwingen uns regelmäßig dazu, auch solche Umstände in Rechnung zu stellen, die wir vorher übersehen oder unterschätzten. Fehlschläge sind für alle, und nicht nur für den Kaufmann, eine wundervolle Schule der Selbsterkenntnis. Gerade an den Wendepunkten, wo unsere Siegesicherheit die Tragik einer unermuteten Niederlage doppelt schwer empfindet, entstehen neue, vorwärtstreibende Kräfte. Sie muß man auffangen, ihnen müssen wir unsere Seele öffnen! Nur dann lernen wir, die Pädagogik der Niederlage zu begreifen — lernen wir, unsere Denkungsweise und unsere Arbeitsmethoden zu verbessern. Außerdem lernen wir dabei die hohe Tugend der Geduld!

Geduld haben — an die Zeit andere, viel weitere Maßstäbe anlegen, als sie sich aus der Kürze und dem hastigen Rhythmus unseres Lebens ergeben — das ist auch eine von den Tugenden, die nur sehr wenigen Menschen geläufig ist, die aber unbedingt zur Lebenstüchtigkeit gehört. Gewiß, wenn Menschen etwas schaffen, so ist es naheliegend, daß sie auch den Ablauf der Dinge noch „erleben“ und möglichst vollständig „übersehen“ möchten. Wir dürfen aber nicht verkennen, daß sich daraus grobe Irrtümer ergeben müssen. „Hast“, „Unruhe“, „Übereilung“, „Nervosität“ — das sind ein paar Bezeichnungen, welche die Stationen kennzeichnen, die am Wege

Weniger Wirtschaftsverbrechen in Deutschland



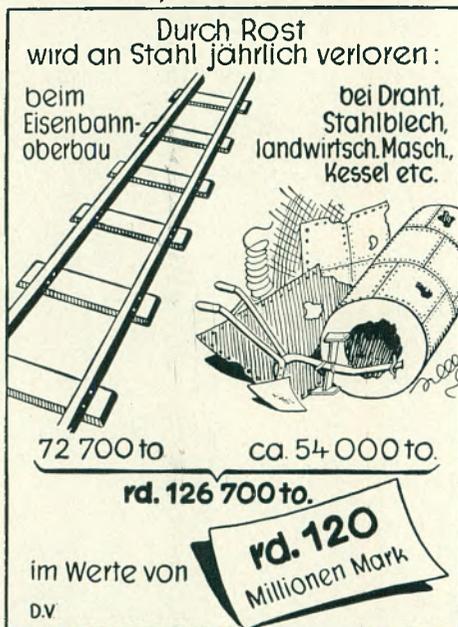
Abnahme der Zahl der Wirtschaftsverbrechen.

Seit dem Jahre 1933 sind Sicherheit und Ordnung wieder im deutschen Volkleben eingeleitet. Der nationalsozialistische Staat hat gerade in der Wirtschaft darauf gesehen, daß die Begriffe von kaufmännischem Treu und Glauben wieder gebührend zur Geltung kommen. Die Kriminalstatistik der letzten Jahre zeigt, daß alle Wirtschaftsverbrechen in den letzten fünf Jahren stark zurückgegangen sind. Im letzten Jahre waren zum Beispiel rund 40 Prozent weniger Betrüger abzuurteilen als in den Jahren vor der nationalsozialistischen Machtergreifung.

solch kurzfristiger, falscher Taktik liegen können. Der einzelne fühlt sich dann fortgesetzt angetrieben, „Eingriffe“ vorzunehmen, „etwas zu tun“ — und wäre es nur, um seine Existenzberechtigung möglichst sinnfällig unter Beweis zu stellen. Daß der an Entwicklungen angelegte Zeitmaßstab aber in vielen Fällen in schreiendem Mißverhältnis zu der Eigengesetzlichkeit außermenschlichen Werdens und Wachsens steht, wird den Nervösen nicht genügend klar. Erst wenn sich dann wieder eine neue Hemmung zeigt, wenn es offenbar wird, daß man viel zu hastig vorging, daß ein stilles, geduldiges Abwarten die Entwicklung tausendmal nachhaltiger gefördert hätte als das nachhelfende Drängen — dann erst bekommt man wieder einen Begriff von der eigenen Unzulänglichkeit, um entsprechende Lehren daraus zu ziehen. Also nochmals: Respektiere, ja liebe deine Niederlagen! Man kann diese Erkenntnis übrigens sehr gut auch in die kaufmännische Praxis übersetzen, indem man sich zur Gewohnheit macht, in regelmäßigen Zeitabständen rückschauend alles unter die kritische Lupe zu nehmen, was irgendwie „nicht klappte“. Bei dem und dem Geschäftsvorfall gab es Ärger — man erlebte da und da Reklamationen — es kam zum Abbruch alter Beziehungen — die Belegschaft zeigte schlechte Laune und ließ es an Eifer fehlen — ein Chef schnauzte — Verkaufserfolge blieben aus — Werbeaktionen versagten — usw. usw. Wir wollen uns jetzt nicht künstlich die Laune durch Aufzählung der tausenderlei Hemmungen verderben, die uns das Leben oft schwer machen. Aber, auf Ehre — nichts ist so heilsam, als in kühler Objektivität rückschauend zu forschen und jede peinliche Feststellung mit der bohrenden Frage abzuschließen: „Aber warum kam es hierzu? Woran lag es? Was habe ich verfeßt?“ — Die Systematik in der Beobachtung von Hemmungen sollte zweckmäßig sogar so weit gehen, daß man sich ein schriftliches Verzeichnis aller notorischen „Versager“ anlegt — aber nicht nur solcher, die zu greifbaren Mißerfolgen führten, sondern auch solcher, die nur im Gedanklichen liegen.

Vorsicht walte also bei der Beurteilung von Erfolgen! Je bedeutender ein Erfolg ist und je selbstverständlicher er errungen wurde, um so größer ist die Gefahr der Selbsttäuschung — mit der Auswirkung, sich zu überschätzen und aus Eitelkeit heraus Dummheiten zu begehen. Achtung vor Mißerfolgen aber ist immer segensreich. Sie macht uns zwar skeptisch — gleichzeitig aber wach, hellichtig und klug.

Staatsfeind: ROST



Stahlrost kostet 120 Millionen Reichsmark jährlich.

Der jährliche Rostverlust an Stahl in Deutschland.

Aus „Stahl und Eisen“.

Daß fast alle metallischen Baustoffe mehr oder minder verwittern und durch den Angriff von Wasser und Luft manche Metallmengen verlorengehen, ist eine allgemein beobachtete Tatsache. Über das Ausmaß dieser Verluste herrschen aber noch ungeklärte Ansichten, wobei, wie es fast natürlich ist, die höchsten Schätzungen die weiteste Verbreitung gefunden haben. Das gilt besonders für den Rostverlust an Eisen und Stahl, für den immer wieder Zahlen bis zu 2 Milliarden RM. genannt werden; wie unsinnig dies ist, geht daraus hervor, daß der Wert der deutschen Stahlerzeugung im vergangenen Jahr mit einer Spitzenenerzeugung von 19 Millionen t Rohstahl vielleicht 2 Milliarden RM. erreicht.

Reichsbahndirektor Dr.-Ing. O. Schaper und im Anschluß daran Dr.-Ing. K. Daebes und K. Trapp haben nun in „Stahl und Eisen“ (Jahrgang 1936, S. 1249/50; Jahrgang 1937, S. 169/71) den Versuch gemacht, den Rostverlust an Stahl an Hand begründeter Überlegungen zu schätzen. Wenn auch sie in ihren Ergebnissen noch auseinandergehen, so liegt das an den Schwierigkeiten, die einer eindeutigen Berechnung des Rostverlustes entgegenstehen: man kennt nicht die gesamte Menge des ausliegenden Stahles, man weiß nicht, wieviel Stahl in Landgegenden oder in Industriegegenden oder unter Wasser sich befindet, welche Mengen mit Schutzüberzügen versehen sind, und danach ist natürlich die Rostgeschwindigkeit ganz verschieden.

Schaper geht für die Schätzung der gesamten in Gebrauch befindlichen Stahlmenge von der Menge der verlegten Eisenbahnoberbaustoffe aus, die ihm aus der Statistik der Deutschen Reichsbahn bekannt ist, und nimmt an, daß die ausgelegte Menge der übrigen Walzstahlgruppen, wie Form- und Stabstahl, Draht, Bleche, Rohre usw., zu der Oberbaustoffmenge im gleichen Verhältnis steht wie die jährlichen für Inlandsversorgung verbrauchten Mengen dieser Gruppen zueinander; Zahlen hierüber sind aus den amtlichen Statistiken zu entnehmen. Schaper schätzt weiter für die einzelnen Walzstahlgruppen die mittlere Lebensdauer und die Abrostung während dieser Zeit, woraus er den gewichtsmäßigen Rostverlust mit rund 500 000 t jährlich errechnet.

K. Daebes und K. Trapp ergänzen diese erste Schätzung von Schaper durch Zahlenwerte für die mittlere Rostgeschwindigkeit, die sie in langjährigen Versuchen zu 0,07 mm je Jahr in Industrieluft und zu 0,0175 mm je Jahr in Landluft gefunden haben. Die auf dem Lande und in Industriegegenden ausliegende Gesamtmenge von Stahl mußte auch von Daebes und Trapp geschätzt werden, wobei als Verhältnisgrundlage die Bevölkerung in den beiden Gegenden gewählt wurde. Daebes und Trapp unter-

teilen die einzelnen Walzstahlgruppen der deutschen Erzeugungsstatistik noch danach, ob der Stahl ungeschützt und durch Rost gefährdet, durch Überzüge geschützt wird oder durch Rost überhaupt nicht gefährdet ist. Sie kommen auf dieser Grundlage zu einer jährlich durch Rost verlorengehenden Stahlmenge von 125 000 t.

Wenn diese Zahl mit der von Schaper berechneten gut übereinstimmt — in Anbetracht der spärlichen Unterlagen für die Schätzungen sogar überraschend gut —, so gehen die Anschauungen über den Wert des Rostverlustes weiter auseinander. Schaper setzt nämlich die gesamte Gewichtsmenge mit dem Beschaffungswert der neuen Baustoffe ein, so daß er zu einer Zahl von 120 Millionen RM. kommt. Daebes und Trapp wenden dagegen ein, daß der Neuwert nur da eingeseht werden dürfe, wo unmittelbar durch Rosteinwirkung ein Ersatz eines Stahlteiles nötig werde, daß in allen anderen Fällen der Rostverlust aber nur eine Verminderung des Schrottwertes bedeute und deshalb auch nur mit dem Schrottpreis berechnet werden könne. So kommen sie zu einem jährlichen Wert des Rostverlustes an Stahl in Deutschland von 8 Millionen RM.

Um die Bedeutung des Rostverlustes für die Volkswirtschaft richtig ermessen zu können, muß man ihn mit anderen Verlustquellen vergleichen. Deshalb seien hier noch einige Zahlen aus der Ausstellung „Kampf gegen eineinhalb Milliarden“ in Köln im November 1936 gebracht. Dort wurden z. B. die jährlichen Verluste in Deutschland an Getreide mit 135 Millionen RM., an Kartoffeln mit 185 Millionen RM., an Obst mit 135 Millionen RM., an Schlachtvieh mit 110 Millionen RM. genannt; der Verlust in den privaten, gewerblichen und öffentlichen Küchen Deutschlands wird sogar auf 750 Millionen RM. je Jahr geschätzt.

Blumenpflege im Büro.

Von Adalbert Forstreuter in „Schönheit der Arbeit im Büro“.

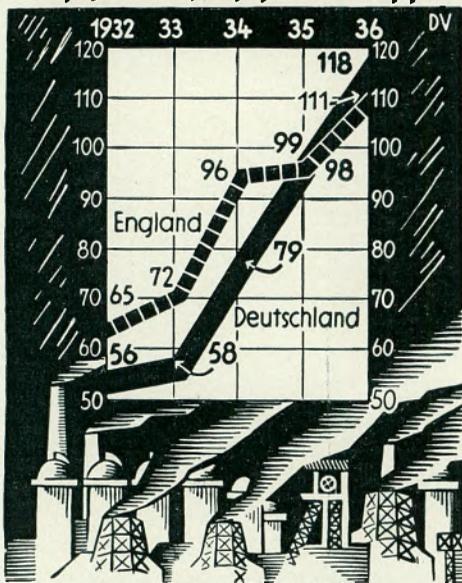
So mancher Blumenfreund hat schon die Erfahrung machen müssen, daß es nicht genügt, eine Blume zu kaufen und auf den Tisch zu stellen. Man muß sie auch pflegen, und zwar richtig pflegen, damit sie nicht vorzeitig verwelkt und verkümmert. Da schon bei der Auswahl der Pflanzen und Blumen auf verschiedene Dinge, zum Beispiel auf die Fensterlage, auf die Temperatur- und Feuchtigkeitsverhältnisse im Büro, Rücksicht genommen werden muß, kann nur empfohlen werden, bei einem Fehlschlag nicht gleich enttäuscht die Flinte ins Korn zu werfen, sondern einen Fachmann zu befragen. Es gibt genug harte und widerstandsfähige Pflanzen, die auch unter ungünstigen Verhältnissen und bei mangelhafter Pflege gedeihen können. Man glaube jedoch nicht, daß die bekannten Pflanzen der Gärten und Balkone in unseren Räumen ebenso gedeihen. Die Eigenart des Betriebes spielt oft eine wichtige Rolle. Es ist klar, daß in einem reinen Bürobetrieb ganz andere Bedingungen für das Wachstum von Blumen und Pflanzen herrschen als zum Beispiel in einem Büro, das einer chemischen Fabrik angeschlossen ist.

Wer sich in seinem Büro um seinen Pflanzenschmuck nicht viel kümmern kann und ein ruhiges, mittleres Grün liebt, versuche es mit dem japanischen Halbstrauch *Evonymus japonica*. Er ist unverwundlich und läßt sich in allen möglichen Größen ziehen, kann auf dem Schreibtisch stehen oder in Kübeln in der Zimmerecke. Fast dasselbe gilt von der Goldorange und von einigen harten Opuntienarten. Sehr widerstandsfähig sind auch die harten Astern, die schon im August in unseren Gärten treiben und bis in den November hinein ihr helleres oder dunkleres Violett prangen lassen. Man mache einmal den Versuch, *Aster novi-belgii* im Kasten von Juli bis September draußen zu halten und beim Anblühen ins Zimmer zu bringen. Zwei Monate wird sie dort im Übermaß treiben.

Widerstandsfähig gegen jeden Feuchtigkeitswechsel und Temperaturschwankungen ist ferner die immer treue und dankbare *Aloe variegata*, die auch in ziemlich dunklen Räumen gut gedeiht. Etwas empfindlicher ist die außerordentlich schöne *Pteris argyrea*. Wer jedoch Glück hat, findet Exemplare, die kaum Pflege nötig haben, aber gegen alle Einflüsse ausdauern. Zudem ist ihr Lichthunger im Winter nicht groß. Diese kleine Auslese von Pflanzen, die sich als Büroschmuck eignen, ist natürlich unvollständig. Aber wir hoffen, daß sie einige Anregung gibt und Enttäuschungen verhüten hilft, die sich stets einstellen müssen, wenn liebevoll gepflegte Blumen trotz aller Mühe eingehen und verdorren.

Deutsche Wirtschaft im Zahlenbild.

Deutschlands Hochöfen verdoppelt



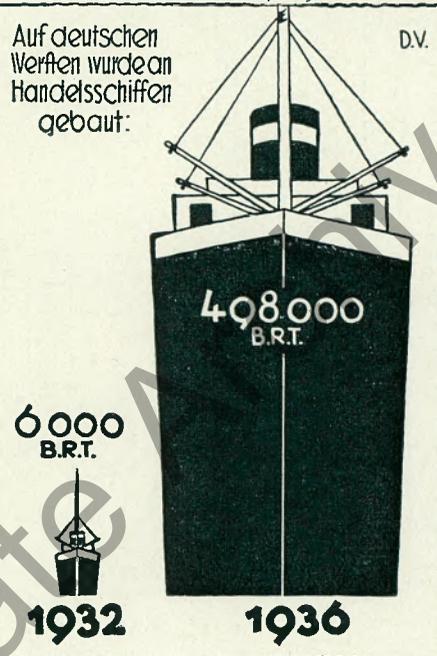
DIE ZAHL DER HOCHÖFEN IN DEUTSCHLAND UND ENGLAND

Im Jahre 1932 waren von den in Deutschland bestehenden 140 Hochöfen nur 56 in Betrieb. Bis 1936 konnte die Zahl der in Betrieb genommenen Hochöfen mehr als verdoppelt werden. Es wird heute in Deutschland mehr Eisen erzeugt als jemals in den Nachkriegsjahren. Vergleicht man die deutsche Roheisenerzeugung mit der englischen, so ergibt sich, daß diese im Jahre 1932 ungefähr auf gleicher Höhe lagen, während nach dem gegenwärtigen Stand die deutsche Roheisengewinnung doppelt so groß ist wie die der englischen Werke.

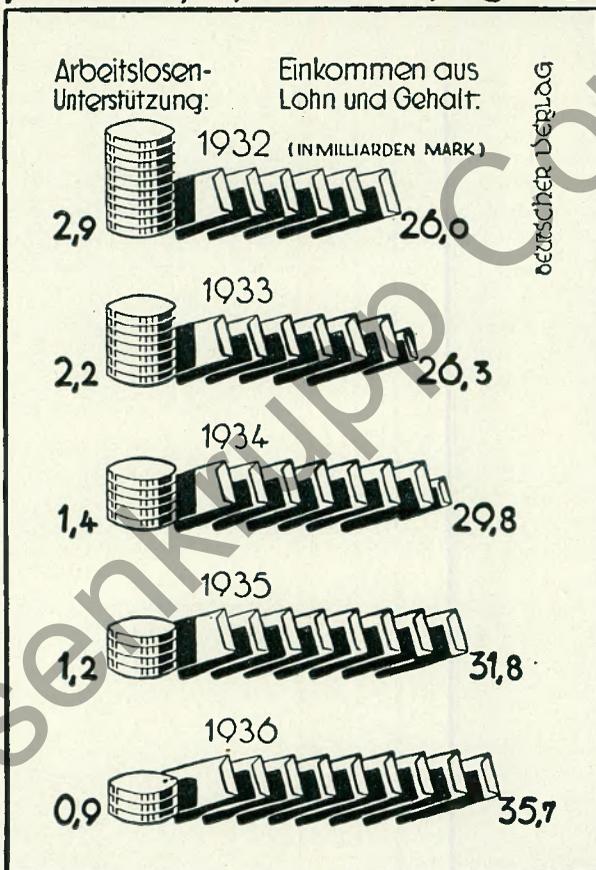
Im Jahre 1932 lagen fast alle Schiffswerften, die den Bau von Handelsschiffen durchführten, still. Nur für 6000 Bruttoregister-tonnen Schiffsbauten waren neu aufgelegt. Heute regen sich wieder auf allen Werften fleißige Hände, nahezu 500 000 Bruttoregister-tonnen neue Handelsschiffsbauten sind aufgelegt.

Über das 80fache!

Auf deutschen Werften wurden an Handelsschiffen gebaut:

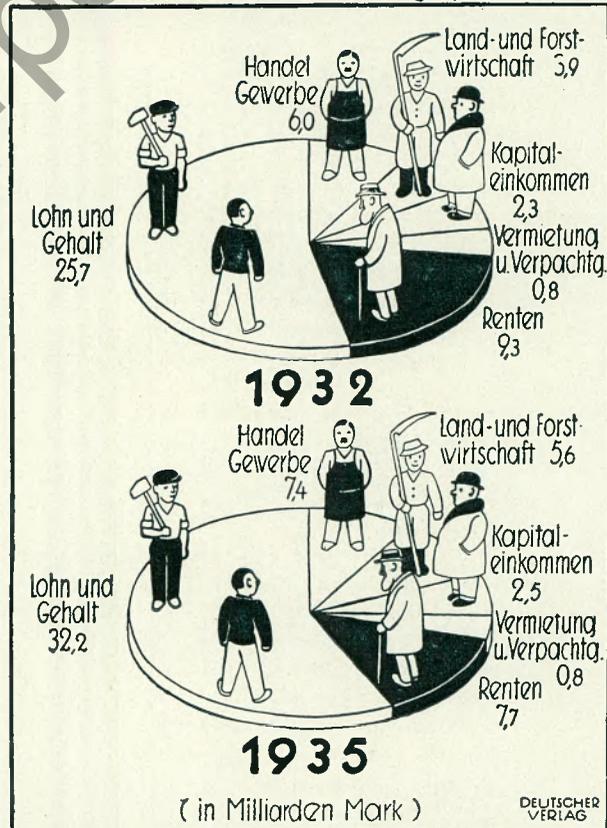


Arbeitslohn statt Unterstützung!



Das Einkommen aus Lohn und Gehalt ist vom Jahre 1932 bis 1936 um fast 10 Milliarden Reichsmark gestiegen. In derselben Zeit sind die Arbeitslosenunterstützungen um 2 Milliarden Reichsmark zurückgegangen. Die Kaufkraft der deutschen Bevölkerung wird demgemäß vom Jahre 1932 bis Ende des Jahres 1936 eine Zunahme von annähernd 8 Milliarden Reichsmark aufzuweisen haben.

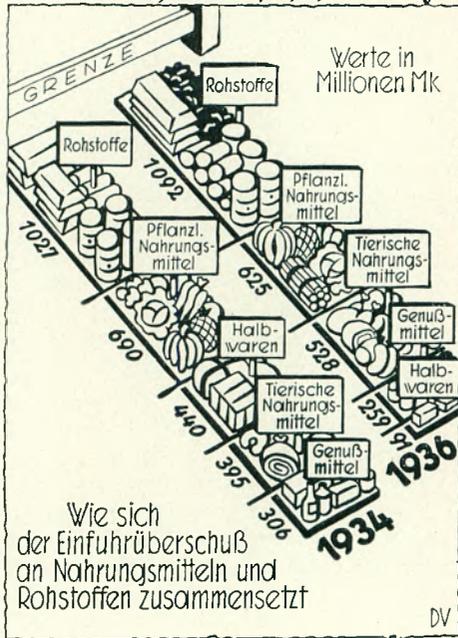
So setzt sich Das Volkseinkommen zusammen!



Das Einkommen aus Land- und Forstwirtschaft hat sich seit der Wirtschaftskrise von allen Einkommensarten am besten erholt. Auch das Einkommen aus Handel und Gewerbe hat dank der Maßnahmen zugunsten der Gewerbetreibenden eine Steigerung erfahren. Das Renteneinkommen ist dagegen erfreulicherweise zurückgegangen. Das Einkommen aus Kapitalvermögen hat gegenüber 1932 nur eine geringe Zunahme aufzuweisen. Am stärksten angewachsen ist jedoch das Einkommen aus Lohn und Gehalt.

Deutschland und die Weltwirtschaft.

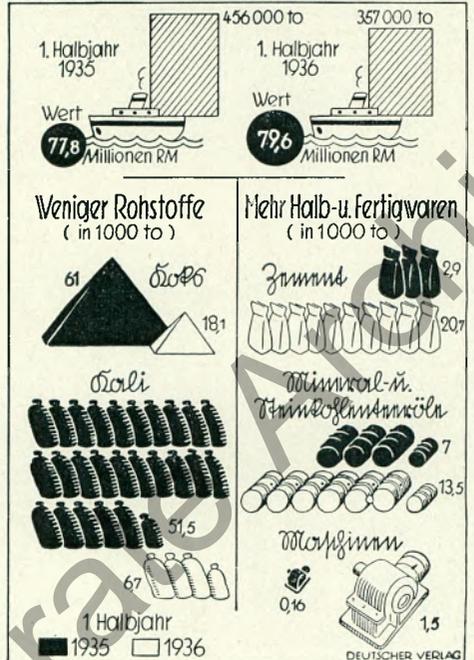
Die Deutsche Außenwirtschaftsbilanz!



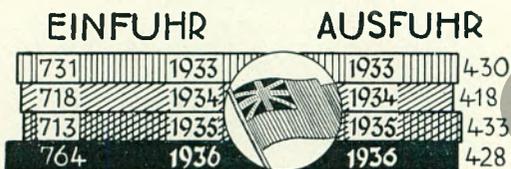
Im Jahre 1936 war die Gesamteinfuhr wertmäßig geringer als im Jahre 1934. Dies wurde im wesentlichen durch die Durchführung des „Neuen Planes“ erreicht. Dabei hat sich aber auch die Struktur der Einfuhr wesentlich gewandelt. Der Anteil der Rohstoffe an der Gesamteinfuhr ist größer geworden, desgleichen die Einfuhr an tierischen Nahrungsmitteln, während die Einfuhr an Halbwaren fast auf den fünften Teil zurückging. Das Ziel des zweiten Vierjahresplanes ist es, vor allem die Einfuhr an pflanzlichen und tierischen Nahrungsmitteln weiter herabzusetzen, um die Selbstversorgung des deutschen Volkes mit Nahrungsmitteln sicherzustellen.

Die Ausfuhr Deutschlands nach den Vereinigten Staaten hat im ersten Halbjahr 1936 gegenüber derselben Zeit des Vorjahres wertmäßig eine geringe Zunahme aufzuweisen. Mengemäßig ist jedoch ein beachtlicher Rückgang eingetreten. Die Ursache dafür ist darin zu suchen, daß sich die letzte Zollserhöhung Amerikas bei einer Reihe geringwertiger Ausfuhrgegenstände in höchstem Ausmaße ausgewirkt hat. Der gesamte deutsch-amerikanische Wirtschaftsverkehr ist heute im allgemeinen ausgeglichen.

Deutschlands Ausfuhr nach U.S.A.



Der monatliche Außenhandel (i. Durchschnitt d.J.) IN MILLIONEN RM.



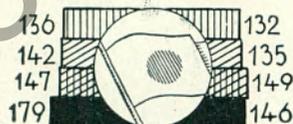
GROSSBRITANNIEN



U.S.A.



DEUTSCHLAND

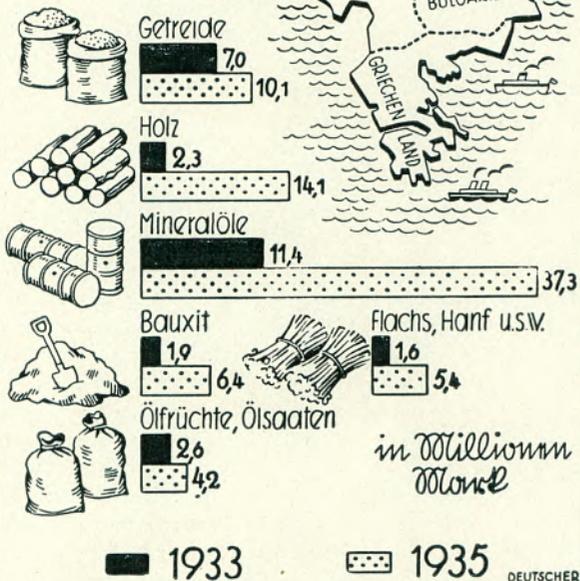


JAPAN

DEUTSCHER VERLAG

Wenn man das Bild betrachtet, so wird man feststellen können, daß seit dem Jahre 1933 der Welthandel keine großen Veränderungen erfahren hat. Im einzelnen zeigt sich, daß die Einfuhr Großbritanniens und der Vereinigten Staaten eine Zunahme erfahren hat, während die Ausfuhr nicht oder nur unwesentlich gestiegen ist. Deutschland ist es gelungen, seine Ausfuhr im Monatsdurchschnitt gegenüber dem Vorjahr zu steigern.

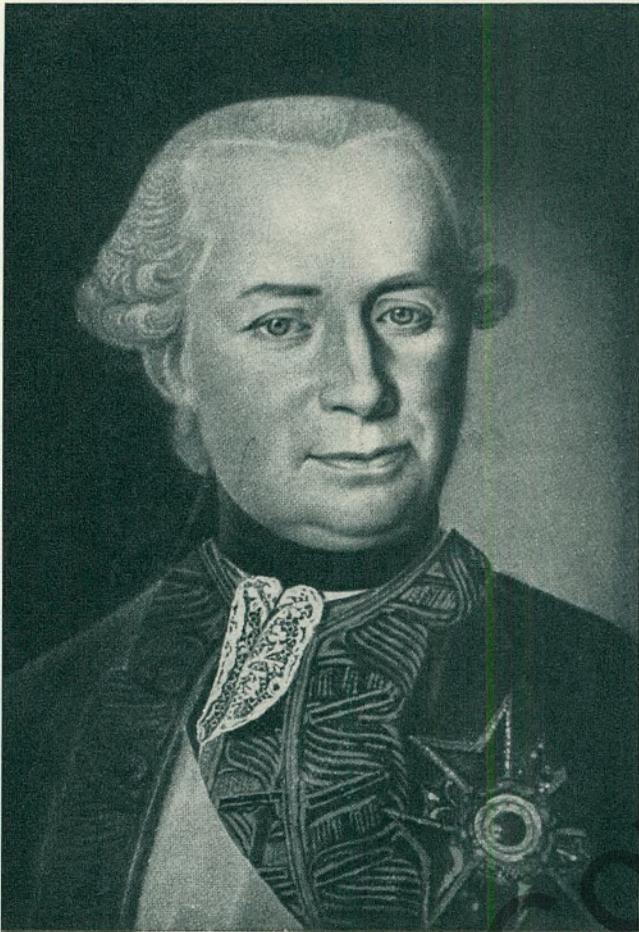
Deutschlands Rohstoffeinfuhr aus Südost-Europa



Die Rohstoffeinfuhr Deutschlands aus den Ländern Südost-Europas ist, wie das Bild zeigt, im vergangenen Jahre wieder beträchtlich angestiegen. Diese Erscheinung ist in der Hauptsache darauf zurückzuführen, daß die Balkanstaaten in großem Ausmaße Industrieprodukte benötigen, deren Einfuhr sie jedoch nur mit den natürlichen Produkten ihres Landes bezahlen können. Als Abnehmer dieser Landesprodukte kommt vor allem Deutschland in Betracht.

Fürst Wilhelm Heinrich, der Gewerbeförderer des Saargebietes.

Zur Wiederkehr seines Todestages am 24. Juli.



„Da meine Lande in einer beträchtlichen Weite an die Französische und Lothringische Staaten angrenzen und deswegen viele Streitigkeiten immerfort vorgewaltet, auch verschiedene meiner Ortschaften in gedachten Landen eingeschlossen und ebenso Französische und Lothringische mitten in den meinigen gelegen sind, so habe ich vorzügliche Ursache gehabt, das deswegen so hochnöthige Ausgleichungsgeschäft nicht aus den Augen zu lassen. Ich selbst habe deswegen öfters beschwerliche und kostbare Reisen an den Königlich Französischen Hof getan und mir dadurch den Weg gebahnt, Ihrer Kgl. Majestät in Frankreich die wahre Umstände und meine gerechte Forderungen überzeugend vor Augen zu legen.“

So berichtet Fürst Wilhelm Heinrich selbst über seine Bestrebungen, das Gebiet der Grafschaft Saarbrücken einigermaßen einheitlich zu gestalten und abzurunden. Es war nicht immer einfach, mit den Territorialherren und insbesondere mit der Abtei Wadgassen eine für beide Teile befriedigende Lösung des Grenzverhältnisses herbeizuführen. Jahrelange Auseinandersetzungen, ja Streitigkeiten kennzeichneten den schwierigen Weg, den Wilhelm Heinrich gehen mußte, um dann doch endlich seinem Lande eine ausgeglichene Gestalt zu geben. Diese Sicherstellung der geographischen Grenze war der erste Schritt des Fürsten zur Hebung des Wohlstandes seiner Untergebenen. Infolge der Kriegsstürme, die mehr als ein Jahrhundert lang das Land heimgesucht hatten, waren die Städte und Dörfer entvölkert, die Wohnungsverhältnisse ärmlich und schlecht; Landwirtschaft und Gewerbe lagen darnieder, und die Bevölkerung lebte in stumpfer Gleichgültigkeit dahin. Die Latkraft und den Unternehmungsgeist seiner Untergebenen zu wecken und zu steigern, stellte sich daher Wilhelm Heinrich als Lebensaufgabe.

Wilhelm Heinrich von Nassau-Saarbrücken wurde am 6. März 1718 in Ufingen geboren und erhielt seine wissenschaftliche Ausbildung in Genf. Er begab sich dann nach Paris, um sich in der höfischen Sitte zu

vervollkommen. Der französische König verlieh ihm ein Regiment, und in den nächsten Jahren sehen wir Wilhelm Heinrich fast ständig in Kriegsdiensten, so daß er auch nach Antritt seiner Regierung im Jahre 1741 immer wieder genötigt war, seinem Lande fern zu sein.

Ohne auf seine kriegerische Tätigkeit weiter einzugehen, soll hier das, was Wilhelm Heinrich an Friedensarbeit für sein Land geleistet hat, herausgestellt werden. In der Landwirtschaft sorgte er durch eine geordnete Feldbewirtschaftung und Viehhaltung für eine genügende Anbaufläche, untaugliche Waldstücke wurden den Untertanen zum Ausstoßen zur Verfügung gestellt; die Anlage von Kalköfen zum Düngen der Felder und die Versorgung der Kalköfen mit billigen Steinkohlen, der Anbau der Kartoffel, die Förderung des Obstbaues und der Seidenzucht — alle diese Dinge ließ der Fürst sich angelegen sein und sorgte durch Verordnungen und Befehle für die Durchführung seiner Anweisungen.

Hatte auch der Holzreichtum des Landes eine ausgedehnte Verwendung der Steinkohle nicht notwendig gemacht, so wurde dies jedoch anders, als durch den großen Bedarf der Hüttenwerke und durch die Holzausfuhr die Preise derart stiegen, daß die Bewohner allmählich dazu gedrängt wurden, die billigeren Steinkohlen in größerem Umfang zu benutzen. Er sorgte durch Aufklärung der Bevölkerung dafür, in welcher Weise Steinkohlen zum Heizen der Wohnungen verwandt werden konnten, und erklärte den Bergbau selbst als landesfürstliches Regal. Der Betrieb wurde so eingerichtet, daß die Gräber für ihre Arbeit die Hälfte der Förderung erhielten, während die andere Hälfte dem Landesherrn zufiel, der das Grubenholz lieferte, die Anlagekosten von neuen Gruben bestritt und die Bergbeamten besoldete.

Auch das Eisenhüttenwesen erfuhr eine gleichartige Förderung. So wurden beispielsweise auf dem Neunkirchener Werk ein Stahlhammer und eine Schmelze erbaut, in Weislauren waren zwei Schmelzöfen in Betrieb, und in Sulzbach versuchte man zum erstenmal zum Schmelzen der Eisenerze an Stelle der Holzkohle Steinkohle bzw. Koks zu verwenden. Leider aber hatte das „Steinkohleneisen“ noch nicht die Güte des Holzkohleneisens, so daß trotz der allseitigen Beachtung, die diese Versuche fanden, man nach einiger Zeit wieder davon abgehen mußte.

Außer der Großindustrie erfuhr auch das Kleingewerbe allseitige Förderung. Durch Regulierung des Wollaufkaufs sicherte der Fürst den einheimischen Wollwebern, Hutmachern und Strumpfwirkern den Rohstoffbezug, verbot den Aufkauf von rohen Häuten durch Fremde, sorgte für den Nachwuchs des Handwerkerstandes und erleichterte Handwerksmeistern und auswärtigen Handwerkern die Niederlassung in seiner Grafschaft. Auch die geistige Bildung der Einwohner ließ sich der Fürst angelegen sein. Auf die Erfüllung der Schulpflicht wurde streng gesehen, und für Knechte, Handwerksburschen und andere junge Leute, die der Schule entwachsen waren, wurden Sonntagschulen eingerichtet. Das höhere Schulwesen förderte der Fürst durch den Neubau eines Gymnasiums, dem er eine naturgeschichtliche und physikalische Sammlung zur Verfügung stellte.

bleibt noch ein kurzer Hinweis auf die Entwicklung der Städte Saarbrücken und St. Johann, deren Aussehen der Fürst erneuerte durch baupolizeiliche Verfügungen sowie durch Abgabenbefreiung bei Neubauten. Das Rathaus, die Reformierte und Ludwigskirche sind Zeugen der Bautätigkeit in der Regierungszeit des Fürsten Wilhelm Heinrich. Die Zahl der Einwohner Saarbrückens hatte sich beim Tode des Fürsten verdoppelt. Das Hofleben führte den Bürgern reichlichen Verdienst zu, die Gewerbe hoben sich, der Handel war im Aufblühen begriffen, das Kirchen- und Schulwesen in bester Ordnung. Mit einem Wort: in alle bürgerlichen Verhältnisse war frisches Leben gekommen, und als der Fürst am 24. Juli 1768 im 51. Lebensjahr starb, hinterließ er seinem Nachfolger ein geordnetes Regierungssystem, unter dessen Schutz sich der Wohlstand des Landes gehoben hatte. Die lateinische Inschrift auf seinem Grabdenkmal in der Schloßkirche zu Saarbrücken, das seine Tochter Wilhelmine Henriette ihm im Jahre 1826 setzte, bezeichnet Wilhelm Heinrich als großen Bauherren auf Erden, der sich das schönste Denkmal in den Herzen der Bürger setzte.

J. H. D.

Schriftum: Albert Ruppertsberg: Geschichte des Saargebietes. Saarbrücken 1923.

Die früheren Männer.

Joseph Schlink,
Hüttenmann
der Friedrich Wilhelms-
Hütte,
Schriftsteller und
Sozialpolitiker.

Zur Wiederkehr seines
Todesstages am 14. August.

Sein Name ist heute fast vergessen oder doch nur noch wenigen geläufig. Dies muß um so mehr wundernehmen, als Schlink ein Mensch war, der mit beiden Füßen in seiner Zeit stand, der sich mit den Fragen des Tages auseinandersetzte und der als Schriftsteller bis in unsere Zeit nachwirkt.

Am 18. Juli 1831 zu Trier geboren, besuchte Joseph Schlink das Gymnasium seiner Vaterstadt und die Technische Hochschule zu Karlsruhe. Seine praktische Tätigkeit begann er auf dem damaligen königlichen Hüttenwerk in Sayn, das unter der Leitung des Oberbergrats Carl Ludwig Althaus stand, den man wohl als einen der fähigsten Maschinenbauer in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts bezeichnen darf. Hier hatte Schlink Gelegenheit, sich nicht nur im Maschinenbau, sondern auch im Hüttenwesen weitestgehend auszubilden. Sein Weg führte ihn dann nach Wetter, wo er auf der Maschinenfabrik von Kamp & Co. den Bau der Einrichtungen und Maschinen für Hüttenwerke gründlich lernte. Die Johanneshütte in Duisburg-Hochfeld und die Dortmunder Hütte waren Übergangsstellungen, bis er dann im Jahre 1866 als technischer Direktor in die Verwaltung der Friedrich-Wilhelms-Hütte in Mülheim an der Ruhr berufen wurde. Siebenundzwanzig Jahre lang hat Schlink diesen Posten ausgefüllt, und er hat hier nicht nur mit Pflichttreue und Fleiß seine Obliegenheiten erledigt, sondern war auch darauf bedacht, die Leistungen des ihm unterstellten Werkes durch Verbesserung der Einrichtungen zu erhöhen, wobei ihn eine seltene Harmonie mit seinen Untergebenen und Arbeitern verband.

Aber neben dem praktischen Hüttenmann muß der Schriftsteller Schlink gewürdigt werden. Er schrieb eine scharfe Feder; dabei besaß er ein ausgeprägter historischer Sinn. Immer hatte er geschichtliche Vergleiche zur Hand, die von seinem bewunderungswürdigen Gedächtnis, gepaart mit großer Urteilsstärke, Kunde gaben.

In seinen sozialpolitischen und wirtschaftlichen Aufsätzen stand Schlink als Praktiker dem theoretisierenden Vielschreibertum der 1880er Jahre mit Ironie und beißender Satire gegenüber. Ebenso heftig wandte er sich gegen das übertriebene Schreibwerk der Behörden, wobei er der technisch-kaufmännischen Verwaltung im Gegensatz zu der einseitig juristischen das Wort redete. Unermüdllich trat er für den Ausbau der Wasserwege ein, und der damals aufkommende Gedanke der Moselkanalisierung hatte in ihm einen eifrigen Vorkämpfer gefunden. In der Sozialdemokratie sah er den schlimmsten Feind des Arbeiters. Ihr galt daher sein ganz besonderer Kampf und die Schriften ihrer Apostel wurden von Schlink in einer ironischen Weise zerplückt, die die Urheber vollkommen entwaffnete.

Die Veröffentlichungen Schlinks auf technischem Gebiete bewegen



sich nach zwei Richtungen. Einmal sind es Aufsätze, die sich in der Hauptsache mit dem Hochofen und seinen Elementen befassen. Sie zeugen von der Fortschrittlichkeit Schlinks und von seiner Urteilskraft auf seinem Hauptarbeitsgebiete. Wichtiger und nachhaltiger ist jedoch seine litera-

rische Tätigkeit im Zusammenhang mit den Bestrebungen zur Schaffung eines selbständigen eisenhüttenmännischen Fachvereins. Ihm gebührt das Verdienst, namens des „Technischen Vereins für Eisenhüttenwesen“, der seit nahezu zwei Jahrzehnten Zweigverein des Vereins deutscher Ingenieure war, im Jahre 1880 den Antrag auf Lösung dieses Verhältnisses begründet zu haben. Von Schlink rührt der erste Satzungsentwurf des damals neu gegründeten „Vereins deutscher Eisenhüttenleute“ her, und er war der geistige Vater der Zeitschrift „Stahl und Eisen“, die im Jahre 1881 zu erscheinen begann, der er den Stempel seiner urwüchsigen Originalität aufdrückte und deren Leitung er zeitlebens mit Rat und Tat zur Seite stand.

Schlinks Bestreben ging dahin, nicht nur die Fachleute mit einem geeigneten literarischen Organ zu versorgen, sondern auch weitesten Kreisen die Kenntnis von der Darstellung und Verarbeitung von Eisen und Stahl zu vermitteln. Daher hatte schon, wahrscheinlich auf Schlinks Veranlassung, im Jahre 1880 der Verein deutscher Eisenhüttenleute eine Reihe von leichtfaßlichen Aufsätzen in der „Kölnischen Zeitung“ veröffentlicht, die zweimal im Sonderdruck erschienen waren. 1880 regte Schlink erneut die Herausgabe eines allgemein verständlichen Werkes über das Eisenhüttenwesen an. Wie dies seiner Wesensart entsprach, setzte er sich mit aller Kraft für den Plan ein, entwarf den Aufbau des Buches, warb den Direktor der Duisburger Hüttenerschule, Th. Becker, als Verfasser für den technischen Teil und schrieb selbst die wirtschaftlichen Abschnitte. Die Aufnahme dieser „Gemeinfaßlichen Darstellung des Eisenhüttenwesens“ in der Öffentlichkeit war derartig freundlich, daß die erste Auflage in drei Monaten vergriffen war. Im nächsten Jahre konnte dann eine zweite, erweiterte Auflage herausgegeben werden. Dank ihrer auch für den Laien verständlichen Schreibweise hat sich die „Gemeinfaßliche Darstellung des Eisenhüttenwesens“ immer weitere Kreise erobert und wird in wenigen Wochen in 15. Auflage erscheinen, ein Beweis für die Richtigkeit des Schlink'schen Planes.

Joseph Schlink starb am 14. August 1893, betrauert von allen, die mit ihm gearbeitet hatten. Ein fruchtbarer Ingenieur, ein kämpferischer Schriftsteller und ein froher Mensch ging mit ihm dahin.

J. H. Diekmann.

Schrifttum: Nachruf in Stahl u. Eisen 13 (1893) Seite 721/25, dem auch das Bild entnommen ist.

Die „eiserne Hand“.

Zwei Schicksale um die Erfindung der Nähmaschine.

Von Hermann Ulbrich-Hannibal.

Seit der Gewandschneider Josef Madersperger, der zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts in Wien lebte, auf den Gedanken gekommen war, die mühsam Stich für Stich nähende Hand durch eine schnell arbeitende Maschine zu ersetzen, wurde in seinem Arbeitskammerlein kaum noch die Lampe ausgelöscht. Sie brannte noch, wenn die Bewohner der umliegenden Häuser schon stundenlang schliefen, und sie war oft schon wieder angezündet, ehe der Morgen über der österreichischen Bundesstadt sich zu lichten begann.

Dem so einfach, wie es Josef Madersperger gedacht hatte, sich und seinen Berufsgenossen das Nähen durch eine „eiserne Hand“ zu erleichtern, ging es doch nicht. So viel er auch jede Bewegung seiner Finger und Handgelenke beim Nähen beobachtete, so unmöglich war es doch, sie mit Draht- und Holzgestellen an seinem Modell nachzuahmen.

Da blieb nichts übrig, als die Nächte zu Hilfe zu nehmen und nach anderen Wegen für die technische Verkörperung seiner Idee zu suchen. Das war für ihn, der bei seinem Vater in Kuffstein das Schneiderhandwerk erlernt und keine mechanische Vorbildung hatte, nicht so leicht. Aber wo die Kenntnisse versagten, da mußte der Wille weiterhelfen. Er ließ sich nicht entmutigen, bis es ihm tatsächlich nach jahrelangen Mühen gelang, ein Nähmaschinenmodell fertigzustellen. Aber erst nach weiteren sieben Jahren sah er wirklich eine brauchbare Nähmaschine vor sich.

Sie besaß eine auf beiden Seiten angespitzte Nadel, die in der Mitte ein Ohr hatte und abwechselnd von oben und unten durch den Stoff geführt wurde, bis ihr Fadenende verbraucht war. Sie ermöglichte sowohl gerade wie krumme Nähe und brachte es in der Minute auf hundert Stiche.

Schon ging nördlich der Alpen durch die Zeitungen die Nachricht: „Dem zu Wien ansässigen Schneidermeister Josef Madersperger, aus Tirol gebürtig, ist es durch Nachdenken und wiederholte Versuche geglückt, eine ebenso sinnreiche als nützliche Maschine zu erfinden, durch deren Hilfe alle Arten von Näharbeiten mit einer Schnelligkeit, Genauigkeit und Festigkeit zustande gebracht werden, die durch Menschenhände nicht zu erreichen sind.“ Da suchte Josef Madersperger bei der österreichischen Landesregierung um ein Patent für seine Erfindung nach.

Was machte es, daß es unverständlicherweise abgewiesen wurde! Josef Madersperger kannte den Wert seiner Erfindung, wußte, daß ihm alle Schneider dafür dankbar sein würden, daß er ihnen damit die Last des schwierigen, langsamen Handnäbens abgenommen hatte, und richtete daher sofort einen Appell an den österreichischen Kaiser.

Aber was half es, daß Kaiser Franz I. das Patent eigenhändig unterzeichnete! Madersperger war durch seine jahrelangen aufreibenden Bemühungen um seine Nähmaschine so sehr in Not geraten, daß seine Frau nicht wußte, was sie auf den Tisch bringen sollte, und daß er nicht in der Lage war, die für die Aushändigung der Patentdokumente erforderlichen Gebühren zu zahlen. Und das Österreich der damaligen Zeit, das nicht daran dachte, einem Erfinder die notwendigen Mittel zur Auswertung seiner Schöpfung zur Verfügung zu stellen, konnte es sich nicht leisten, einem armen Erfinder die Patentgebühren zu erlassen. Als die zwangsweise Beitreibung der Gebühren erfolglos geblieben war, wurde das Patent für erloschen erklärt.

Doch Josef Madersperger ließ sich nicht entmutigen. Er wurde nicht müßig, sein Modell zu verbessern und für seine industrielle Auswertung besorgt zu sein, und es mag hier zu

seinem Ruhm gesagt sein, daß sein im Technischen Museum der Stadt Wien aufbewahrtes endgültiges Modell für „ein Wunderwerk der Feinmechanik und der Kombination verschiedener Funktionen“ gilt. Als er mittlerweile siebenzig Jahre alt geworden war, versuchte er noch, den Niederösterreichischen Gewerbeverein für seine Erfindung zu interessieren, jedoch mit dem Erfolg, daß er statt des erhofften Stipendiums eine bronzene Medaille erhielt.

Erst als er zweiundachtzig Jahre alt geworden war, war seine Lebenskraft gebrochen. Da klopfte er mit seiner Frau an die Tür des Armenhauses von St. Marx in Wien. Er lebte hier nach den dreißig Jahren, während welcher er in der größten Not auf die praktische Auswertung seiner fertigen Schöpfung gewartet hatte, noch dreißig Tage. Dann wurde er in einem Grab beigesezt, das im Laufe der Zeit neunzig Opfer der Armut aufnahm. *

Einige Jahre, bevor man Josef Madersperger in Wien ebenso achtlos eingescharrt hatte wie Mozart, schlenderte an einem kalten Herbstabend der Fabrikarbeiter Elias Howe durch die Straßen des Armenviertels von Boston. Die Sorgen schauten ihm aus den Augen. Er war arbeitslos geworden und hatte trotz aller Bemühungen keine Beschäftigung finden können.

Da blieb er in seiner kummervollen Langeweile vor einem erleuchteten Fenster stehen, hinter dem in einer ärmlichen Stube noch ein Weber am Webstuhl saß, und da kam ihm plötzlich der Gedanke, daß man, wenn man ein ähnliches Gestell wie einen Webstuhl erschaffe und an dem Schiffchen eine Nadel anbrächte, eine Maschine haben müsse, mit der man das Handnähen ersetzen könne.

Er nahm sich vor, nun jeden Überschuß seines Arbeitslohnes zur Herstellung einer solchen Maschine zu verwenden. Aber da jeder kleine Gegenstand, den er zu seinen Versuchen brauchte, teuer bezahlt werden mußte und der Verdienst nur niedrig war, gelang es ihm erst nach einer Reihe von Jahren und unter den größten Opfern, ein Modell der ihm vorschwebenden Nähmaschine fertigzustellen.

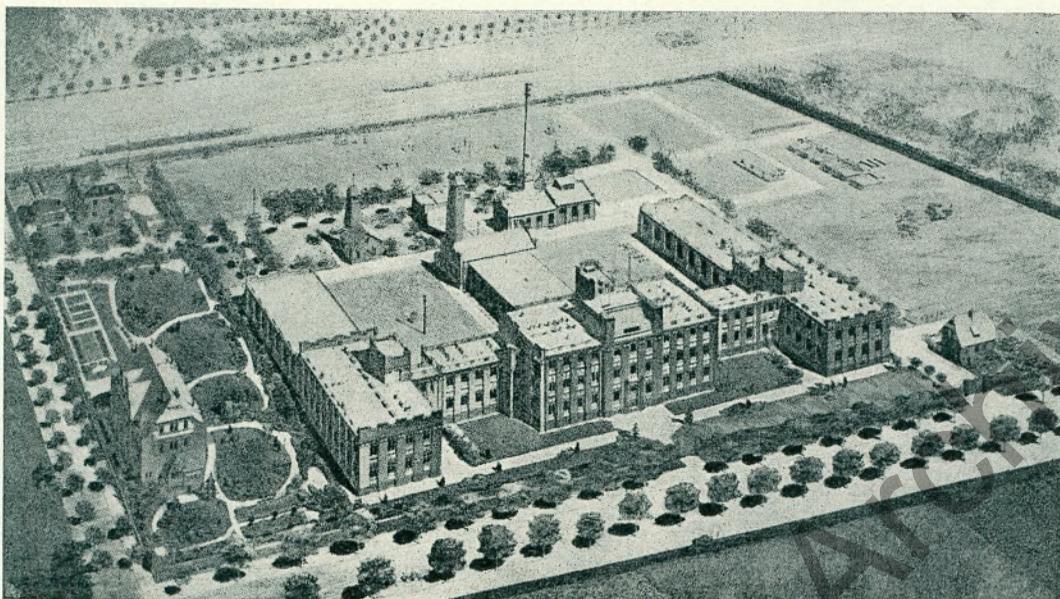
Er hatte dabei noch einige Freunde um ihr Hab und Gut gebracht und mußte um so mehr darauf bedacht sein, den Erfolg seiner jahrelangen Arbeit zu ernten. Aber die großen Schneiderfirmen Amerikas, die er für die Nähmaschine zu interessieren versuchte, wiesen ihn ab. Es blieb ihm nichts übrig, um sich wenigstens etwas über Wasser halten zu können, ein Modell seiner Nähmaschine für einen Spottpreis nach England zu verkaufen und sich dann mit dem tragischen Erfinderschicksal abzufinden. *

Da wurde dem Direktor einer herumziehenden Theatertruppe in Amerika ein Patent für eine Nähmaschine erteilt, die nichts anderes als das etwas verbesserte Modell Elias Howes war. Was sollte der arme, heruntergekommene Fabrikarbeiter gegen den Theaterdirektor unternehmen? Ihm fehlten die Mittel, vor Gericht sein Recht zu suchen.

Es gelang ihm jedoch, einige Gönner zu finden, die ihm aus Edelmüt einen Prozeß finanzierten. Und es dauerte auch nicht lange, da war um das Patent ein heftiger Kampf entbrannt, der mit großer Erbitterung geführt wurde und alle Gemüter beschäftigte, bis nach einigen Jahren das Urteil Elias Howe die Erfindung der Nähmaschine zuerkannte und ihm für jede in Amerika hergestellte Nähmaschine eine bestimmte Abgabe zusicherte. Und Elias Howe wurde so reich, daß er schon nach einigen Jahren erklärte, im Interesse des Gemeinwohls auf alle weiteren ihm aus seinem Patent zustehenden Rechte zu verzichten.

Technische Gedenk- tage.

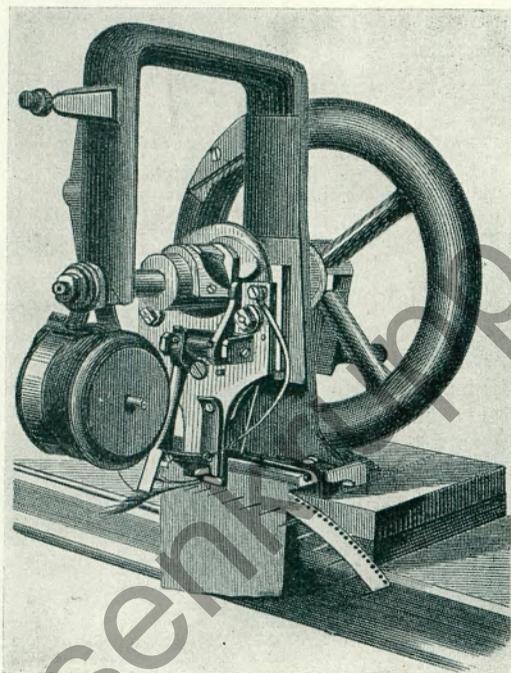
Juli.



Materialprüfungsamt in Berlin-Dahlem 1904.

Aus: Z. B. d. Z. 48 (1904) S. 1021.

24. 7. 1914 starb zu Berlin-Dahlem Adolf Martens. Die Werkstoffabnahme, mit der er sich als Ingenieur bei der Ostbahn in Bromberg und beim Eisenbahnbetriebsamt Berlin-Blankenheim befaßte, bildete die Veranlassung zu seiner Beschäftigung mit der Werkstoffprüfung und der Metallographie. Letztere hat er als erster in Deutschland planmäßig betrieben und stark gefördert. Nachdem er in den Jahren 1880 bis 1884 Assistent an der Technischen Hochschule zu Charlottenburg gewesen war, wurde er Vorsteher der Mechanisch-Technischen Versuchsanstalt, die zunächst der Technischen Hochschule angegliedert war. Das Hauptaufgabengebiet der Anstalt war vorerst nur die Festigkeitsprüfung von Metallen. Martens baute sie jedoch zu dem heutigen Staatlichen Materialprüfungsamt in Berlin-Dahlem aus, indem er Chemie, Metallographie und Physik in den Dienst der Werkstoffprüfung stellte und die Prüfung auf alle Stoffe ausdehnte. Das obenstehende Bild zeigt die Anlage des Staatlichen Materialprüfungsamtes nach Eröffnung des Neubaus im Jahre 1904.

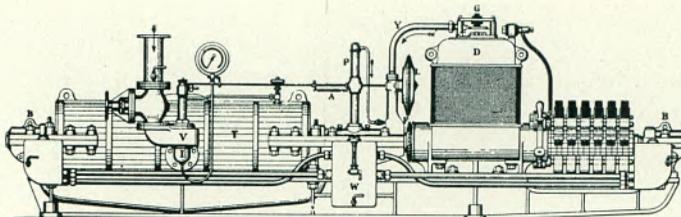


Nähmaschine von Elias Howe.

Nach: Buch der Erfindungen. 9. Aufl. 8. Bd. Leipzig 1898.

9. 7. 1819 wurde Elias Howe in Spencer (Nordamerika) geboren. Er entstammte ganz kleinen Verhältnissen und arbeitete bis zum sechszehnten Lebensjahre in der Mühle seines Vaters. Dann sehen wir ihn in verschiedenen Fabriken als Mechaniker tätig. So kam er auch nach Boston, und dort hörte er zufällig ein Gespräch, wonach es aussichtsreich sei, eine Nähmaschine zu erfinden. Diesen Gedanken griff Howe auf und versuchte auf verschiedenen Wegen zum Ziel zu kommen. 1845 konnte er mit Unterstützung eines Freundes, der ihm das Geld geliehen hatte, mit der ersten fertigen Nähmaschine an die Öffentlichkeit treten. Aber der hohe Preis von 300 Dollar schreckte die Interessenten ab. Auch seine Bemühungen in England, seine Maschine an

den Mann zu bringen, waren vergebens, wobei allerdings betont werden muß, daß der Mittelsmann, der Howe in England vertrat, ein großer Schwindler war, der die Howesche Erfindung später unter seinem Namen als Patent anmeldete. In Amerika hatten sich mittlerweile die Verhältnisse geändert, es war eine blühende Nähmaschinenindustrie entstanden, und in großen Prozessen konnte Howe seine Ansprüche geltend machen. Seine im Jahre 1862 in Bridgeport gegründete Fabrik besteht heute noch.



Frühe Bauweise der Parsons-Turbine.

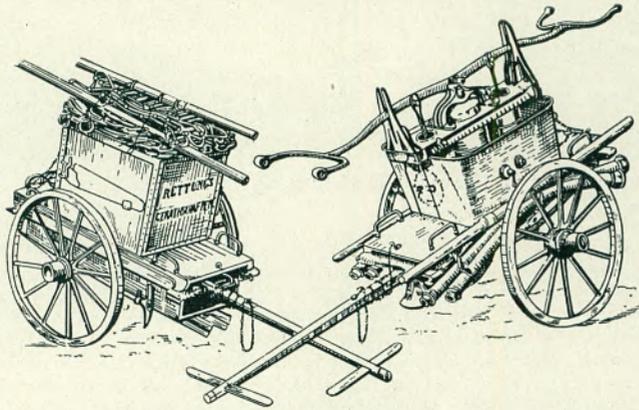
Nach: Proc. Inst. Mech. Eng. 1888.

13. 7. 1854 wurde in London C. A. Parsons geboren. Nach dem Besuch der Universität in Cambridge verbrachte er einige Jahre in der Praxis bei W. G. Armstrong und trat im Jahre 1883 als Teilhaber in eine Firma in Gateshead ein. Im Jahre 1884 kam er zum erstenmal mit einer Dampfturbine an die Öffentlichkeit. Es war eine Versuchsmaschine mit 6 PS, die mit etwa 18 000 Umdr./Min. betrieben wurde. Diese erste Parsonssche Turbine steht heute im South-Kensington-Museum zu London. 1889 trennte er sich von seinen bisherigen Teilhabern und gründete ein eigenes Unternehmen für den Bau von Turbinen und Dynamos in Heaton-on-Tyne. Als er im Jahre 1894 ein kleines Boot von etwa 30 Meter Länge, die „Turbina“, mit einer neuen Antriebsmaschine ausrüstete, übertraf der Erfolg alle Erwartungen, denn eine Geschwindigkeit von über 60 Kilometer war bis dahin auf dem Wasser nicht erzielt worden. Wenige Jahre später hatte schon die englische Flotte zwei Torpedobootzerstörer mit Turbinen ausgerüstet. In Deutschland wurden die beiden ersten Parsonsschen Turbinen im Jahre 1900 in Elberfeld aufgestellt, und vom Jahre 1904 an trat auch die deutsche Kriegsmarine der Turbine als Antriebsmittel näher und rüstete zunächst ein Torpedoboot mit Dampfturbinen aus, dem später die Kreuzer „Lübeck“, „Stettin“ und „Dresden“ folgten.

Technische Gedenktage.

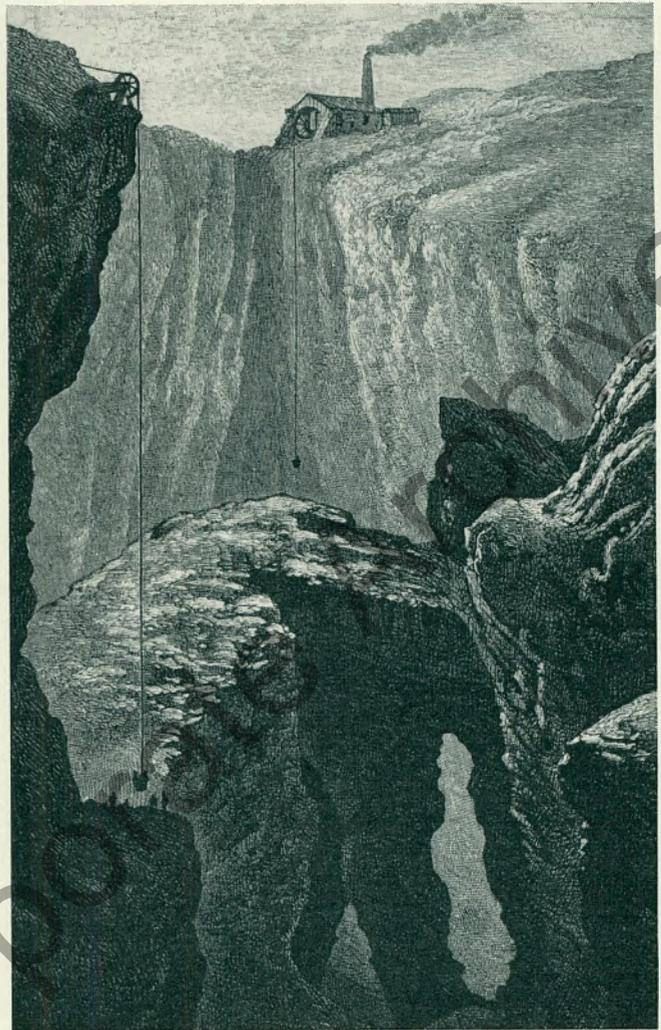
August.

19. 8. 1808 wurde zu Edinburgh James Nasmyth geboren. Er ist bekannt geworden durch seine zahlreichen Verbesserungen von Hüttenmaschinen jeglicher Art [vgl. „Das Werk“ 10 (1930) S. 379/80]. Als Sohn eines Malers wollte auch er ursprünglich Maler werden, aber die Technik zog ihn doch mehr in seinen Bann. Trotzdem ist er der Kunst des Zeichnens und Malens zeitlebens treu geblieben, und zahlreiche Skizzen und Bilder zeugen von seinem nicht geringen Können auf diesem Gebiete. Das nebenstehende Bild von der Hand Nasmyths zeigt eine schwedische Eisenerzgrube etwa aus den 1860er Jahren, als sich die Photographie noch recht wenig an technische Dinge wagte. Ein weiteres Lieblingsgebiet von James Nasmyth war die Astronomie, und er hat uns Zeichnungen von Sonnenflecken sowie Mondaufnahmen in großer Zahl hinterlassen.

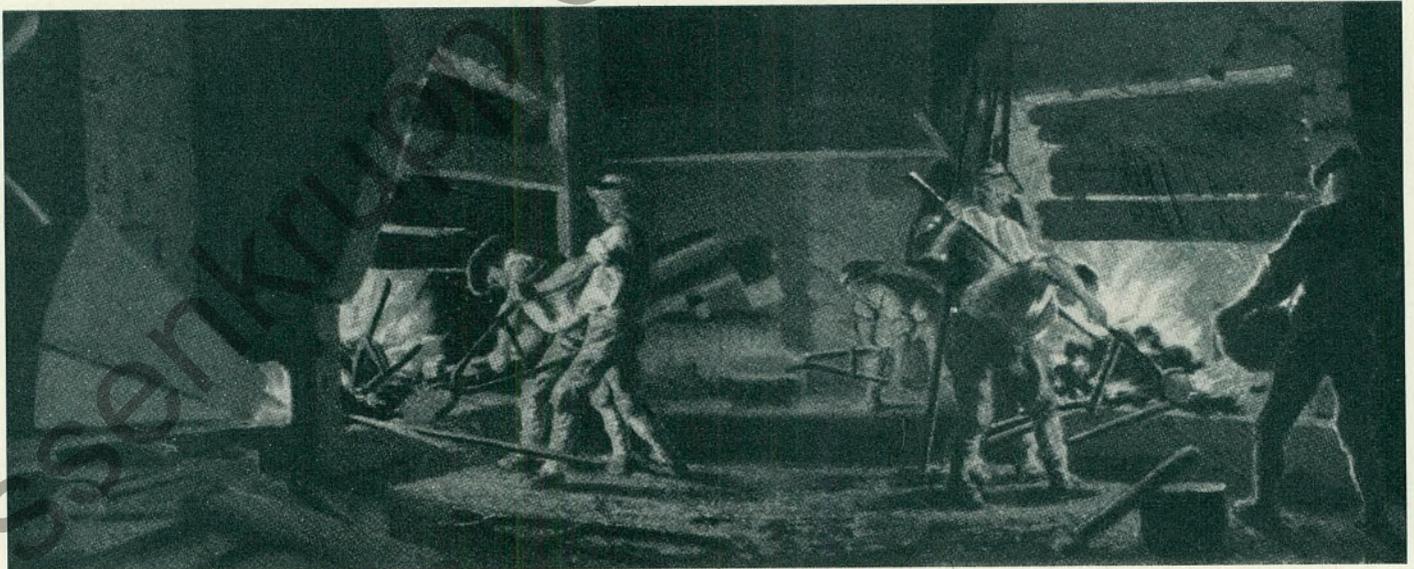


Feuerspritze von Karl Meß aus dem Jahre 1842.
Aus: Beitr. 2. Gesch. d. Techn. u. Industrie 1926.

5. 8. 1818 wurde Karl Meß in Heidelberg geboren. Er wurde Mechaniker und beschäftigte sich mit dem Bau von Feuerspritzen. Gegenüber den damals üblichen vierradrigen Wagenspritzen schuf er die zweiradrige Abprosspritze, die sich als außerordentlich leicht und handlich erwies. Zu diesen zweiradrigen Spritzen baute er auch zweiradrige Geräterwagen. Nach und nach dehnte Meß seine Tätigkeit auch auf die Verbesserung aller bestehenden Feuerwehrgeräte aus. Durch Vorträge warb er für die Begründung von Feuerwehren und für die Verbesserung des Feuerlöschwesens.



Eisenerzgrube in Dannemora (Schweden).
Zeichnung von James Nasmyth.
Nach Emiles, James Nasmyth, London 1835.



Wallonschmiede (Frishfeuer) in Forsmark.
Gemälde von Pehr Hilleström (nach Römnov: Pehr Hilleström, Stockholm 1929).

13. 8. 1816 starb Pehr Hilleström, ein Maler, der durch seine Darstellungen aus der Technik, insbesondere aus dem Berg- und Hüttenwesen, für die fachgeschichtliche Forschung von großem Wert geworden ist. In den Jahren 1757 und 1758 war er bei François Voucher in Paris und wurde im Jahre 1776 Hofmaler von Gustav III. Als geschätzter Künstler begann er Ende der 1770er Jahre mit seinen Dar-

stellungen aus der Technik. Er studierte und skizzierte das Leben der Arbeiter in den Bergwerken, Eisenhämern, Hochofenwerken, Gießereien und Glashütten. Der Künstler war vollkommen in Vergessenheit geraten. Man wurde durch eine Ausstellung seiner Werke in Stockholm im Jahre 1929 erst wieder auf ihn aufmerksam. Das obenstehende Bild zeigt das Innere einer Frishütte in Forsmark aus dem Jahre 1793.

Die großen Deutschen¹.

Ein Buchbericht von Professor Dr. Walter Schneider, Köln.

II. Die bildenden Künste.

In klassischer Kürze hat einmal Richard Wagner das Verhältnis der Kunst zum Volkstum ausgesprochen: „Was deutsch und echt, wüßt' keiner mehr, lebt's nicht in deutscher Meister Ehr'!“

Es gab eine Zeit, da „in falscher weltlicher Majestät“ die Kunst das Volk nicht mehr verstand und diesem wiederum als eine blutleere Angelegenheit einer intellektuellen Schicht von besonderer Bildung erschien. Echte Kunst aber ist eine notwendige Lebensbetätigung eines gesunden Volkes, nicht besonderer Wissensstoff oder Luxus. Wer durch natürliche Anlage und guten Willen der Erziehung zu menschlicher Persönlichkeitsentfaltung zugänglich ist, gehört auch zur „Kunstgemeinde“.

Soll also die Kunst eine gesunde Stellung im großen Lebensorganismus unseres Volkes, den wir Kultur nennen, einnehmen, so muß sie wieder „eingebürgert“ werden, das heißt Lebensrecht erhalten. Der Weg dazu führt über die Tradition und den Gemeinschaftsinn zum Erfassen der künstlerischen Persönlichkeit. Der Erzieher zur Kunst muß dem Volke den Künstler in seinem Wesen nahebringen; denn der Deutsche denkt nicht wie der Romane in schematischen Begriffen, sondern in Persönlichkeiten. Ihm wird die Kunst nicht in den Namen „Renaissance“, „Barock“, „Freilichtmalerei“, „Klassizismus“, „Impressionismus“ lebendig, sondern in den Menschen Dürer, Holbein, Schinkel, Menzel, Thoma u. a.

Und ein zweites: Auch die Kunstbelehrung muß wieder von der Kultur und Sprache des Hauses ausgehen, nicht von der der „Galerie“ oder des Pariser „Kunstsalons“. Kaum in einem andern Kulturbezirk sonst hat sich eine so gespreizte Sprache eingebürgert, ein solches Unkraut von tönenden Phrasen breitgemacht wie hier. Daran leidet die Kunstbetrachtung noch heute und wirkt volksfremd und, was schlimmer ist, lebensfremd. Als die gelehrte Kritik vor fünfzig Jahren Wilhelm Leibl noch verhöhnte, nahmen die Bauern in Verblüffung vor seinen „Frauen in der Kirche“ still die Hüte ab: „Das ist Meisterarbeit!“

Den Weg zum Erfassen der künstlerischen Persönlichkeit haben die Arbeiten des vorliegenden Werkes fast alle gefunden — den Weg zu einer schlichten, klaren und dabei fesselnden Sprache viele nicht.

Erst verhältnismäßig spät treten im Mittelalter Meister der Architektur, Plastik und Malerei als faßbare Persönlichkeiten hervor; die berufständische Gemeinschaftsarbeit der Bauhütten und Steinmetzschulen ließ den Künstler hinter seinem Werk zurücktreten. Vielleicht hätte der Aufsatz über die „Meister von Straßburg, Bamberg und Naumburg“ die charakteristischen Eigenschaften der romanischen und gotischen Architektur kurz herausstellen sollen. Er hätte dann den Übergang zu lebendiger Plastik mehr aus dem architektonischen Streben zum Dekorativen, das die Gotik auszeichnet, entwickelt. Die Ausführungen über den Straßburger „Engelspfeiler“ („Die Ströme der geistigen Schöpferkraft ... strahlen durch die Figuren in den Raum hinaus; dieser ist mit plastischer Energie, mit Schwingung und Schwebung erfüllt ...“) dürfte auch der gebildete Laie schwerlich verdauen. Dagegen ist die Charakteristik des Bamberger Reiters eindrucksvoll und schlicht, ebenso die Schilderung der berühmten Naumburger Standbilder.

Sehr viel glücklicher führt H. Schrader uns mit dem Nürnberger Bildhauer Veit Stoß in die kulturellen und völkischen Zusammenhänge ein, die in der deutschen Kunst wirksam waren. Die tragische Persönlichkeit dieses hochbegabten, aber „irrigen und geschreienigen“ Mannes, der der deutschen Kunst den Sieg in Polen und Schlesien gewann, in seiner Heimat Nürnberg jedoch mit dem Straßgesetz in Konflikt geriet², wird uns verständlich durch den Hinweis auf die „Unruhe“, die auch seine Werke bis in die leidenschaftliche Brechung der Gewandfalten hinein beherrscht.

Dieses Bewußtsein von der kulturellen Mission der Deutschen wird vertieft durch die viel zu wenig bekannte Gestalt des Lübecker Bildhauers

¹ „Die großen Deutschen“. Herausgegeben von Wilh. Andreas und Wilhelm von Scholz. Propyläenverlag, Berlin. 4 Bände. Ganzleinen je Bd. 16,50 RM.

² Vgl. „Veit Stoß, ein Künstlerschicksal“ von Walter Krefsting im „Werk“ 1936, S. 195 bis 202.

Bernt Notke (um 1460 bis 1509), dessen prachtvolle St.-Jürgen-Gruppe in der Hauptkirche von Stockholm „schlechthin das Sinnbild für Ausdehnung, Art und Bedeutung norddeutschen Kunstschaffens im Ostseeraum ist“. Hier geht dem Leser so etwas wie der Begriff einer „kulturellen Geopolitik“ auf. Man erschaut in dieser strengen norddeutschen Kunst das Kultbild, das zugleich Nationalheiligtum und persönliche Heldenehrung sein will, und man erkennt daran die veränderten Bedingungen, unter denen die aufstrebenden süddeutschen Städte, besonders Nürnberg und Augsburg, durch Renaissance und Humanismus den Boden für die Kunst eines Dürer und Holbein schufen.

Dabei werden die Fäden gesponnen zu jener eigenartigen Erscheinung deutscher Kunst, die der Genußfreudigkeit der Renaissance scheinbar so kraß gegenübersteht und doch nur ihr weltanschaulich bedingtes, notwendiges Gegenpiel bildet, der Darstellung des „Totentanzes“. Geboren aus dem Ernst kirchlicher Heilslehre mit ihrem „Memento mori“, der herben Strenge nordisch-deutscher Lebenserfahrung und der sozialen Not der ständisch aufgebauten Gesellschaft, dient der Totentanz sowohl der inneren Selbstbefreiung wie der sozialen Kritik. Von Notkes „Grabplatte des Ratsherrn Hutterock“ geht seine Laufbahn über Dürers „Ritter, Tod und Teufel“ zu Holbeins unsterblicher Dichtung von Leben und Tod, Gericht und Erlösung durch die Jahrhunderte bis zu den eigenartigen Bildern Rethels und den Selbstbildnissen Böcklins. Hier ist für den suchenden Leser eine wirklich fruchtbare Arbeitsmöglichkeit geschaffen, selbständig sehen zu lernen und die Kunst als Glied der Gesamtkultur zu erleben.

Inzwischen führt uns Hubert Schrader mit Lillmann Riemenschneider einen Bildhauer vor Augen, der zwar noch der Gotik angehört, in dessen Kunst wir aber doch spüren, daß „ein Jahrhundert, ja eine Welt zugrunde geht“. Ob es allerdings richtig ist, daß „die Reformation die Kunst als Mittlerin des Religiösen entrechtet“ habe, möchte ich bezweifeln. Dagegen sind die Ausführungen über die in der Renaissance beginnende Verabsolutierung der Kunst, die mit der Herrschaft der Antike jene gefährliche Scheidung zwischen „Kennern“ und „Laien“ schuf, sehr anschaulich. Die warmherzige Beschreibung der wohl ältesten deutschen „Akte“, Riemenschneiders „Adam“ und „Eva“ für die Würzburger Marienkapelle, wird jeden Leser erfreuen³. Der Überleitung von der Gotik zu jener neuen Schönheitsform, die nicht Nachahmung der italienischen Renaissance ist, sondern „den gotischen Naturalismus zum deutschen Barock vortreibt“, ist der außerordentlich lebendige Aufsatz über Peter Vischer gewidmet, den Hans Karlinger leider mit unnötig geschraubten Wendungen ausziert⁴.

Erquickend ist dagegen die farbige Schlichtheit, mit der Emil Waldmann die alle Spannungen zu mächtiger Einheit zusammenfassende Persönlichkeit Albrecht Dürers gestaltet. „Er sah die Wirklichkeit und Vielheit der Dinge und suchte doch immer wieder die Norm, in der Sinnlichkeit des Schaffens fühlte er mahnend das „Gefeg“. Neben dem Realisten lebte in ihm der Mystiker und Phantast. Er war Gotiker und Renaissance-mensch.“ Alles ist hier klar und anschaulich. Man braucht in der Tat nur einen Blick auf das Roß des Dürerschen Ritters („Ritter, Tod und Teufel“) und auf Verrocchios Colleoni-Standbild zu tun, um den Einfluß des Venetianers auf den deutschen Künstler zu erleben! Wertvoll sind die Hinweise auf Dürers besondere Art, die Landschaft aufgebaut aus Licht, Luft und Farbe „in großer, einheitlicher Gesamtstimmung“ zu sehen. Sie schlagen eine Brücke zum Verständnis von David Kaspar Friedrich, Böcklin und Leistikow. Eindringlich auch das Hervorheben des heroischen Zuges in Dürers Darstellung der Leiden Christi, der „kämpft, solange er noch einen Funken Leben in sich hat“. Nordisch-deutsch ist auch der Typus der „traurigen Madonna“, den Dürer schuf, in ihrer herben Mütterlichkeit, wie das Abbild germanischer Männlichkeit jener Ritter bleibt, der furchtlos seinen geraden Weg reitet, unbekümmert um Tod, Hölle und die lockende Herrlichkeit der Welt⁴.

² Vgl. „Relief von Riemenschneider auf dem Doppelgrab Heinrichs II. und Kunigundes“ im „Werk“ 1936, S. 556.

³ Vgl. die Nachbildung des „Aftbrechers“ im „Werk“ 1935, S. 252 und 253.

⁴ Vgl. „Das Werk“ 1936, S. 537 und 557.

Störend wird die klare Linie zu Holbein und Lukas Cranach hier unterbrochen durch einen Aufsatz Willy Kurths über Matthias Grünewald, den dämonischen Meister des „Jenheimer Altars“. Niemand wird heute die überragende Stellung leugnen, die dieses Werk mit seiner düsteren Mystik in der Geschichte der deutschen Kunst einnimmt. Die Tragik in den Gestalten der Maria und des Johannes wie der verzweifelt die Hände ringenden Magdalena wird jeden Beschauer aufs tiefste ergreifen⁵. Indessen sprechen berufene Beurteiler doch auch gerade von der Gestalt des Kreuzifixus als einem „erbarmungslosen Gesicht vom Fluch der Menschheit“, nennen das Ganze eine „Malerei mit dem Hammer, von barbarischer Ursprünglichkeit“, ja sogar einen „höchst unerfreulichen Anblick“. Sind diese Urteile auch zu scharf, so sieht man doch, daß Hyperbeln wie „das größte Malwerk der Deutschen . . . die Sixtinische Decke der deutschen Kunst“ mit Vorsicht anzuwenden sind. Unerquicklich aber ist es, daß der Verfasser die Lobpreisungen Grünewalds durch sehr eigenartige Ausfälle gegen Dürer stützen zu müssen glaubt, dem nur „ein sehr schwacher Erfolg in der Aufgabe, eine große deutsche Malerei zu schaffen“, zugestanden wird, und noch unerquicklicher, daß dieser Gegensatz auf das konfessionelle Gebiet hinübergespielt wird mit deutlicher Richtung gegen den „Protestanten“ Dürer: „Indem sich Grünewald der nordischen Seherin (gemeint ist die sehr zweifelhafte Heilige Birgitta) anvertraut, fühlt er seine Seele im Schoße der großen Kirche geborgen. Wie hätte auch sonst die Kirche ihm ihre Altäre überlassen können, wenn er sie benutzte hätte, um unerträgliche Dinge zu sagen?“ Um dies Beispiel, wie ein Künstlerleben nicht gezeichnet werden soll, abzurunden, sei noch folgender Satz angeführt: „Nordisch ist, daß der Mensch seine egozentrische Stellung im Weltbild aufgibt und selber, kosmisch gebunden, Landschaft wird.“

Wie anders wirkt da Otto Fischers einfache Beschreibung der Werke Lukas Cranachs, etwa der „Ruhe auf der Flucht“ mit dem Märchenzauber des deutschen Lannenswaldes, der Quelle, den Blumen, den Engelfindern und dem Kinde auf dem Schoße der Mutter⁶! Bürgerlich erscheinen uns seine Bilder von Jesus, den er als den Kinderfreund malt, gesund die sinnfrohe Natürlichkeit seiner Hirschjagden, Stilleben, Landschaften, die Schönheit der jugendlichen Körper in den Darstellungen aus der griechischen Sage. Nicht mit Unrecht spricht man von einem „letzten gotischen Kokoko, das an den naïv-sublimen Zauber Mozartscher Musik erinnert“. Und wie deutsch und echt erscheint der treue Freund des Hauses Luther, der des Reformators Züge dem ganzen protestantischen Deutschland vertraut machte, der treue Diener Friedrichs des Großen, für den er 1747 beim welschen Kaiser Karl V. einen Fußfall tat und dem der Achtundsiebzigjährige volle zwei Jahre ins Exil folgte! Künstlerisch größer, doch weniger vollständig erscheint sein Zeitgenosse Hans Holbein d. J., der den deutschen Ernst mit der italienischen Schönheit versöhnte und der Erzieher zu künstlerischer Einfachheit wurde. Seine Madonna ist eine deutsche Frau, die den Bürger und dessen Familie in ihrem Heim aufsucht, seine Engel sind flachhaarige deutsche Kinder, deutsche Berge blau in der Ferne seiner Bilder. Könige und Königinnen, Fürsten und Ritter hat er in Deutschland und England gemalt, er „war Hofmaler, ohne Schmeichler zu sein, hat die Menschen zugleich geadelt und gerichtet“⁷. In seinen Bildern vom „Totentanz“ „durchleuchtet er die Schatten des Spottes stimmungsvoll mit dem Licht seiner Güte“. Wie zart geleitet doch der Tod den vertrauenden Greis auf dem leichten Wege zum Grabe! Von diesen Holzschnitten führt ein leichter Weg zu Chodowiecki, Overbeck und Richter.

Zurück zur Architektur und in ein anderes Land führt uns ein Abschnitt aus Moeller van den Brucks Buch vom „preussischen Stil“, der Andreas Schlüter gewidmet ist. Plastisch ist die Würdigung des Revolutionären in Schlüters Persönlichkeit, seines an Michelangelo erinnernden Planes, das Schloß, „das machtvollste aller nordischen Barockschlösser, den größten aller römischen Paläste“, mit der langen Brücke, dem Spreeufer und dem Kuppelraum zu einem gewaltigen „Forum“ zusammenzufassen. Das Denkmal des Großen Kurfürsten wird mit Recht Donatello's Standbild des

⁵ Vgl. „Meister Matthias, genannt Grünewald“ von Walter Krefsting im „Werk“ 1936, S. 3 bis 9.

⁶ Vgl. „Ruhe auf der Flucht“ im „Werk“ 1936, S. 559, und „Lukas Cranach der Ältere“ von Erika Günther im „Werk“ 1934, S. 13 bis 16.

⁷ Vgl. „Hans Holbein und der Stahlhof zu London“ von Walter Krefsting im „Werk“ 1934, S. 98 bis 104.

Gattamelata und Verrocchios Colleoni an die Seite gestellt. Über den recht ungleichen Fortsetzer Schlüters, Cosander von Goethe, und seine Neigung zu zügelloser Willkür im Dekorativen führt der Weg zu jener süddeutschen Barockwelt, deren größter Vertreter Johann Balthasar Neumann ist.

Wertvoll in der Darstellung Adolf Feulners ist vor allem das Herausstellen des Schloßbaues als Ausdruck der Machtidee, des Zurücktretens des Wohnbedürfnisses gegenüber Prunksaal und Treppenhause. Die Schlösser in Würzburg, Bruchsal und Brühl bei Bonn sind lebendige Beispiele. In den „preussischen Stil“ zurück weist dann der Name Karl Friedrich Schinkels, „eine Überzeugung von baumeisterlichem Schaffen wie der Name Bramantes“. August Grisebach geht aus von Schinkels Wort: „Alles beim Kunstwerk liegt darin, daß die Natur mit einer bestimmten Gesinnung gesehen wird“, womit er an Dürer anknüpft. Er erstrebte im Bauwerke eine organische Verbindung des Ganzen und seiner Teile, ein harmonisches Verhältnis zwischen dem Einzelbau und seiner architektonischen und landschaftlichen Umgebung. Den „Takt der Seele, der das Richtige in einer Aufgabe erfäßt und hinzustellen vermag“, von dem er spricht, besaß er selbst. Die „Neue Wache“, das Schauspielhaus und das „Alte Museum“ sind unvergängliche Denkmäler einer wunderbaren Harmonie von Architektur und Zweckbestimmtheit. Vielleicht hätte stärker auf die Notwendigkeit zur Sparsamkeit hingewiesen werden können, die Schinkel zwang, geringe Mittel würdig zu verwalten. Dagegen werden die Gründe für die Kunstkrise jener Zeit, die neuen Bauansprüche der Fabrik, des Mietshauses, des Kaufhauses, die neuen Baustoffe Eisen und Glas, überzeugend dargelegt, ebenso Schinkels Einfluß auf das Kunsthandwerk. Will man die ganze Schlichtheit des Menschen Schinkel erkennen, so sehe man auf das „Eiserne Kreuz“, dessen Entwurf er geschaffen.

Die allzu bunte, verworrene und heiß umstrittene Welt der Kämpfe um einen dauernden Bildnisstil im 19. Jahrhundert betreten wir mit einem außerordentlich lehrreichen Aufsatz H. Schraders über die nach langer Vergessenheit heute wieder gewürdigten pommerischen Maler Philipp Otto Runge⁸ und Kaspar David Friedrich⁹. Runge ist von seinem Wiederentdecker, dem Hamburger Alfred Lichtwardt, fälschlich für einen „Vorahner des Impressionismus“ erklärt worden. Er ist Romantiker und Symboliker, der der Kunst im Gegensatz zum bloß ästhetischen Genuß die Aufgabe zuwies, „das tiefste Ahnen unserer Seele, daß Gott über uns ist“, zu ihrem Inhalt zu machen, eine Ahnung der Ewigkeit im Kreislauf der Zeit zu schaffen. Wie Runge an seiner Lebensaufgabe, durch ein Werk, die „vier Tageszeiten“, diese Symbolik zu verwirklichen, scheiterte, wird ergreifend geschildert, seine großen Bilder werden liebevoll gewürdigt. Für die Kunstziehung fast noch wertvoller sind die Ausführungen über die Auffassung der Landschaft durch Friedrich. Wie seine Menschen, angegedeutete Rückenfiguren, gleichsam als Schemen den Betrachter zwingen, durch sie hindurch die Landschaft in sich aufzunehmen, das Unendliche zu ahnen, hat schon Heinrich von Kleist erkannt. Das „Kreuz im Hochgebirge“ kann in der Tat eine ganze Vorlesung über Symbolik ersetzen⁹.

Aus der gewaltigen Menge der bildenden Künstler des 19. Jahrhunderts sonst haben die Herausgeber nur fünf Maler herausgehoben, die dann in ausführlichen, durchweg bedeutenden Darstellungen behandelt werden: Adolf Menzel, Arnold Böcklin, Wilhelm Leibl, Hans Thoma und Louis Corinth. Eine gewisse Einseitigkeit ist dieser Auswahl nicht abzuspüren. Wieder tritt das Irreführende des Titels „Die großen Deutschen“ peinlich in die Erscheinung. Sollten zum Beispiel nicht Max Klinger und Franz von Stuck neben jenen einen Platz beanspruchen können? Gehört kein Meister der Architektur, etwa Messel oder Olbrich, unter die Großen der Kunst? Indessen ist schon das hier Gebotene so überreich, daß eine eingehende Berichterstattung allein einen Aufsatz nötig machte. Auch sind die Meinungen über alle jene Künstler noch heute so umstritten, die Kämpfe um den Wert der Persönlichkeiten und der Schulen so lebhaft, daß ich es dem Leser überlassen möchte, an der Hand der vorzüglichen Arbeiten des Werkes selbst Stellung zu nehmen, sich ein Urteil zu bilden. Es ist eine lohnende Arbeit.

⁸ Vgl. „Philipp Otto Runge, der Romantiker des Lichts“ von Erika Günther im „Werk“ 1937, S. 259 bis 264.

⁹ Vgl. „Die Kunst in uns“ von Erika Günther im „Werk“ 1937, S. 55 bis 59.

Der Nussknacker

Rösselsprung.

	schein	mein	win	sent	siebst	ob	ge	
sein	den	li	die	ße	ter	we	du	ge
busch	kind	und	nicht	men	we	rin	un	im
kurz	chert	die	gro		wie	schen	ge	wärts
es	herz	sie				ße	müß	dich
so	weg	ob	das		zu	gleich	ßen	din
sie	sind	du	man	viel	nicht	wie	du	je
den	ber	nur	all	er	daß	au	die	woll
	kennst	grün	pact	von	hier	test	knact	

Fr. S.

Möglich.

Den Akt, das Lied vermischt. Mir schien,
Auch du sprichst ihn.

W. J.

Einfachproblem.

1. Sch --- re.
2. Sch --- mut.
3. W --- macht.
4. Er --- t.
5. Wa --- el.
6. Sc --- ten.
7. Gegen --- mund.
8. Ro --- ich.
9. Turn --- ein.
10. Auf --- g.
11. Eu --- ie.
12. Sc --- tel.
13. Pe --- ie.
14. Mau --- ung.
15. Land --- errat.
16. W --- e.
17. Tel --- op.
18. Sp --- ung.
19. D --- a.
20. B --- in.
21. Scha --- el.
22. Th --- isch.
23. Bro --- sser.
24. Tr --- an.
25. And --- ach.

Von den nachstehenden Buchstabengruppen ist je eine Gruppe an Stelle der Striche zu setzen, so daß sinngemäße Wörter entstehen; die Zahl der Striche entspricht der Zahl der Buchstaben. Die eingesetzten Buchstaben ergeben im Zusammenhang gelesen einen Ausspruch Hindenburgs.

ann - cht - der - dess - ehr - eng - em - est - esp - fur - gan - gen
hat - hei - ist - nur - olk - ser - tme - tun - uf - unf - ver - vor - wer.

E. D.

Silbenrätsel.

a - a - ai - bach - beth - bo - da - dam - dou - droh - e - e - e - e
ei - ek - en - en - es - fant - gal - gen - gum - ho - hy - i - ib - in
ker - le - li - lip - lit - mam - mers - mut - ne - net - ni - nit - no
pi - pril - re - rent - ri - rog - sa - schie - schre - sen - sen - sen
sor - te - tel - tem - ten - tenz - ter - the - ti - tik - tiz - to - tru - va
vall - vog - wa - zin - zow.

Aus obigen Silben sind 28 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, von oben nach unten gelesen, einen treffenden Ausspruch ergeben; ch und sch sind je ein Buchstabe; ei nur am Wortende. Bedeutung der Wörter:

1. Stadt in Frankreich.
2. Monat.
3. Sinnspruch.
4. Seestadt in Unteritalien.
5. Musikalischer Abstand.
6. Tierisches Erzeugnis.
7. Städtchen im Bergischen Land.
8. Dickhäuter.
9. Freischarführer (1813/15).
10. Insekt.
11. Rheinische Industriestadt.
12. Getreideart.
13. In früheren Zeiten Bezirk eines Schirmherrn.
14. Italienische Landschaft.
15. Apfelsorte.
16. Opernkomponist.
17. Nordamerikanischer Hirschk.
18. Nordischer Dramatiker.
19. Mädchenname.
20. Italienischer Anatom und Erfinder des 18. Jahrhunderts.
21. Hartgummi.
22. Aufzeichnung.
23. Topfblume.
24. Sonnenbahn.
25. Staat von Nordamerika.
26. Indianisches Stammeszeichen.
27. Stadt in Holland.
28. Ausgestorbenes Rässlertier.

E. D.

VII/VIII/83

Köpfe, Beine, Schwänze.

Der große Wanderzirkus Bingo erhielt Besuch von den Honoratioren der Stadt L. Die Herren sahen sich alles genau an und kamen schließlich auch in eine Menagerieabteilung, die aus fünf großen Käfigen bestand. In diesen fünf Käfigen hielten sich zur Zeit der Besichtigung sechs Lebewesen auf, die zusammen sechs Köpfe, achtzehn Beine und fünf Schwänze besaßen. Die ersten vier Käfige enthielten je ein Tier, und zwar war in dem ersten ein Elefant, im zweiten ein Löwe, im dritten ein Tiger und im vierten ein Wolf. Welche beiden Geschöpfe — ein Vogel war nicht dabei — enthielt der fünfte Käfig?

Lösungen aus dem Mai/Juni-Heft.

Besuchskarte.

Sonnenfinsternis.

Spiel mit Buchstaben.

1. Da(us).
2. Wolle.
3. (An)is.
4. L(od).
5. As.
6. F(re)und.
7. Amen.
8. L(op)f.
9. (Zür).
10. (B)all.
11. Dei(ch).
12. N(ot).
13. Un(na).
14. (S)und.
15. Kass(o).
16. End(e).
17. Rum.
18. Seid(e).
19. (B)ase.
20. R(e)st.
21. E(id).
22. (S)aß.
23. Dum(a).
24. (M)uß.
25. L(al).
26. Den(a)r.
27. (Sp)echt.
28. E(to)n.
29. Vo(gel).
30. N(o)sa.
31. L(an)z.
32. Fas(an).
33. Cen(f).

Das Wollen ist das Fundament
Für all dein Tun und Lassen;
Drum sei das erste, daß du mußt
Den rechten Vorsatz fassen.

Geheimschrift.

Schlüsselwörter: M, Zweig, Buch, Vorstand.

Nur zwei Tugenden gibt's:
O waeren sie immer vereint,
Immer die Guede auch groß,
Immer die Groeße auch gut.

Buchstabenwechsel.

1. Saß.
2. Umriß.
3. Makel.
4. Arno.
5. Nenner.
6. Jschl.
7. Teil.
8. Mime.
9. Esra.
10. Neun.
11. Ente.
12. Ziel.
13. Nebo.
14. Ethel.
15. Aare.
16. Rolf.
17. Jechia.
18. Elbe.
19. Eule.
20. Auge.
21. Eh-rung.
22. Anna.
23. Gift.
24. Ulema.
25. Harz.
26. Iran.
27. Ufchi.
28. Jaun.
29. Mäzen.
30. Jnes.
31. Lied.

Sturm kann nicht immer nützen; beharrliche Belagerung führt auch zum Ziele.

Rösselsprung.

Im Sengen der Sommer Sonne reift jedes zu seinem Ziel —
Die einen zu fruchtender Fülle, die andern zum Falter Spiel.

Da prangen die goldenen Ahren,

Geduldiger Scholle zum Lohn;

Die blauen Blumen der Treue und Herzblut tropfender Mohn.
Heinrich Anacker.

Schütteln!

Geburt, Betrug.

*

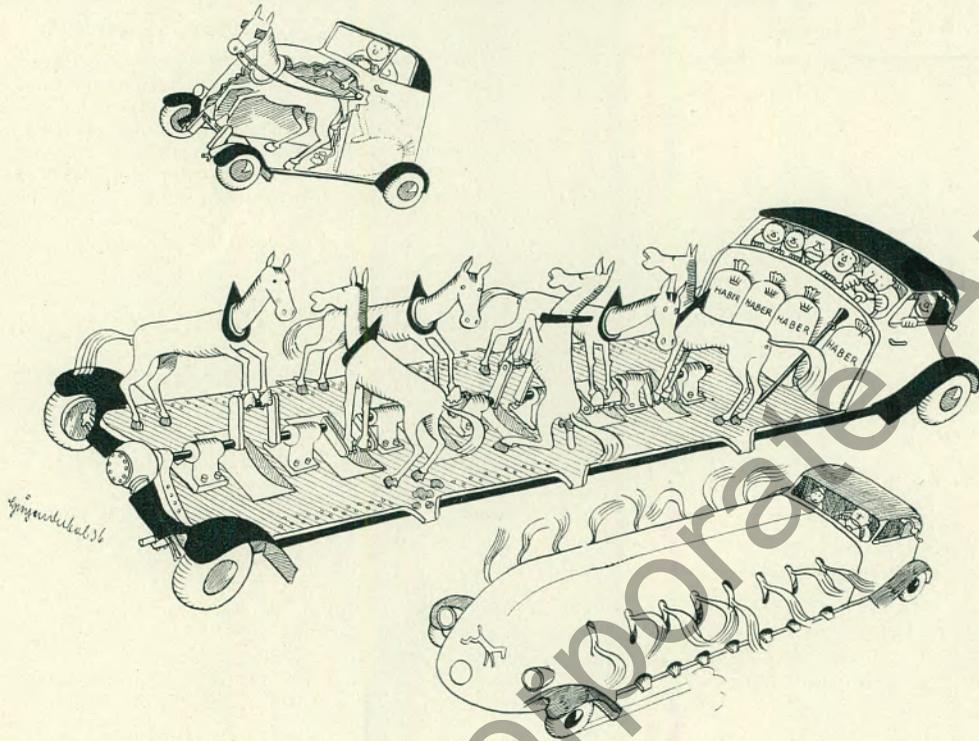
Die Quelle.

Mit freundlicher Genehmigung von Schriftleitung und Verfasser haben wir den Aufsatz „Deutschland und die internationalen Eisenprobleme der Gegenwart“ dem Heft 2 der „Deutschen Zeitschrift für Wirtschaftskunde“ entnommen. Unsere Veröffentlichung bildet einen Ausschnitt aus dem dort erschienenen Aufsatz „Der deutsche Raum und die deutsche Eisenhüttenindustrie“.

*

Die Bolanfliegerkammer

enthaltend die bündelnden im veranschaulichten Monat
eingeschlossenen Spottwörter



1 bis 16 PS.

Zeichnung
von
Hugendubel.

Willy schlägt einen Nagel in die Wand. Seine junge Frau schaut ihm interessiert zu: „Nagel schlägst du ein wie der Bliß!“
„Wieso denn?“
„Nun — der trifft auch nicht zweimal hintereinander die gleiche Stelle!“
(Berliner Illustrierte Zeitung.)

*

„Mama, wo hat Papa seine Liebesbriefe liegen?“
Die Mutter staunt über die seltsame Frage des Neunjährigen, sagt aber rasch im strengen Ton: „Papa hat keine Liebesbriefe!“
„Papa hat keine Liebesbriefe?“
„Nein!“
„Hat er dir nie welche geschrieben?“
Nun ist die Mutter wiederum angenehm überrascht. Mit einem frohen Lächeln meint sie: „Natürlich hat er mir Briefe geschrieben.“
„Na also“, ruft der Junge siegesfroh, „wo liegen sie?“
Mutter muß wieder herzlich lachen. „Aber wozu brauchst du denn Papas Liebesbriefe?“
„Ich muß sie haben“, erklärt Kurtchen, „gestern hat mir Heinz Kammerde die Liebesbriefe seines Vaters vorgelesen. Nun habe ich ihm versprochen, ihm auch die Liebesbriefe meines Papas vorzulesen.“
(Koralle.)

*

Die Längerin tanzte einen phantastischen Tanz. Die Arme griffen dahin und dorthin. Den Zuschauern verschlug es den Atem. Da hört man plötzlich eine helle Kinderstimme:
„Du, Mutti, wofür fängt denn die Frau die vielen Fliegen?“
(Berliner Illustrierte Zeitung.)

In ein Friseurgeschäft trat ein Herr, nahm auf dem Stuhl Platz und wollte rasiert werden. Der Friseur fragte: „Vielleicht zuvor Kopfwaschen? Mit einer kleinen Fraktion? Vor dem Rasieren Einkremen und heiße Kompressen? Nach dem Rasieren eine Gesichtsmassage mit Sauerstoffpackung?“
Der Kunde nickte: „Machen Sie, was Sie wollen — aber mehr als vierzig Pfennig zahle ich nicht.“
(Illustrierter Beobachter.)

*

Am Fernsprechautomaten.

Herr (enttäuscht die Tür aufreißend): „Werden Sie nicht endlich den Hörer aufhängen? Seit einer Viertelstunde stehen Sie da, ohne ein Wort zu sprechen!“
Der Herr in der Zelle: „Sie irren! Ich spreche mit meiner Frau!“
(Wochenschau.)

*

Der schüchterne junge Mann kam zum Chef: „Ich möchte um eine Gehaltserhöhung bitten“, stotterte er, „eh — es sind mehrere andere große Gesellschaften hinter mir her!“
Er bekam keine Zulage. „Und wer sind diese Gesellschaften, von denen Sie vorher gesprochen haben?“ wollte der Firmeninhaber wissen.
„Die Gas- und die Elektrizitätsgesellschaft.“
(Berliner Illustrierte Zeitung.)

*

Frau: „Wollen wir morgen eine Gans schlachten?“
Mann: „Warum denn?“
Frau: „Wir sind morgen zehn Jahre verheiratet.“
Mann: „Was kann denn die Gans dafür?“
(Koralle.)

Herausgeber: Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft, Düsseldorf. — Für die Schriftleitung verantwortlich: W. Debus, Düsseldorf.
Druck: A. Bagel, Düsseldorf. — Schriftleitung und Geschäftsstelle: Düsseldorf, Ludwig-Knickmann-Straße 67. — Fernsprecher:
Sammelnummer Ortsverkehr 1 02 11, Fernverkehr 1 02 31.

„Das Werk“ kann durch den Verlag, Düsseldorf, Ludwig-Knickmann-Straße 67, die Post oder durch jede Buchhandlung bezogen werden. Jährlicher Bezugspreis (12 Hefte) 8 RM., Einzelheft 75 Pf. Zu den Bezugspreisen treten die üblichen Bestellgebühren. Bei Sammelbezug (mindestens 10 Exemplare) wird ein entsprechender Rabatt gewährt. Bereits erschienene Hefte des laufenden Jahrgangs werden, soweit nicht vergriffen, auf Wunsch nachgeliefert. — Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keinerlei Haftung übernommen.